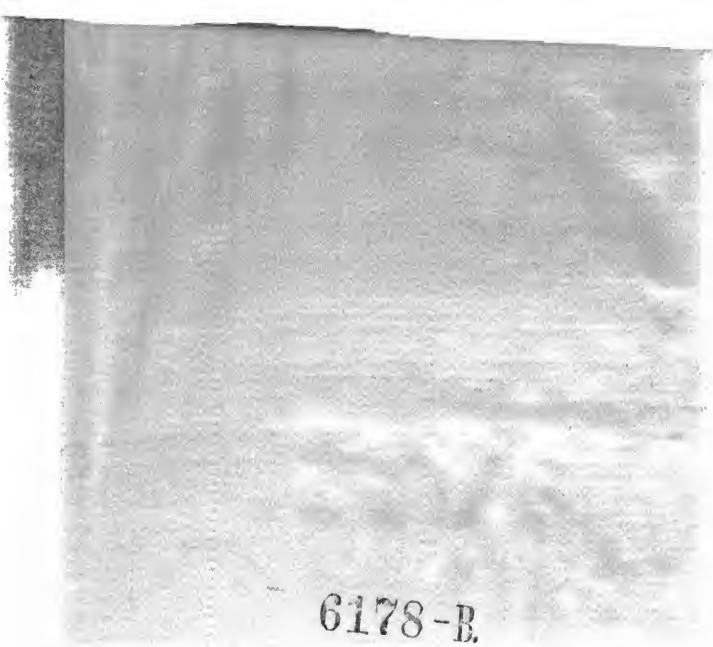
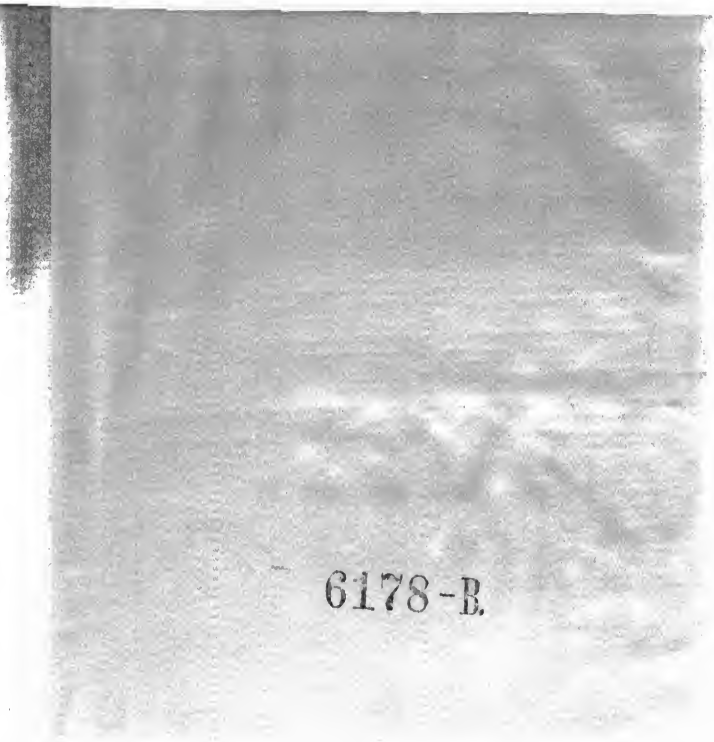
6.178-B ALT Bd1

6178-B.



6178-B.


6178-B.

Gallerie

der

SIPURIM,

eine Sammlung

jüdiſcher Sagen, Märchen und Geſchichten,

als ein Beitrag

zur

Völkerkunde.

Von

mehreren iſr. Gelehrten.

Prag 1847.
Eigenthum und Verlag von Wolf Paſcheles.
Buchdruckerei des M. J. Landau.

6.178-B.22
[2]

Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.

Göthe.

Die Eishöhle.

Groß an Weisheit und Macht, reich an Silber und Gold war der König Salomo, und seine Regierung die Glücklichste und Segenreichste unter Israels Königen; denn während der Zeit seiner Herrschaft ward die Kriegstromete nicht gehört, Waffengeklirr, Panzergerassel und der Krieger wilder Sang wurde selten von einem Ohre vernommen, ruhig nnd friedlich saß jeder Mann unter seinem Weinstocke und Feigenbaum. Wohlausgerüstete Schiffe durchkreuzten die Meere, und kamen zurück schwer beladen mit Gold von Ophir und Tharsisch. — Doch mehr als Macht und Pracht, mehr als Gold und Ehre entzückte den König ein Juwel, den er besaß — seine Tochter Sulamith; denn sie glich der Sonne an Schönheit, dem Monde an Lieblichkeit. Wie die Palme schlank war ihr Körperbau, anmuthig ihre Schritte, wie siebenmal geläutertes Gold so rein ihre Seele. Gleich dem Morgenstierne funkelten ihre Augen, wie das Carmin am Granatapfel glüheten die zarten Wangen, der Rosenmund klein, stets holdselig lächelnd. Alle Augen folgten, alle Herzen flogen der schönen Königstochter zu. — Es kamen auch der Fürsten und Könige viele, von nahen und fernen Landen, die Holde zu freien, brachten reiche Geschenke, der Schönen zu huldigen, mit Pracht und Herrlichkeit ausgestattet, — aber umsonst — Sulamith wählte keinen von ihnen. —

Ihr fraget „warum?" o Töchter Israels. — Nun, aus dem ganz einfachen Grunde: weil sie schon einen Andern liebte. Amnon, der Hauptmann der königlichen Leibwache, war's, der das Herz der Prinzessin sich gewonnen. — Obgleich gegen einen König so niedrig geboren, hatte der Jüngling doch Vorzüge des Geistes und Körpers, die einen Königssohn geschmückt haben würden. — Gerade und kräftig wie eine Ceder war der Wuchs seines Leibes, wie aus Marmor gemeiselt, voll und stark, waren Schenkel und Arme. Männlicher Trotz ruhete zwar auf der hohen Stirne, doch der freundliche Blick seines schwarzen Auges verrieth Sanftmuth. — Niemand verstand es besser, einen wilden Araber zu bändigen, als er, — Niemandes Pfeil traf so sicher das Ziel, als der vom Bogen Amnons, und es gab im Stamme Jehuda keinen kräftigeren Arm, den Spieß zu werfen. — Und wenn er in seiner Rüstung vor seinen Kriegern daher schritt, schien er ein Gott des Krieges.

Niemand hatte Ahnung von der Neigung der Prinzessin, nicht einmal der weise Vater, der doch der Thiere und Pflanzen Sprache verstand, konnte das Geheimniß der Liebe, das seine Tochter im Herzen bewahrte, errathen. — Nur der Zufall entdeckte es ihm. —

Draußen vor der Stadt, nahe am Libanon, war des Königs Lustschloß; der weitläufige Garten schloß sich an die Waldung des Libanon, und sehr leicht konnte ein Lustwandler hier sich verirren. — Liebende sind gerne allein, damit sie ungestört an den geliebten Gegenstand denken können, daher kam es, daß Sulamith eines Tages ganz allein spazieren ging, und gedankenvoll einen Weg verfolgte, der sie nach der rauhen Wildniß im Libanon führte. — Sie wandelte fort, bis sie an eine schroffe Felswand gelangte. Hier erst merkte sie, daß sie sich von ihren, sie bedienenden Mädchen zu weit entfernt habe und wollte wieder umkehren; allein sie konnte den rechten Pfad nicht mehr finden, und je weiter sie ging, um so wilder ward die Gegend. — Sie rief nach ihren Zofen — umsonst — keine Antwort. Sie schrie ängstlich um Hilfe, — vergebens — immer dunkler, immer rauher wurden die Pfade, der zarte Fuß wankte oft, und ermattet sank sie endlich auf ein bemooftes Felsstück nieder. Plötzlich ward sie durch ein Geknister im Gestrippe und durch fürchterliches Gebrüll aufgeschreckt. Sie versuchte es zu fliehen, aber in dem Augenblicke sprang ein gefleckter Ungeheuer aus dem Gebüsche hervor, — nur noch ein Satz, und sie war die Beute des wilden Thieres. — Da schwirrte ein Pfeil von der Felswand herab, durchbohrte das Herz des Tigers, und vor der ohnmächtigen Königstochter streckte er die Glieder und hauchte brüllend seinen letzten Athem aus. — Von der Felswand herab stieg nun ein schöner Mann, mit Bogen und Köcher gewaffnet; er nahete sich der Jungfrau, und, die Ohnmächtige erkennend, rief er bebend: „Sulamith!“ — Kaum wagte er's, die holde Schöne zu berühren. — Er eilte zur nahen Quelle, brachte kühles Wasser in der hohlen Hand, ihr Antlitz zu waschen, und aus seiner Feldflasche goß er einige Tropfen erquickenden Trankes auf ihre Lippen. — Der Athem kehrte wieder, der jungfräuliche Busen bewegte sich, die Blässe wich von den Wangen, sie öffnete ihre Augen. — „Amnon!“ war ihr erster Ruf — „Amnon! bist du es oder dein Engel?“ — „Ich bin's, Sulamith! siehe, der Herr Israels hat mich zu deiner Rettung bestimmt,“ erwiederte sanft der Jüngling. — Die Prinzessin blickte rings umher, und als sie das erlegte Thier gewahrte, schrie sie ängstlich auf: „Hilf! der Tiger!“ — „Fürchte nichts, Prinzessin! er ist todt, von meinem Pfeil getroffen,“ — beruhigte sie Amnon. — „Gelobt sei Jehova! Ohne dich wäre ich eine Beute des Todes! Wie soll ich dir vergelten?“ sprach Sulamith. — „Erlaube mir, Hohe! den Saum deines Kleides an meine Lippen zu drücken!“ — „Nicht so, mein Freund! Du bist der Retter meines Lebens, und ich bin nun dein Geschöpf. Längst schon hat meine Seele dich geliebt — nun sage ich dir, dein, und keines Andern Weib will ich werden.“ — Amnon vergaß seine Niedrigkeit, den Rang seiner

Geliebten, den Zorn des Königs, kurz Alles, die Welt — nur Liebe fühlte er, die himmlische Wonne des ersten Geständnisses durchzuckte seine Seele, und er schlang seine Arme um die Königstochter und drückte sie in stummem Entzücken an seine hochschlagende Brust. — Lange saßen die Liebenden noch auf dem moosigen Felsen, sie achteten nicht der schon sich dem Untergange nahenden Sonne, — was merken glückliche Liebende auf die fliehende Zeit? Liebe rechnet ja nicht nach Stunden und Tagen — Ewigkeiten sind ihr Augenblicke! Das Geräusch nahender Menschentritte weckte beide aus ihrem seligen Traume, — sie erhoben den Blick und — der König mit seinem Gefolge stand vor ihnen. — Salomo sah das erlegte Thier und schauderte. Die Tochter eilte auf ihn zu, und sprach: „Ach, Vater! bald wäre ich dir entrissen worden, wenn nicht Zebaoth, der Herr, diesen Mann mir gesandt hätte!“ — Freudig drückte der König die geliebte Tochter an sich, — dann sich zu Amnon wendend, sprach er: „Hauptmann! dein Lohn soll nicht klein sein; rede, hast du irgend eine Bitte?“ — „Mein Herr und König!“ erwiederte Amnon, sich verbeugend, „ich habe nichts zu bitten. Ich bin zufrieden damit, meinem König, der noch lange lebe, einen Dienst geleistet zu haben.“ — „Nein, nicht so!“ nahm der König das Wort. „Ein König darf Niemandes Schuldner sein. Sprich, welchen Lohn begehrst du für deine Tapferkeit?“ — „Mein Herr und König! Tapferkeit und Tugend bedürfen des Lohnes nicht. Was ich deiner Tochter geleistet, würde ich auch der geringsten Maid gethan haben. — Ich habe keinen Lohn zu fordern,“ sprach Amnon und wollte sich entfernen. — Da rief Sulamith ihm nach: „Wie, Amnon? du hättest gar nichts von deinem Herrn zu fordern? So will ich es für dich thun. Mein geliebter Vater! Dieser Mann ist's, den meine Seele sucht, ihn, den habe ich unter Tausenden auserkohren — laß mich sein Weib werden. Hier, an der Stelle, wo er mir das Leben gerettet, flehe ich, verweigere mir die Bitte nicht.“ — Des Königs Angesicht ward düster, doch sprach er ohne zu zürnen: „Wir wollen die Sache erwägen. — Jetzt aber müssen wir eilen, um die besorgte Mutter von ihrer Angst zu befreien.“ Er nahm der Tochter Arm und ging . . .

Jünglinge, die ihr eine Jungfrau liebtet, die höher gestellt war als ihr, und sie in dem entscheidenden Augenblicke frei und entschlossen dem stolzen Vater die Wahl ihres Herzens bekennet, und spricht: „dem und keinem andern will ich gehören“ — sagt, was habt ihr da empfunden? Hättet ihr nicht die Welt, das Leben hingegeben für die Seligkeit dieses einzigen Augenblickes? Schien es euch nicht, als hätte sich die ganze Natur zehnfach verschönert? Würdet ihr nicht alle Menschen wonnetrunken an euer Herz gedrückt haben? — So war auch dem überglücklichen Amnon zu Muthe, der noch einige Zeit im Walde herumstreifte, und erst spät nach seiner Wohnung zurückkam.

Vom Auge des Königs war diese Nacht der Schlaf gewichen. Das Geständniß seiner Tochter machte ihm viel Kummer und er sann, wie er

sich den niedrigen Anbeter seiner Sulamith am leichtesten vom Halse schaffen könnte. — Nicht durch einen Machtspruch, nicht durch einen blutigen Verrath wollte er den Jüngling verderben, in eine selbstgewählte Schlinge sollte er fallen, seine Kühnheit sollte ihn stürzen. — Der Plan ward fein ausgedacht, die Ausführung folgte bald nach. — Auf dem Felsberge außer der Stadt war die Mündung einer Höhle, die wegen der großen Kälte, die darin war, vom Volke die Eishöhle genannt wurde. Die von oben hinabrieselnden Quellen erstarrten unten zu Eis, und kein lebendes Wesen vermochte auch nur eine Stunde dort zu verweilen. — Es hatte bis jetzt noch kein Mensch den Raum dieses unterirdischen Labyrints durchforscht, es wagte auch Niemand, das Schauervolle zu untersuchen; man hielt diese Höhle für die Wohnung des bösen Geistes Asasel. —

Einige Tage nach oben erzählter Begebenheit gab der König ein Gastmahl für alle seine Hofbeamten, wozu auch der kühne Amnon geladen wurde. Die Gäste waren fröhlich, denn der König war heute selbst guter Laune. Die Pokale, mit perlendem Wein gefüllt, kreisten, Musik und Gesang erschallte von den Gallerien herab, man scherzte, lachte, und erzählte allerhand lustige Geschichten. Auch die Eishöhle sammt ihren Schauersagen wurden aufgetischt. Da faßte der König seinen Mundbecher von feinstem Golde, mit Edelsteinen besetzt, leerte den Inhalt, und rief: „Dem soll dieser Becher zu Theil werden, der mir Kunde gibt von dem, was unten in der Eishöhle vorgehet! — Wer es wagt, sich hinab zu lassen, und eine Nacht da zu bleiben, dem soll der Becher gehören!“ — Eine tiefe Stille herrschte im Saale, und Keiner erhob sich, den Preis zu gewinnen. Der König fuhr gereizt fort: „Was? Niemand da? Sind denn in Israel keine Männer mehr?“ — Alles schwieg. — „Auch du nicht, Amnon! bist auch du so feige?“ wandte sich der König zu diesem. — Der Jüngling stand auf, verneigte sich, und sprach: „Lange lebe unser König! und sein Ruhm daure fort, bis nimmer sein werden Sonne und Mond. — Gerne opfere ich mein Leben dem Vaterlande, für meines Königs Leben fließe mein Blut hin — doch für schnöden Lohn, ritze ich nicht die Haut und reiße mir kein Haar aus meinem Haupte.“ —

„Ah, ich verstehe!“ versetzte der König. „Ich habe zu wenig geboten. — Gut, ich werde dir einen höhern Preis bestimmen. Wer eine Nacht in der Eishöhle bleibt, der soll meine Tochter Sulamith zur Gattin erhalten.“ — —

Darauf erhob sich der weise Heman, des Königs Rath, und sprach: „Nicht wahr, mein Herr und König! du scherzest nur? denn im Ernst könntest du nicht begehren, daß auch nur der Geringste deines Volkes sich der Lebensgefahr aussetze, blos um deine Neugierde zu befriedigen; — fern sei dies von dir, mein König.“ — „Schweige, alter Schwätzer!“ entgegnete aufgebracht Salomo. — „Ich scherze nicht! Sehen will ich, ob es in Israel noch tapfere Männer gibt. — Einst gelüstete meinem Vater nach dem Wasser aus dem Brunnen zu

Bethlehem, und kaum hatte er den Wunsch geäußert, machten sich sogleich drei Männer auf, durchbrachen das feindliche Lager, und mit Gefahr ihres Lebens holten sie das Wasser. — Dies waren meines Vaters Krieger, — ich habe keine. — Ach, die Helden sind nicht mehr, Jehuda ist furchtsam und feig geworden in der Länge der Zeit!" —

Jetzt trat Amnon vor den König. — Sein Auge blitzte, sein Antlitz glühete, und seine Brust arbeitete ungestümm. — „Es gibt noch Männer in Israel, König!" — so redete er dreist, — „noch sind Tapferkeit und Muth nicht hingeschwunden. — Ich bin der Geringste unter deinen Dienern, ich werde hingehen, und dir Kunde bringen oder sterben." — Die Anwesenden sahen einander verwundert an und schwiegen; der König aber sprach: „So hab' ich's von dir erwartet! Zeuch hin und bringe mir Nachricht von Asasels Wohnung, und Sulamith soll dein Weib werden." — Hierauf entfernte sich der König, die Andern folgten nach. — Bald hatte sich die Geschichte in der ganzen Stadt verbreitet. In allen Gassen, in jeder Wohnung erzählte man sich von der Wagniß Amnon's und von dem hohen Preis, den er dafür erhalten sollte; freilich zweifelte Jeder an der Ausführung, und allgemein sprach man sich gegen des Königs Verlangen aus. — Es versteht sich von selbst, daß diese Mähr auch in die Gemächer der Königin und zu den Ohren der Prinzessin gedrungen war.

Im Thale Japhet neben einer Felswand stand die Hütte des hundertjährigen Greises, des göttlichen Sehers Nathan. — Jeder Bedrängte — war es im Gebrechen des Leibes oder Leiden der Seele — begab sich dahin, um von dem Heiligen Hilfe und Rath zu begehren, und er half auch durch Heiltränke, Trost und Belehrung. — So sahen wir auch heute eine verhüllte Frauengestallt in die Hütte treten, um des göttlichen Greises Hilfe anzusprechen.

„Rede, meine Tochter! was ist dein Kummer?" sprach der Greis.

„Meines Bruder Leben ist in Gefahr, — nur du kannst ihn noch retten," erwieder das Frauenzimmer.

„Erkläre dich näher, mein Kind! Ist dein Bruder krank? — ich werde dir einen Heiltrank bereiten." —

„Nicht doch, er ist blühend gesund, und dennoch drohet ihm die höchste Gefahr." —

„Ich kann deine Worte nicht verstehen, rede offen; du scheinst nicht ganz mit der Wahrheit umzugehen." —

„Verzeih', göttlicher Prophet! — die Angst, die mein Herz erfüllt, macht meine Rede verworren. — Ich will dich bitten, daß du den kühnen Jüngling rettest, der in der Eishöhle heute Nacht verweilen will."

„In der Eishöhle? Asasels Wohnung? Was treibt ihn dazu, dem sichern Tode entgegen zu gehen?" —

„Es ist des Königs Verlangen, — die Prinzessin ist der Preis dafür. — O, rette ihn mittelst deiner göttlichen Kraft.“ —

„Der Herr rettet nur die Frommen, die auf ihn vertrauen, nicht aber, die ihn versuchen. — Dein Bruder ist ein stolzer Jüngling, der hohe Rang ist's, der ihn verleitet.“ —

„Ach, wenn du ihn kenntest, du würdest besser von Amnon reden. — Bescheiden und edel denkt er, fromm ist sein Herz, rein seine Seele. — Er ist Gottes Gnade werth und eines Königs Tochter würdig. —“

„Du sprichst mit zu viel Wärme für deinen Bruder. Sieh', fast zweifle ich an der Wahrheit deiner Aussage, daß du Amnon's Schwester bist.“ —

Das Weib warf den Schleier zurück, und sprach: „Ich sehe, daß du ein Prophet bist, der selbst des Menschen Gedanken weiß. — Ich bin Sulamith, des Königs Tochter, selbst.“ —

Der Greis lächelte und sprach: „Hab' ich's denn nicht gleich gewußt? Auch war mir's nicht unbekannt, was dein Vater von dem Jünglinge begehrt. Gehe heim und vertraue auf unsern Gott. — Ich werde thun, was möglich ist, deinen Geliebten zu retten, — doch schweige still, — sage niemand, daß du hier gewesen.“ Sulamith verhüllte wieder ihr Angesicht, und verließ die Hütte des Propheten.

Die Sonne war nahe dem Untergehen, und aus dem Thore strömte eine Menge Volkes dem Felsberge zu, wo die Mündung der Eishöhle war. Männer, Weiber, Greise, Kinder, alles drängte sich nach dem Schauplatze, wo der kühne Amnon sich hinablassen sollte in die unterirdische Wohnung Asafels. Der König selbst mit seinem Gefolge war zugegen. — Krieger und Trabanten umzingelten die Höhlenmündung. — Eine Welle war darüber angebracht, daran ein Kübel befestigt, der auf und ab gerollt werden konnte. Jetzt winkte der König, und aus der Krieger Reihe trat Amnon, und sich verneigend, sprach er: „Mein König! Ich werde eine Reise antreten, wovon ich nur durch die Gnade Jehovas wiederkehren kann. — Sollte ich diese Gnade nicht verdienen, verlaßt nicht meine arme Mutter.“ — Nachdem er diese Worte ausgesprochen hatte, sprang er muthig in den Kübel. — Langsam rollte man die Walze, — immer tiefer sank der Jüngling, bis er endlich den Augen des umstehenden, murmelnden Volkes ganz entschwand. —

Zwei Tage, nachdem Amnon in die Eishöhle hinabgelassen wurde, saß König Salomo auf seinem prachtvollen Throne im großen Versammlungssaale, rings herum standen ehrfurchtsvoll die Räthe und Hofbeamten, und eine große Menge Volks war oben auf den Gallerien versammelt. — Wunderbares war geschehen. — Der König deutete nach einer Seitenthür, sie öffnete sich, und herein trat, frisch und wohlgemuth, der tapferer Amnon. „So erzähle uns doch, was du in dem unterirdischen Raume gesehen hast; wie bist du daraus entkommen — ?!

Amnon verneigte sich und begann, wie folgt: „Herr und König! Kein

Mensch wage es zu schauen, was unten in der Wohnung der bösen Geister vorgeht, und ohne den Beistand unseres Gottes würde ich nie das Licht der Sonne gesehen haben; da drunten ist es fürchterlich. — Kaum war ich bis auf den Boden der Höhle gekommen, da wehete schon eine so schneidende Kälte mich an, daß ich unmöglich ruhig stehen bleiben konnte. Um nicht vor Frost zu erstarren, mußte ich meinen Körper in beständiger Bewegung erhalten. — Noch immer drang ein schwacher Schein von oben herab, ich konnte immer vorwärts schreiten. — Aber je weiter ich kam, um so dunkler ward es, um so stärker ward die Kälte. — Endlich ward es vollends finster, der Frost stieg so hoch, daß ich fast erstarrte; nur einige Augenblicke Ruhe wäre hier gewisser Tod gewesen. — Ich suchte vorwärts zu schreiten, um den Körper zu erwärmen, allein in dieser Finsterniß wußte ich nicht wohin, und meine Füße glitten oft auf dem Eise. — Unter mir rauschte es wie herabstürzende Wasserfluthen, über mir krachten die Eisfelsen. Immer heftiger ward der Frost, — das Blut in meinen Adern fing an zu stocken. Müdigkeit und Schlaf überwältigte mich, ich konnte nicht weiter schreiten. — In der Noth flehete ich zu Gott: O hätte ich nur einen Strahl deiner Sonne! — Da ward es plötzlich helle um mich. — In zahllosen mannigfaltigen Farben strahlten die Krystallwände — mir schien's, als ob lauter Regenbogen mich umgäben. — Nochmal raffte ich meine Kräfte zusammen und eilte dem Gange zu, woraus der Lichtschein kam; doch je weiter ich vorwärts eilte, um so mehr entfernte sich das Licht vor mir, so ward ich von einem Gange in den andern gelockt. — Nach und nach schwand die Kälte, die Luft wehete wärmer, und ich befand mich in einem gewöhnlichen unterirdischen Gewölbe. — Hier erlosch das vor mir schwebende Licht, und ich war wieder im Finstern. — Langsam schritt ich weiter und immer wärmer ward die Luft. — Endlich erhob ich den Blick aufwärts. — Welche Freude — ich erblickte den gestirnten Himmel. — Ermattet sank ich nieder und entschlief. — Ich mußte lange geschlafen haben, denn die Sonne war schon untergegangen, als ich wieder erwachte, und vor mir stand der göttliche Prophet Nathan. „Was machst du hier, mein Sohn?“ fragte er, und ich erzählte Alles, was geschehen; darauf redete er mich so an: Mein Sohn! du sollst den gütigen Gott Israels nicht versuchen; er hat dich wohl diesmal gerettet — doch könnte es geschehen, daß er ein andersmal dich verläßt. — Gehe hin und sage dem König: Die Eishöhle ist ein Schreckensort zwar, allein es soll in Israel kein Aberglaube herrschen. — Gott thut nicht Wunder ohne Zweck.“ — —

Amnon war zu Ende — lauter Jubel erhob sich, und das Volk rief: „Amnon, des Königs Eidam, lebe! Es lebe der tapfere Held! — Es lebe Sulamith, seine Braut!“ Der König winkte und Alles war wieder still. — Darauf begann der König: „Du hast deine Aufgabe gelöst, deinen Muth bewährt, dafür soll großer Lohn dir werden. — Doch hast du nicht die Bedingung gehalten; daß du ein Licht in der Höhle finden wirst, war nicht ausgemacht. — Du hast dich an dem Fackelschein zugleich erwärmt — darum

war's dir leicht, so lange zu bleiben. — Deshalb kann ich dir meine Tochter nicht geben." — Er sprach's und stieg vom Throne. Die kriechenden Höflinge lobpreisten des Königs weisen Spruch, das Volk lachte schadenfroh — nur der weise Heman wagte es, dem König Vorstellung zu machen — doch was vermag die schwache Stimme eines einzigen redlichen Dieners gegen den eisernen Willen eines Regenten? Amnon stand wie eine leblose Bildsäule da — er vermochte kein Wort hervorzubringen — erst als der König beim Weggehen in seine Nähe kam, sprach er mit bebenden Lippen: „So wie du heute geurtheilt hast, Herr! verhüte Gott, daß du noch ferner urtheilest." Dann eilte er fort aus dem Saale in seine Wohnung, an dem treuen Mutterbusen schüttete er seinen Kummer aus, und fand Linderung seines Schmerzes an den Lehren des erfahrenen alten Weibes. — „Hättest du mir früher die Geschichte anvertraut," sprach die Mutter, „ich würde dir gleich voraus gesagt haben, wie es kommen wird. Doch laß den Muth nicht sinken, mein Sohn! noch ist nicht Alles verloren. Unser König ist weise, durch Witz läßt er sich belehren, er liebt einen klugen Einfall; ich will's versuchen, ihn auf sein Unrecht aufmerksam zu machen. Sage mir nur, wenn der König einen Spaziergang hinaus vor die Stadt machen wird, für das Andere laß mich sorgen. Wirst sehen, daß ein lustiger Scherz mehr Eindruck auf das Herz unseres Königs macht, als die Vorstellung der hochgelehrten Weisen." —

Der Jüngling folgte dem Rathe seiner Mutter, und eines Tages berichtete er ihr, daß der König um eine gewisse Stunde draußen auf dem Wege nach Bethlehem lustwandeln werde. Amnons Mutter schlachtete eine Gans, rupfte sie rein ab, nahm einen Bratspieß und Holz mit, und eilte hinaus vor die Stadt. Nicht weit von der Straße schürrte sie ein starkes Feuer an, steckte die Gans auf den Bratspieß, setzte ihn aber nicht über die Flamme, sondern eine bedeutende Strecke davon entfernt. Sie drehete fleißig den Bratspieß, ohne sich stören zu lassen, und Jeder, der vorüber ging, mußte über die sonderbare Köchin lachen. Endlich kam auch der König herzu; — er betrachtete das wunderliche Weib eine Weile, ihm schien's, als habe es damit irgend eine Absicht, und diese Kochweise bedeute Etwas. Darum trat er näher und fragte: „Was treibst du da?"—„I nu! ich brate eine Gans, wie du siehst" — antwortete das Weib, und drehete den Spieß noch schneller als zuvor. „Du scheinst eine Närrin — soll etwa deine Gans an den Strahlen der Sonne gebraten werden?" --

„Nicht doch, schau nur wie lustig dort die Flamme brennt."— „Was kann die Flamme dort dir nützen, wenn du die Gans nicht darüber setzest?"—

„Ah, die muß meine Gans doch einmal garmachen; warte nur noch eine Weile, wirst es sehen." — „Weib! du bist nicht klug — in solcher Entfernung kann das Feuer dir nichts nützen." —

„Warum nicht? Hat doch der Schein einer Fackel den tapfern Amnon in der Eishöhle erwärmt und vom Erfrieren gerettet, warum sollte die Flamme dort meine Gans nicht braten können?" — Salomo fühlte sein Unrecht —

und von der Klugheit des alten Weibes überrascht, fragte er: „Sag an, wer bist du, wer hat dir dies gerathen?“ — „Mein Herr und König! verzeih deiner Magd — Mutterherz ist erfinderisch, wenn es das Wohl des Kindes gilt. Ich bin Amnons Mutter.“ —

„Es ist gut! Du hast mir sinnbildlich gezeigt, wie ungerecht ich geurtheit habe. Ich will's wieder gut machen, deinem tapfern Sohne soll Gerechtigkeit werden.“ Der König ging weiter, und das Weib kehrte wieder in die Stadt zurück. —

Bald nachher ward Amnon des Königs Eidam. Die Eishöhle ist gegenwärtig nicht mehr, doch soll der Bach Kidron daraus entspringen. — —

Aschmadai.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell, wie von eigener Glut, flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine And're sich schon, schnell wie die Erste, zu flieh'n.
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Friedrich von Schiller.

Nachdem Salomo der Weise zur Regierung über Israel gelangt war, ließ er eines Tages alle Gelehrten und Weisen seines Volkes an seinem Hofe sich versammeln. Da sie nun sämmtlich sich eingefunden hatten, redete der König sie folgendermaßen an: „Ihr Gelehrten und Weisen meines Volkes! Ihr wißt, daß es nun an der Zeit sei, eine alte Schuld zu tilgen, so mir noch von meinem Vater David, dem ruhmgekrönten Helden, überkam. — Es ist der Bau eines Hauses zur Verherrlichung des Namens Jehovah's, der zwar schon früher ausgeführt werden sollte, aber nur durch das göttliche Wort, das der Prophet Nathan meinem Vater verkündigt: „Nicht du sollst bauen ein Haus zur Verherrlichung meines Namens, sondern dein Sohn, der aus deinen Hüften hervorgehen wird“, gehindert wurde. — Also liegt mir die Pflicht ob, einen Tempel zu bauen, — und ich will auch einen Tempel bauen, würdig seiner hohen Bestimmung und des allmächtigen Gottes, dem er geweiht ist. — Die Zeitverhältnisse sind günstig; der Friede herrscht rings umher; an Mitteln und Stoff fehlt es uns nicht; denn Chiram, König von Zur*), hat bereits die Weisung erhalten, Cedern auf dem Libanon fällen zu lassen, und Kiesel und Marmorstein ist ebenfalls im Ueberflusse vorhanden. — Doch nun, ihr Gelehrten Jerusalems, nun gilt es, den Scharfsinn eueres Geistes und die Stärke eueres Verstandes zu zeigen; ich

*) Die Phönizier.

fordere euch nämlich auf, mir ein Mittel anzugeben, wodurch ich beim Behauen der Steine, des Eisens entbehren könnte, auf daß nicht durch ein Werkzeug des Todes und der Vernichtung, das Werk des Friedens und der Eintracht entweihet würde!"

Salomo sprach's, und die Gelehrten sahen eine Weile einander verlegen an; endlich aber sprachen sie: „O König und weiser Gebieter! vernimm: Unser Lehrer Moses, gesegnet sein Andenken, befand sich in einer ähnlichen Verlegenheit, da er die zwölf Steine des Obermantels beschneiden wollte. Aber Gottes Geist erleuchtete ihn, und er fand bald den wunderthätigen Wurm Schamir*), dem die seltene Kraft innewohnt, alles Harte durch bloße Berührung zu zertheilen. Diesen nun, o weiser König Israels! diesen trachte dir zu schaffen, und du wirst nicht genöthiget sein durch ein Werkzeug des Todes und der Vernichtung, das Werk des Friedens und der Eintracht zu entweihen."

Salomos, des Königs, Antlitz heiterte sich bei diesen Worten merklich auf, und den Blick andächtig empor richtend, sprach er: „Fürwahr! o Gott und Herr Israels! nur deinem auserwählten Volke hast du Erkenntniß und Einsicht verliehen! Ihr Freunde, fürwahr! ihr habt mich aufgerichtet und meinem Gemüthe Heiterkeit wiedergegeben; nun saget aber an, wo er zu finden sei, jener wunderthätige Wurm Schamir, auf daß ich ihn hole, und mir zu Nutze mache."

„Das, hoher Herrscher!" erwiederten die Weisen, „liegt nicht im Bereiche unseres Wissens, auch zweifeln wir, ob es gar je zur Kundschaft irgend eines Sterblichen gelangte; denn man sagt, daß der Schamir nur in öden Wüsteneien, die nie eines Menschen Fuß betreten, hause. — Also sind nur überirdische Wesen im Stande deinen diesmaligen Wunsch zu befriedigen. Wohlan denn, mächtiger Herrscher! laß bringen einen Sched und eine Schedin, Wesen, die bereis besser das Dunkel des Wissens durchspäheten, denn wir, vielleicht. daß diese dir den Aufenthalt des Schamir's näher bezeichnen könnten."

Salomo, nachdem er dieses vernommen, schickte nach Sichin, allwo der Aufenthalt der Schedim war, und ließ vor sich kommen einen Sched und eine Schedin, die er also anredete: „Man rühmet von euch, ihr habet Einsicht in höheres Wissen und Kennen; nun so zeiget mir denn an, wo der Schamir zu finden sei, der wunderthätige Wurm!" Und die Schedim erwiederten:

---

*) Es ist nicht klar, welchen Begriff eigentlich unsere Ahnen mit diesem Ausdrucke vereinigten. Raschi sagt zwar, daß es ein lebendes Wesen bedeute, aber setzt nicht hinzu, von welcher Art und Gattung. Aus einer Stelle des paraphrastischen Übersetzers Onkeles scheint jedoch wieder hervorzugehen, daß es einen äußerst harten Kiesel bedeute, welche Angabe leicht auf den natürlichen Ursprung der Fabel leitet, indem die bekannte Kraft des Diamants, verschiedene harte Körper zu zerschneiden, leicht zu dem Glauben Veranlassung sein könnte, daß ihm eine magische Kraft innewohne, vermög der er durch bloße Berührung alles Harte zertheile. — Der allgemeine jüdische Volksglaube jedoch bezeichnet den Schamir als einen Wurm. Der Verfasser.

„Weiser König! wohl bekannt ist uns der Schamir und seine staunenswerthe Kraft, aber um seinen Aufenthalt dir näher zu bezeichnen, dazu bedarf es eines noch weniger von Dunkel umflorten, geistigen Blickes, wie er nur eigen ist unserem König und hohen Meister Aschmadai *). Dieser wäre wohl im Stande deine Neugierde zu befriedigen, und dich bald des Rechten zu belehren!"

„Ich frage euch nun aber," gegenredete Salomo, „wo denn euer König und hohe Meister hause, dem so vieles Wissen verliehen?"

„Auf einem hohen Berge," lautete die Antwort, „weit, gar weit von Jerusalem, deiner Residenz, in einer lieblichen und schönen Gegend. Auf dem Abhange jenes Berges hat er einen Brunnen sich gegraben, und mit klarem, reinem Quellwasser gefüllt. Durch eine hölzerne, runde Scheibe, mit seinem Siegel versehen, bewahrt er das Wasser vor dem Zutritte der gluhterfüllten Sonne, auf daß diese nicht die erfrischende Kühle schnell aussauge und den klaren Trank stinkend und faul mache. Jeglichen Tag entschwebet er seinem irdischen Wohnsitze zu Jehovah's Throne. Nachdem er hier den Preisgesang der Engel vernommen und sein Ohr gelabet an den himmlischen Klängen, durchspäht er, raschen Flügelschlages, den weiten Himmelsraum, und läßt seinen Blick bewundernd auf den Kreislauf der Sphären ruhen. Gen Abend endlich, wenn des Himmels Feuerauge bereits in die Meeresfluthen getaucht, kehrt er wieder zur Erde nieder. Hier nun betrachtet er aufmerksam das Siegel seines Brunnens, ob es noch unversehrt sei, und findet er das, so hebt er die Scheibe hinweg, und labet seine lechzende Zunge mit dem kühlenden Tranke. Mehr, hoher König! ist uns nicht gestattet, dir von unserem König und Meister zu verkünden; du verlangtest blos die Bezeichnung seines Aufenthaltes, und zu viel schon haben wir dir mitgetheilt."

Nachdem die Schedim also gesprochen hatten, schweifte der Blick Salomo's lange in dem weiten Saale unstät umher, endlich aber blieb er an einem Jünglinge, kräftig von Gestalt und lieblich von Ansehen, und den Ausdruck des kühnsten und entschlossensten Muthes in dem schönen Antlitze, mit unverkennbarem Wohlgefallen heften. „Benajahu, Sohn Jehujada's!" so redete ihn Salomo freundlich an, „ich kenne dich schon längst als den Muthigsten meines Heeres, als den Listigsten und Klügsten meiner Umgebung. Sieh' nun, welch' schöne Gelegenheit sich dir jetzt darbietet, mein ganzes Volk von der Wahrheit dieser meiner Aussage zu überzeugen. Sprich! willst du es wohl wagen, mir den Aschmadai gefangen auszuliefern, und dich dadurch nicht nur um mich und mein ganzes Volk, sondern auch um deinen Gott hoch verdient zu machen?"

---

*) Ein Teufel und böser Geist; eigentlich kein Gebilde jüdischer Einbildungskraft, vielmehr wahrscheinlich aus Persien stammend, von wo aus es in den Volksglauben selbst der abendländischen Nationen, unter dem italienischen Namen „Asmodi" überging.

Der Verfasser.

„Wohl wage ich es, o mein König und mächtiger Gebieter!“ so rief der Jüngling, indem seine Augen den feurigen Muth wiederstrahlten, der in seinem Innern zur hellen Flamme aufloderte, „wohl wage ich es!“

„Nun, so geleite Jehovah dich, mein Sohn!“ so endete Salomo, „denn diese deine Heldenthat geschieht ja nur zur Verherrlichung seines Namens. Er möge deine Schritte bald zum Ziele leiten, und dein Unternehmen durch seinen Segen beglücken.“

Benajahu, Sohn Jehujadas, verließ hierauf die Versammlung. Auf sein Geheiß wurde eine güldene Kette angefertigt, auf deren jedem Gliede der Name Jehovah's in chaldäischen Schriftzeichen eingegraben war, dann nahm er viel feine Wolle von den fetten Lämmern Gilead's, auch Spaten und Schaufel, und endlich einige Schläuche voll des köstlichsten Rebensaftes vom Weingarten zu Bal Haman, so dem Salomo gehörte *); dergestalt ausgerüstet machte er sich mit einem kleinen Gefolge auf den Weg. Nach einer langen und abenteuerlichen Reise durch die Wüste, gelangte er endlich an den in einer lieblichen Landschaft gelegenen Berg Aschmadais.

Mit Frucht beladene Palmen schmückten dessen Gipfel, auf dem ein ewiger Sommer zu herrschen schien, und den beinahe runden Fuß umschlängelte ein klares, reines Bächlein, das von Fischen verschiedener Art und Gattung erfüllt war. Auf dem Abhange desselben ersah man bald den Brunnen des Meisters der Schedim, den eine hölzerne Scheibe mit einem großen Siegel versehen, vor dem Zutritt der Sonnenstrahlen bewahrte. Sinnend verweilte der Blick Benajahus eine geraume Weile auf dem mit gräulichen Figuren und geheimnißvollen Hieroglyphen bemalten Petschaft, endlich aber sprach er, zu seinem Gefolge sich wendend, also:

„Freunde! das Ziel unserer Reise ist nun zwar erreicht, aber noch nicht deren Zweck. Entschlossener Muth und rohe Kraft kann uns hier wenig nützen, wo es keinen Kampf mit einem sterblichen Geschöpfe gilt, sondern mit dem König und Meister der Schedim. Aber Jehovah, der Herr, hat uns Einsicht und Verstand verliehen, und mit Hilfe dieser beiden göttlichen Spenden, köstlicher als Gold und Perlen und Edelgestein, werden wir doch jenes mächtige Wesen, das hier hauset, besiegen; denn Gott ist in unserer Hilfe, und wird uns beistehen, da es doch nur die Verherrlichung seines Namens gilt. Wenn es uns nun gelänge, anstatt des Wassers Wein in diesen Brunnen zu bringen, so hätten wir wohl gewonnenes Spiel, aber das ist mit großen Schwierigkeiten verbunden; denn wollten wir blos die Scheibe wegheben und dann das Wasser ausschöpfen, so würden wir durch Verletzung des Siegels den Verdacht Aschmadai's erregen. — — Nein, Freunde! auf eine andere Art müssen wir dem beikommen. — Kommt, gelobt und gepriesen sei der Herr! dessen Geist jetzt milde auf mich niederstrahlt, kommt und thut so, wie ich euch befehle.

*) Siehe sein Lied der Lieder.

Und Benajahu, Sohn Jehujadas, ließ nun zuerst eine Grube unterhalb des Brunnens Aschmadais machen, setzte die beiden, beinahe gleichtiefen Gruben durch eine kleine Bohrung mit einander in Verbindung, so daß nun bald alles Wasser aus dem Brunnen des Aschmadai in die neu gemachte Grube hinübergeflossen war. Nachdem dies geschehen, und die Bohrung durch Wolle verstopft worden war, wurde eine ähnliche Höhlung auch oberhalb des Brunnens gegraben und wieder mittelst einer beinahe unmerklichen Rinne mit dem unterhalb desselben befindlichen Born in Verbindung gesetzt. Nachdem nun der Inhalt der Weinschläuche in die neugemachte Grube geschüttet worden war, geschah es ganz natürlich, daß derselbe gar bald die Wasservorrathskammer Aschmadais erfüllte, und so war es denn der List des kühnen Jünglings wirklich gelungen, das Wasser abzuleiten, und den berauschenden Saft der Reben an dessen Stelle zu bringen. Jetzt ließ er sorgfältig jede Spur des Gethanen verwischen, und befahl seinem Gefolge, sich zu entfernen. Er selbst aber setzte sich auf einen der Palmenbäume am Gipfel des Berges.

Als es nun Abend geworden war, da sah man auf einmal einen feuerigen Strahl die Luft durchzucken, und auf schwarzen Fittigen entschwebte ein Wesen von grausigem Ansehen und riesig großer Gestalt dem Himmel, und kehrte zur Erde nieder. Aschmadai betrachtete lange das Siegel, als er es jedoch unversehrt fand, löste er es getrost ab, hob die Scheibe hinweg, und war eben im Begriffe zu trinken, als er mit Schrecken gewahr wurde, daß Wein anstatt des Wassers in dem Born sich befinde. Da wandte er seinen Blick hinweg, und rief aus: „Ein Spötter ist der Wein, und sinneverwirrend jedes scharfe Getränk; wer sich ihm ergibt, wird nicht weise. *) Nein, dein lieblicher Duft, o Wein! und deine dem Gaumen schmeichelnde erfrischende Süße soll mich nicht zu deinem Genuße verleiten; lieber mag der brennende Durst mich verzehren und meinen Gaumen versengen."

So sprach Aschmadai, seine Zunge jedoch lechzte zu sehr nach einer kühlenden Labe, und er dachte bei sich selbst: „Wenn ich von dem verderblichen Getränke nur nippen werde, so wird ja noch nicht der Rausch meine Sinne umnebeln. Ich will trinken, aber nicht mehr als dazu gehört, um meine Zunge zu befeuchten, auf daß sie nicht am Gaumen hafte." Er trank und es schmeckte ihm süß, zu süß, als daß er nicht noch einmal von dieser würzigen Labe hätte genießen sollen, — nur noch einmal — aber diesem „noch einmal" folgten bald noch mehrere; — denn bekanntlich steigt die Lust und Gier mit der vermeintlichen Befriedigung derselben — Aschmadai trank und er trank abermals und berauschte sich und schlief ein. — Das nur hatte der lauernde Heldenjüngling erwartet, und nun stieg er von dem Baume herab, und schlich leise näher, und warf dem schlummernden Aschmadai die güldene Kette um den Hals, auf deren jedem Gliede der Schem eingegraben war. — Als mit dem Frühesten des andern Morgens der Meister

*) Vers in den Sprüchen Salomon's, 20, 1.

der Schedim von seinem Schlummer erwachte, da lastete das anscheinend leichte Kettlein schwer auf seiner Schulter, und er rasselte damit, und rüttelte es mit großer Gewalt und strengte seine ganze Kraft an, es zu zerreißen, doch vergeblich war all' sein Mühen. Da brüllte er laut auf in fürchterlicher Wuth, und erfüllte mit seinen Wehelauten die ganze Luft, und er schrie: „Befreiet mich von dieser höllischen Last, o wer befreiet mich?"

„Niemand!" so rief ihm jetzt Benajahu zu; „alle Macht scheitert an solch' einem Unternehmen, denn siehe, der Name deines Gottes ist auf jedem Gliede dieser Kette eingegraben. Nur der den Talisman schmiedete, ist im Stande ihn wieder zu brechen und zu lösen; darum verschwende nicht deine Kraft umsonst, und mache nicht vergeblich schwinden das Mark deiner Gebeine, laß ab von dem thörichten Hader mit deinem Geschicke; siehe, du bist in meine Gewalt gegeben, und ich mache mit dir, wie es gut dünkt in meinen Augen."

Nachdem Aschmadai dies vernommen hatte, da klagte er nicht mehr, er schwieg und verfiel in düsteres Hinbrüten und starrte an, das verhängnißvolle Kettlein. Wie den gebändigten Löwen der Wüste führte nun einer aus dem Gefolge Benajahus den gewaltigen Meister der Schedim mit leichter Mühe fort; doch sein verschlossener Grimm äußerte sich noch auf mancherlei Weise. Wie er nämlich auf der Straße einst zu einem großen Palmenbaume kam, da bat er, im kühlenden Schatten desselben ausruhen zu dürfen; doch als man ihm dies gewährte, rieb er so gewaltig sich an dem Stamme des Baumes, daß dieser bald entwurzelt zu seinen Füßen lag. Bald darauf schritt er vorüber an der Hütte einer armen Witwe, und auch hier wollte er ausruhen; aber wie er eben im Begriffe war, seinen Leib an die schwache Rohrwand des Hüttchens anzulehnen, da stürzte die Witwe hervor und bat und flehete, doch ihr Eigenthum zu verschonen. Aschmadai erbarmte sich ihrer und ließ sich geduldig weiter leiten. Und als der sonderbare Zug nun einem schwachen Blinden begegnete, der in ein Dorngestrippe gerathen war, da ergriff Aschmadai die Hand des Blinden und leitete ihn auf den rechten Weg. Bald traf man auch einen Trunkenbold, der eben einer tiefen Grube an der Seite der Heerstraße zuschwankte, und der König der Schedim führte ihn in die Mitte des Weges, auf daß er auch nicht fernerhin strauchle. Als sie durch eine Stadt kamen, hörten sie einen Mann dem Schuster zurufen: „Heda, Freund! macht mir doch ein Paar Stiefel auf sieben Jahre." Aschmadai lachte. Sie trafen einen Hochzeitszug mit Cymbeln und Pauken, und — Aschmadai weinte, was freilich sonderbar abstechen mochte gegen das fröhliche Jubeln der zahlreich versammelten Volksmenge. — Sie sehen einen Zauberer, der auf einem großen Steine saß, und vor dem staunenden und ihn mit weit aufgerissenem Munde angaffenden Pöbel zukünftige Begebenheiten und Schicksale prophezeite, und — der Meister der Schedim lachte. — Als ihn nun Benajahu neugierig fragte um die Ursache solch sonderbaren Treibens, rief er aus: „Bei deinem Leben schwör' ich's, nur deinem Könige, dem weisen und

mächtigen Salomo, will ich das dir Räthselhafte enthüllen!" Und als der Zug nun in Jerusalem angelangt war, da führte Benajahu alsbald den gefesselten Aschmadai im Triumphe vor den König Salomo, der, abermals umgeben von den Gelehrten und Weisen seines Volkes, auf seinem Throne saß, und sich eben rathschlagend mit ihnen zu besprechen schien. Beim Eintritte des Meisters der Schedim erhob sich die ganze Versammlung entsetzt, von den feinen und kostbaren Ruhematten, die auf dem mit glänzenden Marmorplatten belegten Boden ausgebreitet lagen. Doch dieser, wie im Zorne und äußerst entrüstet, ergriff ein langes Rohr, und bezeichnete damit einen Raum von 4 Garmidim *) im Umfang, und auf Salomo, den König, deutend, rief er in Wuth: „Betrachtet ihn nur, den König aus Staub und Asche; so er stirbt, ist sein Erbe nicht größer, als ein Raum von vier Garmidim; und nun, — nun genügt es ihm nicht, bereits alle benachbarten Völker sich unterworfen und tributspflichtig gemacht zu haben; sondern er strebt sogar auch, mir, dem Fürsten der Geister, das Zepter aus der Hand zu winden. O, warum denn sonst, o König Salomo! gabst du mich solcher Schmach und Schande Preis?" — „Zürne mir nicht, o mächtiger Meister der Schedim!" gegenredete Salomo, „denn die Befriedigung irgend eines ehrgeizigen Gelüstes ist wahrlich nicht die Ursache deiner Gefangennehmung, vielmehr war blos die Ehre meines Gottes, der auch der deinige ist, Veranlassung derselben. So zürne mir denn nicht und sage an, wo jener wunderthätige Wurm Schamir, dessen ich zum Behauen des Marmors und Kiesels bedarf, zu finden sei, da man mir allenthalben dein vieles Wissen und Kennen anpries!"

Und Aschmadai, besänftigt, erwiederte hierauf: „Wenn dem also ist, o mächtiger König Israels! so füge ich mich willig meinem herben Schicksale, und will dir auch angeben, in wessen Macht sich der Schamir befinde. So vernimm denn, erhabener Salomo! der Wurm Schamir ist dem Fürsten aller Meere und Gewässer übergeben, der ihn jedoch nicht in eigenem Gewahrsam behielt, sondern ihn dem Hahne der Wüste, Auerhahn genannt, so ihm beglaubt ist auf seinen Schwur, anvertraute. Und willst du ihm beikommen, dem Auerhahne, so wisse, er hauset in der Wüste auf einem steilen, unfruchtbaren Felsen; dort, in einer, jedem irdischen Auge unbemerkbaren kleinen Höhlung verwahrt er den Schamir seit jener Zeit, da er in der Abenddämmerung des sechsten Tages erschaffen worden war." **) Und Salomo, nachdem er dies vernommen hatte, winkte abermals den Heldenjüngling Benahaju herbei und redete ihn an, wie folgt:

„Vollkommen hast du mein Vertrauen gerechtfertiget, Jüngling aus dem edelsten Stamme meines Volkes! Von deiner Weisheit und der Schärfe

*) Garmid, eine Spanne ungefähr von der Größe einer gewöhnlichen Elle, nach der Erklärung des hebräischen Wörterbuches Haaruch.

**) Nach der Tradition der Altrabbinen. Siehe Pirke Aboth, Abschnitt 5. 8.

deines Verstandes werden noch erzählen die Enkel unserer Urenkel und all' unsere Nachkommen. So bewähre denn vor den Augen meines ganzen Volkes noch einmal dies hohe Lob, so ich dir hiemit ertheile, und drücke meinen Worten vollkommen das Siegel der Wahrheit auf. Hier wähle dir ein Gefolge aus von den schönsten und tapfersten Männern meines Heeres, und zeuch hin in die Wüste, zu jenem Felsen, wo der Auerhahn hauset. Zeuch hin; und kehrst du in Frieden zurück, so erwarte einen Lohn, wie ihn nur Salomo zu spenden im Stande ist; denn zum obersten Befehlshaber meines Heeres will ich dich machen."

Des Jünglings feurige Seele ward freudig aufgeregt durch diesen Zuruf des Königs; denn welch' schöne Gelegenheit war das nicht wieder, um Ruhm auf Ruhm zu häufen? — Er trat hervor, beugte sein Knie vor dem König, und nachdem er sich einige der edelsten Männer in der Versammlung zum Gefolge auserlesen hatte, verließ er den herrlichen Prunksaal, um sogleich die weite Reise anzutreten.

Viel Drangsal, Noth und Elend mußte er erdulden auf diesem beschwerlichen Zuge durch ein dürres, ausgetrocknetes Land, wo weder ein Kraut zur Nahrung wächst, noch Wasser zur Labung und Kühlung fließt, und auch keine schattenreichen Bäume dem sandigen Boden entsprossen, um vor dem Stiche der Sonnenstrahlen zu bewahren. — Nach langer Zeit endlich ersah er mit großer Freude den düstern Felsen, wo der Auerhahn hausen sollte.*) Sogleich befahl er seinem Gefolge, die Gegend zu durchspähen nach der Spur des wilden Hahnes. Lange konnte man ihn nicht auswittern, es schien, als hätte er sich in das innerste Eingeweide des Felsens zurückgezogen; endlich aber vernahm man eines Tages ein heiseres Gekrähe, und das leitete bald auf dessen Spur. — Und als nun der Auerhahn die Menschen sich ihm nähern sah, schlug er wüthend um sich mit den federarmen Flügeln, gleichsam als ahnte er den Zweck ihres Kommens; doch da man den Schamir nicht bei ihm ersah, so wurde der Felsen noch ferner durchspäht. Bald jedoch meldete einer aus dem Gefolge dem Benajahu, man hätte das Nest des Auerhahns, wo er seine junge Brut im Schatten einer Palme verwahre, aufgefunden. Sogleich durchblitzte ein Gedanke des klugen Jünglings Gehirn, er befahl, einen großen Stein auf die Oeffnung des Nestes zu wälzen, und nachdem dies geschehen war, verbarg er sich mit seinem Gefolge in einer Höhlung des Felsens, die in der Nähe des Nestes sich befand, um zu beobachten, was geschehen würde. — Und siehe da, was er erwartet hatte, geschah! — Der Auerhahn nämlich ließ nicht lange auf sich warten, er kam beladen mit Futter für seine Jungen, doch, da er einen Stein vor die Oeffnung des Nestes gewälzt fand, bemühte er sich anfangs, ihn wegzurücken; da jedoch all' seine Mühe und Kraftanstrengung vergeblich war, holte er den Schamir

*) Der Auerhahn liebt eigentlich nicht Wüsteneien, sondern Gegenden mit vielen Quellen und Bächen.

aus seinem engen Gewahrsam herbei, und legte ihn auf den Stein, damit er zertheilt würde; doch in diesem Augenblicke sprang Benajahu mit seinem Gefolge hervor, und verursachte ein so großes und fürchterliches Geräusch, daß dadurch der Auerhahn verscheucht und somit den klugen Männern Israels der Schamir zur Beute wurde. — Als sie sich nun mit dem glücklichen Fange entfernen wollten, wurden sie lange noch von dem Auerhahne verfolgt, der in großer Wuth mit seinen spitzigen Krallen auf sie einhieb; da er jedoch damit nicht den Schamir wieder erringen konnte, so erwürgte er sich, indem er seinen Hals zwischen zwei Steine steckte.

Großer Jubel und hohe, begeisternde Freude herrschte in Jerusalem, der Gottesstadt, als der Held Benajahu, Sohn Jehojadas, mit dem Schamir in ihre Mauern einzog. Man veranstaltete Feste und brachte Freudenopfer dar dem Gotte Israels, Jehova zu Ehren, der all' das Unternehmen des kühnen Jünglings durch das herrliche Gelingen krönte.

Nun erst konnte der Bau des Tempels begonnen werden. Er dauerte sieben Jahre; aber das Werk entsprach der langen Zeit seines Entstehens. — Laßt uns lieber schweigen, Freunde! denn welche Zunge vermöchte zu schildern die Pracht und all' den Glanz und die hohe Majestät, so über jeden einzelnen Theil des erhabenen Tempels ergossen war, — noch nie — seit jener, ach längst entschwundenen Zeit trug die Erde solch' kostbare Last, als der Tempel zu Jerusalem war, keines Menschen Auge wird je solche Herrlichkeit erschauen!

Aschmadai, der gewaltige Meister der Schedim, war die ganze Zeit über von Salomo gefangen gehalten worden; denn der weise König wollte sich von ihm noch über so manches belehren lassen, fand aber während der sieben Jahre keine Zeit und Gelegenheit, dies zu bewerkstelligen. Endlich, nachdem das Haus Gottes eingeweiht war, ließ er ihn vor sich bringen und sprach zu ihm also: „Mächtiger und gewaltiger Meister der Schedim! daß ich dich so lange deiner Freiheit beraubte, geschah blos darum, um mich von dir über so manches mir Räthselhafte aufklären zu lassen. Vor allem aber gebe mir die Ursachen deines sonderbaren Benehmens an, das du auf der Straße zeigtest, da man dich gefangen mir zuführte. — Sag' an, was bewog dich, jenen Blinden auf den rechten Weg zu leiten, da er in ein Dorngestrippe gerathen war; denn Barmherzigkeit darf ich doch wohl nicht bei einem bösen Dämon zu finden hoffen!"

Und Aschmadai erwiederte: „Jener Blinde ist ein frommer und gerechter Mann; im Himmel hörte ich's ausrufen, daß jeden, so ihm einen Dienst erzeigt, hoher Lohn erwarte!"

„Und warum leitetest du jenen Trunkenbold auf den rechten Weg, da er eben einer Grube zuschwankte?"

„Jener Trunkenbold ist ein Böswicht und ungerechter Mann, und damit er nun schon auf Erden den Lohn seines wenigen guten Thuns empfange und jenseits ganz der Strafe anheimfalle, ward's im Himmel aus-

gerufen, daß Jeglichen hoher Lohn erwarte, so ihm eine Wohlthat erzeigt."

„Um warum lachteſt du, als jener Mann dem Schuſter zurief: „Heda, Freund! macht mir ein Paar Stiefel auf ſieben Jahre?"

„Der Narr! Stiefel verlangt er auf ſieben Jahre, und iſt doch ſieben Tage nicht ſeines Lebens ſicher!"

„Und warum weinteſt du, als du dem luſtigen Hochzeitszuge begegneteſt, der mit Cimbeln und Pauken an dir vorüberſchritt?"

„Warum? — O mächtiger König Iſraels, jetzt, in dem Augenblicke, da ich mit dir ſpreche, hat eben ein gieriger Wurm den letzten Fleiſchreſt von den Gebeinen jenes Bräutigams abgenagt! — Er ſtarb fünf Tage nach der Hochzeit, das wußte ich, und weinte darum!"

„Da du jenen Zauberer ſahſt, der, auf einem großen Steine ſitzend, den Leuten ihr künftiges Schickſal prophezeihte, warum lachteſt du da?"

„Warum ſollte ich nicht lachen? der Narr wollte gewaltſam den Schleier der Zukunft enthüllen, indem er, was künftig geſchehen ſollte, vorher verkündigte, und wußte doch nicht einmal, daß er auf einem Steine ſaß, unter dem ein königlicher Schatz vergraben lag!"

Nachdem Aſchmadai alſo geſprochen hatte, erhob Salomo ſich von ſeinem Throne, und ernſten Angeſichts befahl er den anweſenden Gelehrten und Weiſen ſowohl, als auch der ganzen übrigen Verſammlung, ſich zu entfernen. Es geſchah. Nun ſchritt der König auf Aſchmadai zu, und ſprach: „Schon aus dieſer ängſtlichen Sorgfalt, womit ich meine Umgebung verſcheuchte, wird es dir klar geworden ſein, daß es nun ein hohes und wichtiges Wort gelte. O Aſchmadai! bei dem Gotte, ſo du verehrſt, und auch ich anbete, beſchwöre ich dich, mir folgende Frage wahr zu beantworten. — Vernimm: Ich, Salomo, David's Sohn, beherrſche und regiere Geſchöpfe aus Fleiſch und Blut und Knochen geformt; du, o Aſchmadai! biſt König und Meiſter von Weſen, an denen nichts Körperliches iſt, die weder von Zeit noch von Raum beſchränkt werden, und die ſowohl die Unterwelt als auch den Himmel und die Erde zum Wohnſitz ſich erwählen können. — Das ſind nun in der That gar hohe Vorzüge, ſo der Schöpfer euch verliehen an jenem Schöpfungstage; aber nun in der Zeit, da ich noch nicht der Verweſung preis gegeben bin, da noch warmes Blut meine Adern durchkreiſet und kräftiges Mark mein Gebein erfüllt, nun möchte ich wohl wiſſen, was du vor mir voraus haſt? — Ein ſpöttiſches Lächeln ſeh' ich wohl nun dein Antlitz umſchweben, aber ſag' an, konnte nicht durch deine Gefangennehmung, ſo einem meiner Knechte gelang, der Gedanke in mir erregt werden, ob gar oder in welchem Maße wenigſtens den Weſen deines Gelichters mehr Gewalt und Macht zu Gebote ſtehe, als mir, dem Geſchöpfe aus Fleiſch und Blut?" — Und Aſchmadai erwiderte hierauf: „Wohl kommt es dir zu, hoher und mächtiger Fürſt! ſolche Fragen an mich zu richten. Du, deß' kräftiger Geiſt bereits alle Weisheit der Erde eingeſaugt, willſt nun auch vollkommene Erkenntniß des Ueberirdiſchen erlangen. Aber ich rathe dich davon

ab, König Israels! denn nicht von Nutzen wird dein unbegränztes Wissen dir sein, du wirst in ein Labyrinth von Irrthümern und Zweifeln gerathen, dem du dich dann trotz aller Kraftanstrengung nicht entwindest. Und welche nachtheilige Folgen kann solch ein Unternehmen nicht auch auf dein irdisches Wohl haben, darum laß ab!"

„Nein und nimmermehr!" so rief Salomo begeistert aus, „nie ging mein Streben nach Reichthum und Schätzen, Weisheit nur und Einsicht wollte ich von Jehovah erflehen, drum mache mich nur bekannt mit jenen Vorzügen und der hohen Macht und Gewalt, so du vor mir voraus hast."

„Wenn du denn nicht klugen Rath beachten willst, so werde ich wohl deinen Wunsch gewähren müssen. Wohlan denn! nimm ab mir das goldene Kettlein, auf dessen jedem Gliede der Schem eingegraben ist, übergib statt dessen mir die Kette, so du um deinen Hals trägst, und deinen Siegelring, den du vor dir liegen hast, und ich will dir zeigen, was ich mehr vermag, als du."

Salomo that so, wie Aschmadai angeordnet hatte. Kaum war jedoch der Siegelring in die Hand Aschmadai's geglitten und das goldene Kettlein ihm abgenommen, als drei furchtbare Donnerschläge den Saal erzittern machten und die prachtvolle Zimmerdecke, so von allerlei äußerst kostbaren Zierathen strotzte, entzwei borst. — Aschmadai war während dieses kurzen Momentes zu einem gewaltigen Riesen herangewachsen, deß' ein schwarzer Fittig den Himmel zu berühren schien, die Spitze des andern aber am Boden haftete. Seine Augen sprühten gleichsam Feuer und Flamme, die Nasenlöcher hatten sich zu thorgroßen Nüstern ausgedehnt, und hauchten ganze Wolken von schwarzen Dämpfen hervor, und die Arme schienen alle Theile des Weltalls auf einmal umfassen zu wollen.

Furchtbares Entsetzen umschlich das Herz Salomos bei diesem grausigen Anblicke und machte seine Glieder erbeben. Eben wollte er durch einen Schreckenslaut seiner so sehr beklemmten Brust wieder Luft machen, wozu ihm jedoch die Zunge den Dienst versagen zu wollen schien — als er sich plötzlich mit kräftiger Hand im Nacken gefaßt und — in die Höhe geschleudert fühlte. — Doch bald wußte er nicht mehr, was mit ihm geschah; denn die Sinne vergingen ihm.

Während dieses in dem herrlichen Prunksaale vorfiel, harrte die gelehrte Versammlung im Vorgemache lange vergebens auf die Weisung des Königs, abermals vor ihm erscheinen zu dürfen. Endlich aber wurde ihr angedeutet, der erhabene Salomo sei bereit, sich wieder mit ihr zu besprechen. Die Gelehrten und Weisen betraten den Saal, da sahen sie nun wohl den König Salomo auf dem Trone sitzen, doch Aschmadai, der Fürst der Schedim, war verschwunden. Sie fragten nach ihm, doch ein höhnisches Lächeln nur galt statt der Antwort. Sie knüpften wieder den Faden des vorigen gelehrten Gespräches an, doch welch' ein ganz anderer Geist durchwehete jetzt die Antworten

des weisen Königs, die milde, menschenfreundliche Gesinnung desselben schien während dieses kurzen Momentes in die wüthendste Tyrannei ausgeartet zu sein, statt daß früher nur Worte des Segens und Heils die Lippen des milden Herrschers übertreten hatten, vernahm man jetzt nur rohes Schelten und Blasphemien von ihm. Seine Rede, die sonst sanft wie Honig und Milch dem Munde entquoll, tönte nun wie das Rauschen der wild empörten Meereswogen, wenn sie vom Sturme gepeitscht werden. „Woher diese so sonderbare Veränderung, mächtiger Gebieter?" so wagten wohl einige der Weisen den König zu fragen, doch abermals mußte man ein sardonisches Lächeln statt der Antwort gelten lassen. — Da mochte wohl Mancher der gelehrten Männer das Grausige ahnen, das vor Kurzem hier vorgegangen war, und wie es in der That nicht der König Salomo sei, der auf dem Throne sitze, sondern vielmehr Aschmadai, so die Gestalt des hohen Gebieters angenommen hatte. — Doch wer hätte es wohl wagen dürfen, diese Gedanken laut zu äußern!

Wenden wir uns nun zu dem wirklichen Könige Salomo. Dieser ward durch den schrecklichen Wurf in eine Gegend versetzt worden, die 400 Meilen von Jerusalem entfernt war. Lange lag er da betäubt, und von einer todesähnlichen Ohnmacht umfangen, auf einem weichen Rasen, auf dem sammtnes Grün wucherte. Als er endlich die Augen aufschlug und eine ganz fremde Gegend vor sich sah, da wurde es ihm erst klar, welchem entsetzlichen Geschicke er Preis gegeben sei. Jedoch sein bescheidener Sinn hatte ihn schon frühzeitig gelehrt, wie gerade derjenige, so ein Schoßkind des Glückes sei, sich an Entbehrungen gewöhnen müsse, und so konnte dieser herbe Schlag ihn wohl beugen, aber nicht ganz zu Boden strecken. Bettelnd durchirrte er die lieblichen Gaue seines Vaterlandes, und er, den Gott so reichlich gesegnet mit Gold und Silber und Edelsteinen in Menge, er, der viel Tausende verpflegt und verköstiget hatte, er sah sich oft genöthiget, die Gnade eines seiner geringsten Knechte anzuflehen, aber auch als Bettler scheute er sich nicht allenthalben zu äußern: „Ich, Koheleth*), war König in Jerusalem."

Kein Wunder also, daß man ihn für wahnsinnig und verrückten Geistes hielt. — Nach langer Zeit endlich kam er wieder nach Jerusalem und verlangte sogleich vor das Sinedrium gebracht zu werden.

Hier wiederholte er seine so oft gemachte Aussage, indem er den ganzen Hergang der Sache erzählte. Wenn nun auch in dem Herzen der Meisten der Weisen die lauteste Stimme für den unglücklichen Fürsten sprach, so wagte man es doch nicht, seinen Worten — die in der That höchst unwahrscheinlich waren — Glauben beizumessen, und eben war man schon im Begriffe, ihn auch für wahnsinnig zu erklären, als einer der Gelehrten, der

*) Eigentlich Prediger; so nennt sich nämlich Salomo selbst in seinem Werke, genannt „der Prediger".

Jehovah mehr als alle Macht der bösen Geister fürchtete, sich erhob und Folgendes sprach: „Freunde und erhabene Mitglieder des Sinedriums! einen erleuchteten Geist hat euch allen der Herr verliehen, und eueres Bartes weiße Färbung bürgt dafür, daß ihr bereits Erfahrung genug habt, um zu wissen, daß ein Mann verrückten Geistes nicht blos in einer einzigen Sache den krankhaften Zustand seines Gehirns kund gibt, sondern vielmehr in jeglichem Verhältnisse und in allen Beziehungen.*) Dieser Mann nun, der für den König Salomo sich ausgibt, bot außer dieser vermeintlichen Thorheit, noch keine Veranlassung dar, die ihn als mit irrsinnigem Geiste Behafteten dargestellt hätte. Sollen wir ihn nun so leicht und ohne nähere Ueberzeugung verdammen können? — Nein, ihr weisen Mitglieder des großen Sinedriums! einem jeden Menschen mag sein Recht widerfahren.

Ihr erinnert euch noch, wie sehr wir damals staunten, da wir in den Prunksaal tretend den Aschmadai nicht mehr, und den König Salomo ganz umgeändert fanden; was dachte wohl euer Herz zu jener Zeit? — Laßt euch von mir rathen, wir senden hin zur Thophas, dem Weibe Salomo's; die mag uns sagen, was sie des Nachts, wenn der König ihr Schlafgemach betritt, an dessen Füßen bemerkt,**) und dann erst möget ihr entscheiden und das Urtheil fällen."

Die gelehrten Mitglieder des Sinedriums ließen nun in der That geschehen, wie es der weise Mann angeordnet hatte; Thophas jedoch ließ auf diese Anfrage nur berichten, daß „der König, ihr Gemal, nie ohne Fußbedeckung ihr Schlafkämmerlein betrete".

Darauf ließen die weisen Männer ihr sagen, sie möge in der nächsten Nacht, wenn ihr Gemal bei ihr liegen würde, die Bedeckung von dessen Füssen abzustreifen suchen. Thophas that so, wie ihr geheißen worden war. Sie streifte in der That die Bedeckung von den Füßen des Doppelgängers Salomo's ab, und siehe da, zu ihrem nicht geringen Entsetzen fand sie, daß er Hahnenfüße hatte.

Nachdem dies dem Sinedrium berichtet worden war, ließ es durch einen Bedienten des Pseudokönigs das güldene Kettlein, auf dessen jedem Gliede der Schem eingegraben war, und den Siegelring Salomos heimlich entwenden, und nachdem dies geschehen war, übergab man Beides dem wahren Könige Salomo.

Dieser weilte nicht lange und betrat alsbald das Gemach des Fürsten der Schedim, dem er den vielwirkenden Talisman vorhielt.

Als Aschmadai diesen ersah, da erdröhnte abermals der ganze Pallast von 3 furchtbaren Donnerschlägen, die Zimmerdecke borst, und Aschmadai, indem er wieder seine frühere teuflische Gestalt annahm, entfloh unter furcht-

*) Aus dieser Behauptung, die in der That im Talmud vorkommt, scheint mir hervorzugehen, daß die alten Talmudisten nichts von den sogenannten fixen Ideen wußten.
Der Verfasser.

**) „Denn die Füße des Sched gleichen jenen eines Hahnes" bemerkt Raschi.

barem Rauſchen der rieſigen ſchwarzen Fittige, die er wieder ungeheuer weit ausgedehnt hatte, er entfloh und ward nimmer geſehen.

Salomo jedoch, den wieder der frühere Glanz und die ehemalige Pracht umgab, ſoll noch lange nachher in großer Furcht vor dem Meiſter der Schedim geſchwebt haben; denn es heißt in ſeinem Liede der Lieder:

„Siehe das Bett Salomos, 60 Helden umgeben es von den Helden Iſraels. Alle mit Schwertern bewaffnet, kriegsgelehrt, jeder ſein Schwert an der Lende, vor dem Grauen der Nächte." Joachim Roſenauer.

Raſchi oder Jarchi.

Unter den jüdiſchen Gelehrten des 12. Jahrhunderts ſtehet dieſer Mann neben Maimonides oben an. Sein Name wird noch heutigen Tages mit Ehrfurcht genannt, und ſeine Schriften werden wie die Lehren des Talmuds für heilige Ueberlieferungen gehalten. Dieſer ausgezeichnete Gelehrte wurde zu Troyes in Frankreich geboren, heißt eigentlich Schlomo ben Jizchak und lebte zu gleicher Zeit mit Maimonides. — Er war ein Liebhaber von Reiſen, daher auch ſeine Sprachkenntniß. Er ſchrieb einen Commentar über die Thora und mehre Bücher der Propheten, dann eine Erklärung des Talmuds, ein wahres Rieſenwerk, ohne welches ſelten Jemand den myſterienvollen Talmud verſtehen kann. Ferner war er ein großer Mathematiker, und ein überaus frommer, rechtſchaffener Mann. Von ihm werden im Volke Iſrael folgende Sagen erzählt:

1. Die große Perle.

Rabbi Jizchak, ein frommer, doch ſehr armer Mann, lebte zu Toulon, vom Mäklergeſchäft ſich kümmerlich nährend. Oft geſchah es, daß er Trotz ſeines Fleißes doch nicht ſo viel verdienen konnte, die am Sabbath vorgeſchriebenen Mahle zu halten, während andere weniger fromme Iſraeliten am Wochentage ſchwelgten. Der brave Mann murrte deßhalb nicht gegen ſeinen Gott; er wäre mit ſeinem Looſe zufrieden geweſen, — was ſind denn irdiſche Güter gegen die himmliſchen Schätze? — hätte ihm der Herr nur einen Erben geſchenkt, hätte er nur nicht gefürchtet, kinderlos zu ſterben.

Vor Zeiten hielt man eine kinderloſe Ehe für einen Fluch Gottes wegen begangener Verbrechen, darum betete der fromme Jizchak, der Allbarmherzige möge ihm die unbekannte Sünde vergeben, und ſein Ehebett ſegnen; allein, Faſten und Beten waren umſonſt. Rabbi Jizchak war zehn Jahre nach ſeiner Vermälung immer noch kinderlos. Dies war's, was den Frommen ſehr betrübte; er glaubte, eine unverſöhnbare Schuld laſte auf ihm, die er einſt im Feuer des Gehinoms wird abbüßen müſſen.

Eines Tages ging Rabbi Jizchak hinaus zum Schiffshafen, um zu ſe-

hen, ob hier kein Geschäft zu machen wäre. — Er schlenderte einige Stunden hin und her, es wollte sich nichts darbieten. Mißmuthig und mit trüben Gedanken erfüllt, begab er sich auf einen einsamen Platz, um da sein Abendgebet ungestört zu verrichten, und wie er so mit gesenktem Blicke da stand, sah er auf dem Boden zwischen dem Sande am Ufer einen weißglänzenden runden Stein, von den Strahlen der Sonne beleuchtet. — Ganz ohne Absicht, fast gleichgiltig, bog sich der Betende den hübschen Stein aufzuheben, und siehe da, es war eine Perle von der Größe eines Taubeneies. —

Rabbi Jizchak hatte von Edelsteinen wenig Kenntniß, doch so viel sah er, daß dies kein gemeiner Stein ist; er eilte damit nach Hause, um ihn seinem Weibe zu zeigen, welche sich besser darauf verstehen mußte, weil sie die Tochter eines Goldarbeiters war.

Als das Weib die kostbare Perle erblickte, schlug sie freudig die Hände zusammen und rief: „Gelobt ist Gott! Unsere Noth ist zu Ende; der Herr hat dir geschickt seinen Propheten Elias. — Dieser Stein ist viel Tausend Gulden werth!" — „Ich bin gewesen jung, und bin geworden alt und hab nicht gesehen den Gerechten verlassen —" versetzte R. Jizchak mit Andacht. „Morgen früh," nahm sein Weib das Wort, „geh' ich zum Juwelierer Bezalel damit. — Wir sind jetzt ganz reiche Leute — freue dich, lieber Mann!" Rabbi Jizchak aber freuete sich nicht sehr über seinen Fund, er dachte im Stillen, wie Abraham zu Gott gesagt: „Herr! wozu soll mir das Vermögen, ein Fremder wird mein Erbe sein." — Am darauffolgenden Tag ging das Weib zu Bezalel den Juwelier und zeigte ihm die Perle. Dieser war voller Freude und sprach: „Weib! woher hast du diese Perle? So viele Jahre forschte ich nach einer solchen und kann sie nicht erlangen. — Wie viel Tausend verlangst du dafür?" — „Herr! ich kann sie nicht schätzen, ich will eben von Euch hören, was sie werth ist," — antwortete R. Jizchaks Gattin. — „Ich zahle dir hunderttausend Francs dafür." — „Aber wozu braucht Ihr diese Perle?" — „Nun, ich will dir's sagen: Der Herzog von * * läßt eine Monstranz für die neue Kirche St. * * * bei mir machen, sechs solche Perlen sollen sie zieren und ich konnte bis jetzt nur fünf auftreiben; gib her, dein und mein Glück ist für immer gegründet." Das Weib erblaßte als sie dies vernommen — hastig verbarg sie ihren Schatz in den Busen und sprach: „Herr! ich kann Euch nichts sagen, will erst mit meinem Manne reden." Damit eilte sie von dannen und berichtete ihrem Gatten, was sie von dem Juwelier gehört. Hierauf versetzte Rabbi Jizchak: „Hast wohl gethan, Weib!" Da erscholl aus der Tiefe eine Tochterstimme, sogenanntes Bathkol: „Uebers Jahr gebiert dir dein Weib einen Sohn, welcher einst deinem Volke Gottes Gesetz erklären wird." — Mit frohem Herzen und festvertrauend auf die wunderbare Verkündigung, kehrte Rab. Jizchak nach Hause. Hier traf er schon den Goldarbeiter, welcher gekommen war die Perle zu kaufen, und als dieser aus dem Munde des frommen Jizchak hörte, daß der werthvolle Stein wieder im Meere liegt, gerieth er in heftigen Zorn

und sprach: „Warte, Heuchler! ich will dich beim Herzog anklagen, daß du das für ihn so wichtige Kleinod ihm nicht zukommen lassen willst, und du mußt zu Grunde gehen in deiner Blindheit.“ — „Der Herr der Heerschaaren ist mit mir, was können Menschen mir anhaben!? Gehe hin, verrathe deinen Bruder! Einst wirst du Rechenschaft dafür ablegen müssen. Ich fürchte nichts.“ — Der habsüchtige Juwelier ging weg, und erzählte dem Herzog die ganze Geschichte. — Man würde dem armen Jizchak vielleicht einen Prozeß angehängt haben, wenn er nicht vorsichtig genug gewesen wäre, Toulon zu verlassen. — Er zog nach Worms und lebte hier geheim und glücklich; denn die göttliche Verheißung ging in Erfüllung, er hatte Hoffnung bald Vater zu werden. —

Im siebenten Monate ihrer Schwagerschaft ging das Weib R. Jizchaks eines Tages durch eine schmale Gasse der Stadt. Da kam ein schwer beladener Wagen ihr entgegen; sie wollte aus Vorsicht umkehren und einen andern Seitenweg einschlagen, doch von dem andern Ende der Gasse kam eine Kalesche im schnellen Lauf heran. — Das furchtsame Weib rannte bald da, bald dorthin, ein Plätzchen zum Ausweichen suchend.

„Schaut, Herr! wie das Judenweib ängstlich rennt!“ sprach lächelnd der Kutscher zu seinem Herrn. — „Laß die Hexe laufen und fahre zu!“ gebot dieser — und der Kutscher peitschte die Rosse. — Immer näher kamen die Wagen zusammen, immer enger ward der Raum, das Weib schrie und drückte sich an eine Wand. — Die Wagen geriethen an einander, die Pferde wurden scheu und der Lastwagen stürzte gerade auf das Weib — da bog sich die Wand, an welche es sich angelehnt, ein, und bildete eine gewölbte Nische, darin die schwangere Jüdin gemächlich stehen konnte, ohne von der Last berührt zu werden. — — Das herbei geeilte Volk staunte über die wunderbare Rettung des Judenweibes. — Viele meinten, dies müsse ein Werk des Teufels sein, nur Wenige erkannten es als ein Wunder Gottes, und lange Zeit war die Jüdin das allgemeine Stadtgespräch. —

R. Jizchak hielt es für rathsam einen Ort zu verlassen, wo für ihn ein so großes Wunder geschehen und jeder Mensch von ihm spricht. — Er zog deßhalb von hier nach Troyes, allwo ihm drei Monate nachher ein Sohn geboren ward, welchen er den Namen Schlomo gab. Dieser ward nachmals der berühmte Jarchi, oder wie er allgemein genannt wird, Raschi. Die eingebogene Wand soll noch viele Jahrhunderte in der Stadt Worms zu sehen gewesen sein.*) —

*) Das Wunder mit der eingebogenen Wand wird auch von der Mutter des „Rabbi Jehuda den Frommen“ erzählt — welches sich auf dieselbe Weise gebildet haben soll — dies geschieht ja oft, daß irgend eine Volkssage, von einem Orte auf das Andere übertragen, von verschiedenen Personen erzählt wird. Man wird mir es daher auch nicht zur Schuld rechnen, daß ich diese Sage an Raschi geknüpft habe.

2. Das Grab.

Rabbi Schlamo hatte noch nicht das 18. Jahr erreicht und sein Name war schon in aller Welt bekannt. Sein Talent, sein Wissen und seine vielseitige Bildung verbreiteten seinen Ruf in Israel nach allen Landen. Besonders befestigte seinen Ruhm und erhob ihn über die Gelehrten damaliger Zeit, sein tiefdurchdachter mühsam verfaßter Commentar über den Talmud. — So gelangte denn auch der Ruf des jungen Gelehrten nach Prag, wo damals die vornehmsten Rabbi wohnten und eine berühmte Talmudschule (**Jeschibo**) war. Hier wollte man den französischen Rabbi, der sich Raschi nannte, persönlich können, und die dasigen Rabbi schickten schmeichelhafte Schreiben an ihn und luden ihn ein, nach der Hauptstadt Böhmens zu kommen. Jarchi, als ein reiselustiger Jüngling, willigte ein und kam. Er hielt einige Vorträge in der Synagoge, und Alles war entzückt über die Gelehrsamkeit des Fremden. Man machte ihn zum Vorsteher der großen Talmudschule, und die prager Judenschaft pries sich glücklich, einen solchen Mann in ihrer Mitte zu haben.

Die Reichsten und Vornehmsten des Volkes gaben sich Mühe, den gelehrten und frommen Jüngling in ihren Familienkreis zu ziehen, die Töchter hegten im Herzen den Wunsch, des schönen Jünglings Gattin zu werden — aber nur Einer konnte das glückliche Loos beschieden sein — dies war Lea, die Tochter eines reichen Kaufmannes. —

Ein volles Jahr lebte Raschi glücklich unter der Gemeinde zu Prag, geehrt vom Volke, geliebt von der Gattin, ein reichliches Auskommen, einen thatenvollen würdigen Beruf — was hätte er sonst noch wünschen können? Allein wie es im Leben gewöhnlich ist, daß große Männer auch große Widersacher haben, so war's auch bei Raschi. Je höher sein Ansehen im Volke stieg, um so größer ward die Zahl seiner Neider. — Die andern Rabbinen konnten den Ruhm Raschis nicht länger ertragen, und trachteten nach seinem Sturze. — Sie suchten den Fremdling beim Volke verdächtig zu machen. — Seine Frömmigkeit erklärten sie als Heuchelei, seine Lehren als Ketzerei. — Selbst bei den Christen suchten sie ihm zu schaden, indem sie das Gerücht verbreiteten, Raschi gäbe sich als den Messias aus und wolle das Volk von Prag wegführen. — Da aber alle diese Umtriebe an der Tugend des wahrhaft biedern Mannes scheiterten, ward heimlich beschlossen, den Verhaßten durch Meuchlerhand aus dem Wege zu schaffen. Ein junger Talmudest, Raschis ehemaliger Nebenbuhler und größter Feind, übernahm es, die verruchte That auszuführen. — Raschi wurde durch einen Traum, den er drei Nächte nach einander geträumt, sehr ängstlich um die Zukunft — er sah im Traume sein eigenes Leichenbegängniß — ein Traum, der nur Böses vorbedeutet. — Er sprach deßhalb zu seiner geliebten Lea: „Wir wollen von dannen ziehen, mir ahnt nichts Gutes — du wirst sehen, mir begegnet nächstens ein Unglück — doch du mußt, mein Kind! nicht zaghaft

sein, sondern fest vertrauen auf Israels Hort. — Dort im Schreine stehet ein kleines Fläschchen mit einem Wunderbalsam gefüllt. — Einige Tropfen in die tödtlichste Wunde geträufelt, heilen sie und halten das Leben im Körper zurück, bis es wieder angefacht werden kann. — Beachte dieses, vielleicht bedürfen wir bald des Balsams." Und nur zu bald ging seine Ahnung in Erfüllung. Einige Tage nachher, als Raschi Abends allein in seiner Stube auf und ab ging, öffnete sich leise die Thüre, und ehe er nach dem Verlangen des Eintretenden fragen konnte, fühlte er schon seine Brust durchbohrt. Raschi that einen Schrei — der Mörder entfloh. — Die Gattin eilte aus der Nebenstube, und fand den Gatten in seinem Blute, fast ohne Leben. Auf ihren Hilferuf kamen die Nachbarn herzu geeilt, und Entsetzen faßte Jedem, der den Rabbi auf der Erde liegen sah, und Keiner wußte, was er reden oder thun soll. — Lea allein faßte sich schnell, öffnete den Schrein, nahm den Balsam und goß ihn in die Wunde. — Die Wirkung kam bald. Raschi öffnete die Augen wieder, begann zu athmen und redete die Umstehenden mit folgenden Worten an: „Haltet euch ruhig und äußert keine Freude, daß ich lebe. — Lasset mich todt sein, damit sie mich ferner nicht mehr verfolgen. Bis ich diese Stadt verlassen haben werde, dann könnt ihr ihnen erzählen, was ihr gesehen. — Begrabet meinen Sarg." — So geschah denn auch. — Das Volk glaubte, Raschi sei erschlagen, jammerte und wehklagte. Unter Geschrei und Weinen wurde Raschis Leichenbegängniß gefeiert, ein leerer Sarg auf den Friedhof beerdigt, und als Alles vorüber war, verließ Raschi heimlich die Stadt Prag, und begab sich mit seiner Gattin nach Regensburg in Baiern, allwo er viele Jahre blieb und eine Hochschule errichtete*). Jetzt, wo der hochgeehrte Rabbi nicht mehr da war, erhoben die Feinde das Haupt, und die Zunge des Verleumders zischte. — Was die neidischen Rabbi früher auszusprechen nicht gewagt hatten, schrien sie aus vollem Halse von den Stufen des heiligen Schreines herab. Sie lästerten den vermeintlichen Todten im Grabe, erklärten seinen gewaltsamen Tod als eine verdiente Strafe des erzürnten Gottes, und legten alle Jene, die seine Schriften lesen, in Bann.

Das wankelmüthige Volk, dessen Gunst wie ein Schatten vergehet, wenn die Sonne nicht scheint, vergaß auch bald Jarchis Tugenden, und der Mann, der vor kurzer Zeit noch der Gegenstand seiner höchsten Verehrung war, wurde jetzt der, des größten Abscheu's. — Um Raschis Andenken ganz auszurotten, wurde seine Grabstätte zerstört, der Grabstein zertrümmert. — Aber welch' Wunder! Am andern Tage fand man das Grab Jarchis ganz wie es war, und seinen Namen mit goldenen Buchstaben auf einem mächtig großen Marmorstein geschrieben. — Die spitzfindigen Rabbi erklärten dies

*) Lange Zeit wurde der Sessel, darauf Raschi gesessen, als eine Reliquie dem Reisenden hier gezeigt. — Ob dieser sich noch in Regensburg oder sonst wo befindet, ist mir nicht bekannt.

auf natürliche Art — nämlich Raschis Freunde haben das Grab wieder hergestellt. — Abermals wurde es zerstört, und abermals fand man es am andern Tage wieder neu aufgebauet. — Nun wagte Niemand mehr, daran zerstörende Hand zu legen. — Die Feinde mußten verstummen, und Raschi ward jetzt noch mehr verehrt als ehemals. — Besonders stieg die Verwunderung, als die Nachricht angekommen, daß Jarchi nach lebe, und zu Regensburg das Gesetz des Herrn lehre. Nach Raschis wirklichem Tode soll sein Leichnahm nach Prag gebracht, und in das für ihn bestimmte Grab begraben worden sein. Man zeigt noch heute die Stätte, wo Raschis Gebeine ruhen, und obgleich auf dem Leichensteine der Name „Schimon der Gerechte" stehet, so soll dies doch das Grab Raschis sein, und zwar auf diese Art: Viele Jahre nach dem Tode Raschis starb in Prag ein frommer Mann, Namens Schimon der Gerechte, welcher ein besonderer Verehrer des Raschi war. — Die Schüler des R. Schimon gingen auf den Friedhof, um für ihren Meister ein Grab zu bereiten, sie kamen zu Raschis Grab hin, und fanden es leer und auf dem Grabsteine stand statt Schlomo der Name Schimon. Sie hielten dies für einen Fingerzeig Gottes, daß sie nämlich ihren Meister hier beerdigen sollen. — Und so geschah auch, Rab. Schimon ward in das Grab Raschis gelegt. — — — —

3. Die Prophezeihung.

Der tapfere Gottfried von Bouillion soll nicht nur ein Feind der Sarazenen, sondern auch ein großer Verfolger der Juden gewesen sein. — Als er mit seinem wächtigen Kriegsheere nach Palästina zog, kam er auch in die Stadt, wo Raschi lehrte. — Früher schon hatte man ihm von den Wunderthaten des frommen Mannes erzählt, und er war begierig, den Mann selbst zu sehen, von welchem es hieß, er verstehe die Kunst, das Schicksal zu befragen und Blicke in die Zukunft zu thun. Um sich gleich von der Sehergabe Jarchis zu überzeugen, verkleidete sich der Herzog als armer Betteljude, und trat demüthig und gebückt in die Schule des Jarchi. — Diesem aber ward die Nacht zuvor durch einen Traum angezeigt, daß ein vornehmer Herr des Landes zu ihm kommen werde, er vorsichtig sein solle, und weisen Bescheid auf dessen Fragen geben. — Kaum war der Herzog in seiner Mummerei eingetreten, so erhob sich Jarchi von seinem Sitze, beugte das Haupt und ging ihm entgegen. „Sei gegrüßt im Namen Gottes, mächtiger Held! Friede sei dein Kommen, Segen dein Weggehen." — So sprach Raschi, indem er sich dreimal verneigte. Gottfried stand verwundert da und vermochte kein Wort zu erwiedern. Raschi fuhr fort: „Wozu hüllest du deinen herrlichen Leib, mächtiger Fürst! in diese schlechten Kleider? die Würde, womit der Herr der Heerschaaren dich bekleidet, strahlt ja dennoch von deinem Antlitze, und der Muth glänzt ja aus deinem Auge; wer wird nicht gleich den ta-

pfern Feldherrn erkennen„ der gen das heilige Land zieht, um da der Feinde Uebermacht zu stürzen? — Sage, was führt dich zu mir, deinem Knechte?"

„Da du weißt, wer ich bin, und was ich vorhabe, so wirst du auch wissen, was einst mir geschehen wird. — Ich bin hier, um dich zu fragen, ob ich siegen oder unterliegen werde im heiligen Streite. — Rede, ich will's wissen!" sprach Bouillion. — „Herr!" entgegnete Raschi, „du verlangst viel von einem Sohne des Staubes. — Es ist nicht Gottes Wille, daß der Mensch den Schleier aufhebe, der die Zukunft verdeckt, — doch gönne mir einige Minuten Zeit, damit ich meinen Geist sammeln kann, vielleicht gefällt es dem Allwissenden, mir Antwort in den Mund zu legen." — Hierauf hüllte Jarchi sein Haupt in den Thalith (Betmantel), kehrte das Angesicht gen Sonnenaufgang und betete in stiller Andacht. Dasselbe thaten auch alle seine Schüler, und Bouillion stand erwartungsvoll von Ferne. Auf einmal kehrte sich der Rabbi um, und begann mit erhabener Stimme: „Vernimm, großer Feldherr, was der Herr Zebaoth dir durch mich verkündet.— Drei Mal wirst du deine Feinde schlagen und flüchtig machen, und König der heiligen Stadt Jerusalem wird man dich nennen; doch bald darauf entstehet Hader unter deinen Kampfgenossen, die Feinde sammeln sich auf's Neue, und du wirst ihnen den Nacken zuwenden müssen. — Dann kehrst du in dein Land zurück, aber nicht an der Spitze eines siegreichen Heeres; sondern blos mit zwei Kriegern kommst du einst in diese Stadt." — „Schweig, Unheil krächzender Rabe!" donnerte der zürnende Gottfried dem Weissager entgegen. „Wisse, wenn auch Alles geschehe, was deine verfluchte Zunge jetzt gesprochen, und nur ein Mann mehr mich begleitet in diese Stadt, so lasse ich dir deine Lügenzunge ausreißen."— Damit verließ er die Stube.— Doch die Vorhersage Raschi's ging in Erfüllung; — Bouillion siegte dreimal, ward König von Jerusalem. Durch die Uneinigkeit der aus verschiedenen Nationen bestehenden Heereshaufen wurden die Kreuzzügler von den Türken wieder überwältigt, und Bouillion mußte sich flüchten. Der Ueberrest seines Heeres wurde von der Pest hingerafft, und als Gottfried in die Stadt, wo Raschi ihm prophezeihte, einzog, hatte er wirklich nur noch drei Mann vom ganzen Heerhaufen. Beim Anblick der Stadt gedachte Bouillion des Rabbi, und er sprach zu seinem Begleiter: „Vor einigen Jahren hat mir hier ein Jude mein Schicksal vorhergesagt.— Es ist zwar alles eingetroffen; aber es sind mir doch noch drei Mann geblieben und er hat bestimmt nur zwei gesagt; deßhalb werde ihm, was ich ausgesprochen." Er war während dem in das Thor angekommen; und wie er das letzte Wort ausgesprochen, da fiel ein Stein vom Stadthore herab und erschlug Einen von Gottfrieds übrig gebliebenen Leuten.— Der Herzog ward sehr erschüttert, er sah offen Gottes Hand, und erkannte Raschi's Sehergabe; denn wirklich kam er jetzt nur mit zwei Mann zurück. Von dieser Zeit soll der Herzog ein Freund der Juden geworden sein. —

4. Der Paradiesgefährte.

Ein Mensch, der in diesem Leben so fromm, redlich und tugendhaft ist, wie Jarchi es war, der kann auch mit Gewißheit auf ein angenehmes Plätzchen im Paradiese nach dem Tode rechnen. — Der Gott ergebene Jarchi zweifelte gar nicht, daß er einst im Garten Edens auf einem goldenen Stuhle sitzen, mit einer Perlenkrone auf dem Haupte, von Gottes Herrlichkeit sich sättigen werde. Aber um Alles hätte er gerne früher gewußt, wer im Paradiese neben ihm sitzen, überhaupt sein Kamerad sein wird. Nach vielem Fasten und Beten ward ihm im Traume gezeigt, daß sein künftiger Paradiesgefährte Abraham ben Gerson der Gerechte (Zadik) heiße und in Barzelona noch lebe. — Im vollsten Vertrauen auf den göttlichen Traum machte sich Raschi auf, und reiste nach Barzelona. — Hier wollte er inkognito die Tugenden seines Kameraden erforschen. — Seine Fantasie malte sich schon den Paradiesnachbar voraus: ein hageres blasses Gesicht, tiefliegende Augen, langen Bart, gekrümmtes Rückgrath, schlotternde Beine, ein Mann, der Tag und Nacht das Gesetz studirt, der fastet und betet, und von den irdischen Freuden nichts wissen will. — Nur ein solcher verdient das Predikat „Zadik".— Wie sehr mußte sich daher Raschi verwundern, als er in ganz Barzelona nicht einen solchen Mann finden konnte, der zugleich Abraham ben Gerson geheißen hätte; — Fromme gab es da genug, aber sie hatten andere Namen. — Endlich fragte Raschi, ob denn hier nicht ein Abraham ben Gerson existire? Der Mann, den Raschi gefragt, verwunderte sich sehr darüber, daß ein so frommer Mann nach einem solchen Glaubensverächten frage. — „Wie?" rief er, „meint vielleicht der Rabbi Don Abraham den Reichen, der Alles thut, was Gott verboten hat? — der durchs ganze Jahr nicht die Schule besucht, das Fleisch von ungekoschertem Vieh genießt? Ich kann es nicht glauben, das Ihr den sucht." — Ein sauberer Kamerad, dachte Raschi, und fragte dann nach der Wohnung dieses schlechten Israelsohns. — „Ich will's versuchen, ihn auf einen bessern Weg zu bringen," setzte er hinzu. — „Ach, bei dem hilft Alles nichts," entgegnete den Mann; „es haben's schon unserer Rabbi Viele gethan; allein er ist halsstörrig und verstockt." — „Macht nichts! bezeichnet mir nur seine Wohnung." — Der Mann beschrieb die Gasse und das Haus des Don Abrahams, und Raschi begab sich dahin. — Mit Staunen betrachtete er den nach allen Regeln der Baukunst erbauten Pallast, darin Don Abraham wohnte. — „Ist dies eine Wohnung für einen Sohn des geduldeten Volkes?" sprach er zu sich selbst, indem er scheu durch das Hauptportal in das Innere trat. Seine Verwunderung ward immer größer, je weiter er kam. So viel Glanz und Reichthum hatte der arme Rabbi noch bei keinem Juden gesehen. — Eine Menge Diener mit Gold gestickter Livree rannten geschäftig ab und zu. Vornehme Herren und Damen kamen und gingen, unzählige Karossen rollten ein und aus, überall lustiges Leben und Bewegung, als wäre hier der Pal-

last eines Fürsten. Es fehlte nur wenig, so wäre Raschi wieder unverrichteter Sache weggegangen, so sehr hatte ihn diese Pracht eingeschüchtert; da ihm aber ein Diener freundlich entgegen kam und nach seinem Verlangen fragte, faßte er Muth und sprach: „Ich möchte mit dem Herrn dieses Hauses reden.“ Der Diener führte sogleich den Rabbi die breite Marmortreppe hinauf, durch mehre Gänge und Säle, bis vor eine Thür, wo er stehen blieb. „Ich will Euch früher meinem Herrn melden; habt die Güte mir Euern Namen zu nennen,“ sprach der Führer. Raschi nannte seinen Namen und Geburtsort, und der Diener ging in das Zimmer seines Herrn. Mittlerweile räsonirte der Rabbi wie folgt: „Es geht sonderbar in dieser Welt zu. — Hier lebt ein schlechter Jude, ein Gesetzverächter, in Glanz wie ein König, an andern Orten sah ich fromme gottesfürchtige Männer mit Noth ringen, in Schmach und Elend versenkt.— Was soll denen ein Paradies, die es schon hier genießen? Wenn auch solchen das Himmelreich wird, wozu wären denn die vielen Entsagungen der Frommen.“— Da öffnete sich die Thür, und eine hohe, in Lebensfülle strotzende Männergestalt trat heraus. — Stolz war die Haltung, fest der Gang, doch der Blick verrieth Sanftmuth und Güte. — Mit Ehrerbietigkeit näherte sich der Mann dem Rabbi und sprach: „Ich fühle mich hochgeehrt, daß der berühmte Jarchi mein Haus besucht. — Gönnt mir die Freude, längere Zeit bei mir zu weilen.“ Hierauf nahm er den erstaunten Rabbi beim Arm und führte ihn in das Zimmer. Eine solche Aufnahme hätte Raschi freilich nicht erwartet, darum war er sehr verlegen und vermochte kein Wort hervorzubringen.— Der freundliche Wirth bemerkte dies, und sprach: „Ihr wundert Euch gewiß über die Pracht in einem Judenhause. Ich versichere Euch, mein lieber Rabbi! wo der Segen des Allmächtigen unsere Händearbeit begleitet, die Gesetze des Landes uns beschützen vor Gewaltthätigkeit und Unrecht, da ist unser Vaterland.“ — „Nicht Euer Reichthum ist's, das mich wundert,“ versetzte Raschi; „sondern, daß Ihr dem Geber so schlecht dankt dafür — daß Ihr die Gebote des Herrn“ — „Aha! Ich merke schon, man hat Euch viel Böses von mir erzählt,“ — unterbrach ihn der Hausherr. „Spart die Worte, Rabbi! — Ich kenne meine Pflichten — zwischen Gott und Menschen kann ein Mensch nicht den Vermittler machen.“ — Raschi gerieth durch diese Worte in Eifer, und er rief, sich vergessend: „Poche nicht auf deine Kraft, Staubgeborener! Wenn die Bösen grünen wie Gras, wenn Uebelthäter blühen eine Zeit, geschieht's um sie für die Ewigkeit zu vertilgen.“— Der Hausherr lächelte gutmüthig und sprach: „Ich hoffe auf Seligkeit so wie Ihr, und werde einst den Himmel mit Euch besitzen.“ — „Mit welcher Zuversicht der Mensch hofft!“ dachte Raschi im Innern, laut jedoch erwiederte er: „Nein! das ist nicht der Weg, der zur Seligkeit führt! Ihr müsset zuvor Euren Wandel bessern, und ein Mann der Buße werden.“— „Lieber Rabbi! glaubt Ihr denn wirklich, daß derjenige, der die albernen Satzungen manches griesgramigen Rabbis nicht befolgt, Gottes Gnade verliert? Wir sind ja keine Sträflinge, und diese

Welt ist auch kein Zuchthaus, daß wir blos Fasten und Weinen müßten. — Der Herr hat uns Freude in Fülle gegeben, und der sie nicht genießt, sündigt. 613 Artikel hat uns der Ewige durch seinen heiligen Propheten gegeben, und wer diese befolgt, thut genug, um hier glücklich zu leben und nach dem Tode selig zu werden."— Ein Diener trat herein und unterbrach das Gespräch; er meldete, daß die Armen in der Halle versammelt wären. „Es ist gut! ich werde heute selbst die Gaben austheilen,"— entgegnete der Herr, und zu Raschi sich wendend, sagte er: „Wollt Ihr mich nicht begleiten? — Es ist ein angenehmes Geschäft, das Almosen geben. Heute will ich's selbst thun, weil morgen meiner Tochter Hochzeit ist."— Wirth und Gast begaben sich nach der Halle, wo die Armen des Ortes versammelt waren. Unterwegs fragte Raschi: „Ihr habt gewiß einen reichen Eidam Euch heraus gesucht." — „Nicht doch, Rabbi! Mein künftiger Schwiegersohn ist blos armer Eltern Kind, aber sehr geschickt und herzensbrav. — Er ist seit seiner Kindheit in meinem Hause erzogen." — Raschi schwieg und freute sich im Herzen, daß sein künftiger Gefährte doch einige schöne Tugenden besitze. — In der Halle begab sich der Hausherr zu einem Tische — ließ die Bettler Einen nach dem Andern vortreten, jeder erhielt heute eine doppelte Gabe; dankend und segnend zog der Beschenkte sich zurück. Schon hatten sich Alle entfernt, nur ein Weib blieb noch am untern Ende des Saales stehen. Der almosenspendende Hausherr glaubte, daß dieses Weib vielleicht noch nicht betheilt worden, und langte in den Beutel, das Versäumte nachzuholen; aber die Alte weigerte sich die Gabe anzunehmen und sprach: „Ich komme nicht um Almosen, sondern um Rath." — „Rede, womit kann ich dir nützen? Komm näher zu mir!" entgegnete gutmüthig Don Abraham; — das Weib trat hervor und begann: „Ich bin eine arme Witwe, die sich schwer und kümmerlich nährt mit ihren vier Kindern. — Meine ganze Hoffnung war der Verlobte meiner Tochter, er sollte meine Stütze und der Waisen Vater werden. — Auf dem Todtenbette meines seligen Mannes gelobte er es auch; allein vom Gelde verblendet, wählte er sich eine reiche Braut und läßt meine Tochter sitzen."— „Weib! warum kommst du gerade zu mir? Kann ich denn über den Mann gebieten?" fragte Abraham. „Du kannst es, Herr! denn der Mann ist dein Eidam!" Don Abraham erschrak, als er dieses hörte, und wußte für den Augenblick nichts zu erwiedern. — Erst nachdem er eine Weile sinnend dagestanden, sagte er zu dem Weibe: „Ich werde die Sache untersuchen, und ist es, wie du gesprochen, soll dir Genugthuung werden.— Gehe getröstet heim!" — Hierauf entfernte sich das Weib; Raschi konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Nun, was wollt Ihr beginnen? Eine fatale Geschichte bleibt's immer! — Am besten, Ihr findet Euch mit dem verlassenen Mädchen ab und lasset einige Goldstücke springen.—"

Don Abraham schien über dies Ansinnen gekränkt; er sagte trocken zu Raschi: „Wollt Ihr morgen bei meiner Tochter Verehelichung zugegen sein, so werdet Ihr das Resultat dieser schwierigen Geschichte erfahren." Raschi

ging von dannen in seine Herberge, konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen. Er brannte vor Begierde, den Ausgang der Geschichte mit der verlassenen Braut zu wissen, und wie er sein Morgengebet verrichtet hatte, eilte er sogleich in den Pallast seines Paradiesgefährten. Hier war Alles in Aufruhr. Eine Menge Gäste verschiedenen Standes füllten die Gemächer, rauschende Musik erschallte drinnen, und die Domestiken tummelten sich mit besonderer Eilfertigkeit. Raschi hatte Mühe, sich durch die Menge zu drängen, um in das Zimmer des Hausherrn zu gelangen. Don Abraham war festlich gekleidet, und von den Vornehmsten der Stadt umgeben; dennoch ging er dem Rabbi entgegen und bot ihm die Hand zum Willkommen. —

Die Hochzeitszeremonien begannen bald nachher; — so wie sie im Volke gewöhnlich geschehen, wurden sie auch hier vollzogen — unten im Hofe war der Trauhimmel aufgestellt, die Braut, im weißen Atlaskleid mit verhülltem Angesichte, ward voraus von zwei vornehm aussehenden Damen hinab geführt, dann kam der Bräutigam von zwei Männer begleitet, hinten drein folgten die Hochzeitsgäste, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand; — Musik und Gesang erschallten vom Altan herab. — Ein Rabbi las laut und vernehmlich die Heiratskontrakte, die Morgengabe-Versicherung, und als dies geschehen war, nahm der Bräutigam einen Goldring, steckte ihn der Braut an den Zeigefinger, mit den Worten: „Sei mir angelobt mittels dieses Ringes, nach dem Gesetze Moses und Israel.“— Der Rabbi sprach seinen Segen. — Ein Glas ward zur Erde geworfen und zerschlagen, worauf das Volk laut „Masel tob“ (Glück auf) rief. — Jetzt nahete sich Don Abraham der Braut, und hob den Schleier von ihrem Gesichte. — „Heiliger Gott, Bella!“ schrie der Bräutigam, und sank fast zur Erde. — Das Volk blieb wie versteinert, denn die Braut war nicht die Tochter Abrahams. — „Ich muß euch das Räthsel auflösen,“ sprach dieser. — „Das Weib hier war früher die Verlobte dieses Mannes.— Liebe hatte den Bund geschlossen, ich wußte es nicht. Aus Dankbarkeit und in der Hoffnung, das Loos seiner Eltern und Freunde zu verbessern, gab er meinem Verlangen nach, meine Tochter zu heiraten. — Erst gestern erfuhr ich die Geschichte — so hab' ich denn das, was Liebe vereint, nicht trennen wollen. — Es soll durch mich keine Jungfrau beschämt und unglücklich werden.— Nimm sie statt meiner Tochter, liebet euch und seid glücklich!“ Das neugetraute Paar sank zu den Füßen seines Wohlthäters und benetzte sie mit Thränen des Dankes. Alles war gerührt von der Großmuth Abrahams; der Edle blickte innig vergnügt umher und sprach: „Was die Mitgift und die Aussteuer betrifft, versteht sich von selbst, bleibt's wie hier in der Schrift enthalten ist.“ Man konnte auf den Gesichtern aller Anwesenden den Beifall und die Zufriedenheit lesen.

Nun konnte Jarchi nicht länger sich zurückhalten. Hingerissen von dem Edelsinne des braven Mannes, fiel er seinem zukünftigen Gefährten um den Hals und rief freudig: „Ja, du bist würdig, das Gan Eden (Paradies)

zu erlangen. Ich freue mich, einst dein Gefährte zu sein."— Niemand verstand die Worte des geehrten Rabbi, und Jeder wünschte eine nähere Erklärung; — darauf fuhr Raschi in seiner Begeisterung weiter fort: — „Jetzt sehe ich, daß nicht blos fasten und beten den Himmel verdient, daß die Ausübung kleinlicher Religionsgebräuche keinen Zadik machen, daß ein edler Sinn, ein biederes Herz dem Herrn mehr gefällt, als Opfer; — darum sagt auch der königliche Sänger: Wer darf auf den Berg des Herrn steigen, wer in seiner heiligen Wohnung ruhen? der, dessen Hände rein sind vom Betrug, dessen Herz lauter, ohne Falsch."

Eine ganze Woche, so lange die Freudentage der Hochzeit dauerten, blieb Raschi im Hause des Don Abraham. — Er erzählte ihm, weßhalb er hieher gereist, worüber Abraham sich außerordentlich freute — daß er nämlich im Paradiese einen so braven Nachbar zu hoffen habe; — „denn Ihr dürft mir glauben,"— setzte er gutmüthig lächelnd hinzu — „es ist nichts angenehmeres als einen guten Nachbar zu haben. Ein Neidischer oder Streitsüchtiger würde uns den Himmel selbst zur Hölle machen." — Raschi reiste hierauf vergnügt in seine Heimat zurück. Ob die Beiden jetzt wirklich im Paradiese Gefährten sind, davon habe ich keine Kunde erlangen können.

L. Weisel.

Berichtigungen.

Raschi's Commentar ist auf alle 24 Bücher der heiligen Schrift, auch hat er nicht mit Maimonides zu einer Zeit gelebt; der Einbug in die Mauer, welcher jedem Fremden in Worms gezeigt wird, ist von der Mutter des Rabbi Jehuda des Frommen. Raschi's Sessel wird eben in Worms jedem Fremden unter den übrigen Alterthümern noch heut zu Tage gezeigt.

Siehe „Geschichte der Juden in Worms."

Der Feigenbaum als Zeuge.

Vor mehr denn 600 Jahren konnte man das schöne blühende Spanien mit Recht das glückliche Land, das irdische Paradies heißen; damals hatte noch nicht Partheiwuth die Einwohner gegenseitig aufgehetzt und den süßen Hausfrieden gestört. — Jedermann durfte seinen Gott nach seiner Weise verehren, ohne deßhalb verachtet oder gehaßt zu sein, und selbst Israel, das gedrückte, überall verfolgte Volk, fand im gesegneten Spanien einen Freihafen. — Friedlich saß Jeder unter seinem schattigen Feigenbaum und traubenreichen Weinstocke, sang Loblieder dem starken Gotte Israels, der sich seines Volkes wieder erbarmt, und ihm die langentbehrte Ruhe gegeben hat.

Wie viele große Männer sind um diese Zeit aus Israels Stamme entsprossen! Gelehrte, Weise, Dichter und Künstler, deren Namen noch heutigen Tages mit Ehrfurcht genannt werden; damals besaß das jüdische Volk in Spanien den großen Denker Maimonides, den edlen Don Abarbanel, Rabbi Alfossi, den scharfsinnigen Aben Esra u. a. m. Hochgeachtet wurden diese Männer vom Volke, ja selbst Fürsten und Könige waren ihnen gewogen. — Da gab es selten eine Gemeinde, darin nicht ein weiser, gottesfürchtiger Mann das Wort des Herrn lehrte; fast in jedem Städtchen war eine Schule, die Jugend zu bilden. — Unter diesen Männern, die noch heutigen Tags des jüdischen Volkes Stolz sind, ragt besonders der Dichter Salomon, Gabriels Sohn hervor, jung an Jahren, doch sein Geist hochstrebend, sein Verstand gebildet. — Kräftig, männlich schön war der Bau seines Körpers, doch fromm seine Seele, edel das Herz, und sein Lebenswandel musterhaft sittlich. — Wer Salomon kannte, mußte ihn liebgewinnen; wer aber seine bald scherzend zarten, bald erschütternd wilden Gesänge hörte, mußte den begeisterten, von Gott begabten Dichter staunend verehren. — Des Jünglings Herz schlug höher, des Mädchens Seele war entzückt, wenn sie des Sängers liebliche Lieder mit der Laute Klang begleitet, abwechselnd sangen, und Männer und Greise lauschten innig vergnügt, und dachten dabei an die schöne, verflossene Jugendzeit. Salomons Lieder und Ruf verbreiteten sich bald im ganzen Lande, jeder Mund war voll des Lobes, Vornehme suchten die Freundschaft des jungen Dichters, und selbst die Fürsten Spaniens wetteiferten, den geistvollen Sänger mit Gunst und Ehre zu überhäufen. — Ward Gabriel's Sohn darum stolz und übermüthig? schämte er sich deßhalb seiner niedrigen Abkunft, seines Volkes? Nein, trotz der Berühmtheit blieb sein Herz sanft, bescheiden und fromm, und die Gottesfurcht war nie von ihm gewichen. — Konnte ein solcher Mensch auch Feinde haben, die seinem Leben drohen? Man sollte es kaum glauben, und dennoch hatte Salomon unbewußt unter so vielen Verehrern einen Todfeind. Gibt es denn hienieden gar keinen Besitz außer dem Elend, darum man nicht beneidet wird? Ist selbst der leere Ruhm eines Dichters, das Schattenbild des Augenblicks, nicht frei; erregt auch vorübergehendes Lob, ein angenehmer Traum, Neid und Haß? — Hascham, ein ehrsüchtiger Maure, war auf des jüdischen Dichters Ruhm neidisch, und er allein haßte den Mann, den alle Welt geliebt. — Es war aber nicht blos Dichterruhm, der Hascham's Haß erregte, es war noch ein anderer Beweggrund; denn der beliebte Dichter hatte ihm auch das Herz seiner geliebten Zulaima entwendet. —

Von den Liedern Salomon's entzückt, verlangte die Jungfrau auch den Dichter zu kennen, und Hascham, um der Geliebten zu gefallen, suchte Salomon in die Gesellschaft zu ziehen. — Zulaima hatte kaum die schöne Gestalt des jugendlich blühenden Sängers gesehen, als sie schon von Liebe entbrannte, und je öfter Salomon kam, je mehr sie dessen Vorzüge wahrnahm, um so heißer war ihre Neigung. — Doch der Jüngling verstand die

Sprache der Jungfrau nicht. Die leisen Seufzer, die glühenden Blicke, das schwermüthige Sinnen, kurz alle die Zeichen beginnender verschämter Liebe; wie konnte er, der Israels-Sohn, deuten, daß sie ihm gehören? Der Väter Gesetze eingedenk, den Ewigen stets im Herzen, widerstand er jeder lockenden Versuchung. —

Das Weib vom heißen Süden liebt viel heißer, als das des Nordens, glühend wie dort die Sonne, ist auch die Leidenschaft; ein Strahl im Brennpunkte conzentrirt ist die Liebe einer Jungfrau im heißen Klima, während die Liebe in den gemäßigten Zonen mehr den wärmenden Strahlen der Morgen- und Abendsonne gleicht. — Zulaima's Liebe stieg mit jedem Tage höher; je gleichgiltiger Salomon, desto glühender, verlangender war Zulaima. — „Ich will ihm entgegenkommen, dem kalten Manne," — sprach sie zu sich selbst, und bei der ersten Gelegenheit, als beide ganz allein waren, gestand Zulaima ihre Neigung und verlangte Erwiederung. — „Edle Jungfrau!" versetzte Salomon, „Ihr scheint vergessen zu haben, weß' Abstammung wir beide sind; Ihr könnt nicht mein Weib sein und ich darf Euch nicht lieben." — „Darfst nicht lieben?" fragte Zulaima lachend; „warum nicht? Was hat Liebe mit der verschiedenen Gottverehrung der Menschen zu schaffen? Liebe fragt nicht, wie betest, sondern wie liebst du? Sieh, Theurer! ich will, ich muß dich besitzen, es mag der Preis noch so hoch sein. Dein Gott soll von nun an auch der meine sein, wie du betest, will auch ich beten!" Schönheit, Anmuth, Witz und Klugheit sind des Weibes Waffen, um des Mannes eisernen Willen zu beugen, seine rohen Kräfte zu verfeinern. — Salomon konnte so vielem Liebreize, dem mächtigen Zauber der begehrenden Jungfrau nicht länger widerstehen; er stürzte auf's Knie vor die schöne Maurin, bedeckte ihre weiße Hand mit glühenden Küssen, und der Liebesbund war geschlossen. Haschem, der schon früher gegen den verhaßten Judenjüngling Verdacht gehegt, beobachtete alle seine Schritte mit Schlauheit. Eifersucht sieht scharf, wenn auch nicht immer richtig; und so hatte auch der listige Maure bald das Verhältniß zwischen seiner Geliebten und dem Dichter entdeckt; und er beschloß im rachedürstenden Herzen des Letzteren Tod. Einige Zeit hielt der Böse seinen Groll verborgen, er schmeichelte dem Dichter mit süßen Worten, gelobte ihm Freundschaft, und that überhaupt, als wäre er einer seiner größten Verehrer. Durch nichts kann man das kindische Gemüth eines Dichters leichter gewinnen, als wenn man seine Arbeiten lobt, und wie die zärtliche Mutter dem ihr ganzes Vertrauen schenkt, der die Schönheit, die Wohlerzogenheit ihrer Kinder rühmt, ebenso wirft sich der Dichter gerne dem an die Brust, der die Kinder seines Geistes als wohlgerathen preiset. So traute auch der edle Salomon dem Scheinfreunde und folgte eines Tages der Einladung, nach dessen einsame Villa zu kommen. Er ahnte nicht das Geringste, daß der verschmitzte Haschem Tücke gegen ihn im Herzen führe; auch da noch nicht, als er auf der Villa Niemanden außer dem Besitzer traf, obgleich dort einige Bekannte beisammen sein sollten. „Sie

werden noch kommen, wir wollen indeß im Garten umhergehen," gab Hascham auf die Frage, wo die Gäste bleiben zur Antwort, und führte hierauf den harmlosen Dichter in den Garten.

Es war an einem lieblichen Frühlingsabende; sanft und milde wehten die Lüfte, würzige Blüthendüfte ergoßen sich über die ganze Flur, die Sonne neigte sich zum Untergange, der Abendstern flimmerte im Osten, die gefiederten Sänger verstummten alle, nur die Nachtigall begann ihre Klagetöne harmonisch anzustimmen.

Salomons Dichtergemüth schlürfte mit hastigen Zügen die Schönheit der ewig schaffenden Natur, es öffnete sich ganz sein Herz, und tausend Bilder tauchten in seiner Seele auf und schmelzende Lieder entquollen, ohne es zu wollen, der tiefbewegten Brust. „Wie ist doch das Leben so schön!" sprach der Dichter zu seinem Begleiter; „die ganze Natur scheint nur für den Menschen zu wirken." — „Schön wäre das Leben, nur Schade, daß oft der Faden abreißt, wo wir ihn lange noch fortzuspinnen gedenken," erwiederte Hascham. „Da hast du, Freund! ein wahres Wort geredet," versetzte Salomon; „so mancher lebenslustige, noch in der schönsten Blüthe stehende Mann war vom Tode hinweggerafft ohn' Versehen." — „So wie du, widerwärtiger Frömmler!" brummte Hascham in sich hinein. — „Was hast du gesprochen?" fragte der Dichter, der es dennoch gehört, „warum ich? welche Gefahr droht denn mir?" — Hascham schwieg. Indessen sind beide an eine abgelegene Stelle gekommen, wo sich ein einzelner zweigenreicher Feigenbaum befand. Noch war dieser nicht ganz grün, denn die Zeit war noch nicht da, die ihn hätte mit breiten Blättern zieren können; hie und da öffnete sich eine strotzende Knospe und das zarte frische Blättchen drängte sich gewaltsam aus seiner Haft. —

„Sieh' dort dein Grab!" sprach mit dumpfer Stimme der Wirth, auf eine Grube unter dem Baume zeigend; „die drinnen wirst du noch heute Nacht ruhen!" — „Ich verstehe dich nicht, Hascham; rede deutlich." — „Nun wirst du es doch begreifen!" kreischte Hascham, indem er einen zweischneidigen Dolch in des Wehrlosen Brust stieß.

Salomon sank nieder; doch hatte er noch nicht geendet und mit röchelnder Stimme sprach er: „Bösewicht! du hast mein Blut vergossen, und Niemand ist da, der wider dich zeugen könnte; aber der Allwissende wird deine That nicht ungestraft lassen. Die Frucht dieses einzelnen Baumes wird reden und den Mörder anklagen." Hascham lachte hell auf, und sprach: „Ich will die Wurzeln dieses Baumes mit deinem Blute tränken, damit er verstumme." Hierauf verscharrte er den Leichnam unter den Feigenbaum, und verließ den Garten.

Wie man sich's denken kann, war der beliebte Sänger schon am folgenden Tage vermißt; es wußte kein Mensch, wo er hingegangen, und daher konnte Niemand ahnen, was ihm widerfahren.

Es verstrichen viele Wochen und Salomon kam nicht wieder. Die Eltern weinten und klagten über den verlornen geliebten Sohn. Zulaima erkrankte vor Herzensleid, und Jedermann betrübte sich darüber. So zog ein volles Jahr vorüber, und wie immer die Zeit alles vergessen macht, schwand auch des beliebten Sängers Angedenken aus den Herzen, und der Mörder freute sich seiner verruchten That, in der Hoffnung, Zulaima werde sein Weib werden. — Abermals kam der alles erquickende Frühling und hauchte frisches Leben in die schlummernden Keime der Natur; die Fluren kleideten sich mit frischem Grün, Orangen und Zitronen hüllten sich in junge Blätter, der Oel- und Feigenbaum fingen an auszuschlagen und der Weinstock setzte Knospen an. — Wird auch der Baum, der Zeuge des Meuchelmordes, darunter der erschlagene Sänger begraben liegt, blühen und Früchte tragen? wird er nicht verdorren vor der Zeit, weil er die Schandthat berget; muß nicht des Dichters edler Lebenssaft seine Wurzeln verbrennen, damit der Stamm absterbe? Doch wie! ist es doch, als hätte der Baum vom Blute des Erschlagenen doppelte Kraft empfangen! denn während die anderen Feigenbäume erst zu knospen begannen, zierten ihn die schönsten saftigsten Früchte schon, dergleichen man im Lande nicht gesehen. Der Eigenthümer freute sich darob, ließ seine Freunde und Bekannte kommen, daß sie den Baum bewundern, der so zeitlich Früchte trägt; und jeder war erstaunt über die seltsame Erscheinung und fragte wie es komme, daß gerade dieser einzelne Baum so frühe Früchte trage. — Haschams lächelte geheimnißvoll und sprach: „Ja, meine Freunde! den Zauber, der in diesem Baume wohnet, kann ich Euch nicht sagen.“ —

Alle Welt sprach nun von Haschams wunderbarem Baume; wie gewöhnlich wurden noch mehrere Wunderdinge dazu gelogen. Man erzählte sich von Haschams Zauberkünsten, von seiner Verbindung mit dem Höllenfürsten; so kam auch die Mähr bis zum König. Dieser verlangte auch den Zauberbaum zu sehen und begab sich eines Tages mit seinem Gefolge in Haschams Garten. — Schon beim Eintritte erbebte der Mörder, als aber der König den Feigenbaum zu sehen verlangte, da erblaßte er und fing an, am ganzen Leibe zu zittern. „Warum thust du so ängstlich, Haschams! es wird dir doch nicht bange sein, daß ich dir die Früchte von deinem edlen Baume abpflücke? Komm, führe mich hin!“ sprach der König, und der Böswicht sammelte sich wieder, und führte schweigend seinen Gast zu dem einsamen Baume. Der König und seine Hofleute konnten sich nicht genug wundern, und ersterer sagte: „Fast möchte ich es glauben, was die Leute von dir sprechen, du seiest mit dem Bösen im Bunde. Doch erkläre mir, wie es kommt, und theile uns deine Kenntniß mit, denn ich will es, rede!“

Diese Worte versetzten den Mörder in die höchste Angst, seine Worte, die er erwiederte, waren verwirrt und ohne Zusammenhang, daß sie den König beleidigten, und jetzt erst drang dieser noch mehr darauf, das Geheimniß zu wissen. Allein Haschams vermochte nicht zu reden. — Erzürnt befahl

der König, den hartnäckigen zu ergreifen und durch die Folter das Geständniß zu erpressen; aber Haſcham ließ es nicht ſo weit kommen; die Worte des röchelnden Salomon tönten itzt ſchauerlich in ſein Ohr, ihm ſchien es, als thäte ſich das Grab auf, und als ſtiege der gemordete Jüngling aus demſelben, um ihn anzuklagen. Vom böſen Gewiſſen getrieben, warf ſich Haſcham zu des Königs Füßen und flehte um Barmherzigkeit, ehe er ſein Verbrechen eingeſtanden; dies erſt erregte noch mehr Verdacht, daß hier etwas beſonderes obwalte, und nach Anwendung einiger Marter-Werkzeuge, geſtand der Böſewicht ſeine That. Man ſuchte nach und fand die Leiche des Dichters unter dem Baume. Alle Anweſenden entſetzten ſich darüber und begehrten, der Mörder ſolle nach dem Geſetze hingerichtet werden. „Nicht doch," ſprach der König darauf; „an denſelben Baum, der Zeuge dieſes ſchändlichen Mordes war, ſoll der Schurke aufgehängt werden; daran ſoll er verweſen und Fluch dem, der je eine Frucht von dieſem Baume bricht; verwüſtet werde der ganze Garten, nur der Feigenbaum bleibe zum warnenden Beiſpiel!" So geſchah denn auch; der Mörder ward an den Feigenbaum aufgehängt, der Garten und das Luſthaus zerſtört, und lange Zeit war der Platz ein Schreckensort, von Menſchen gefürchtet und gemieden.

L. Weiſel.

Moiſes ben Maimon.

Nach Moiſes dem Geſetzgeber iſt Moiſes ben Maimon der größte Mann unter dem iſraelitiſchen Volke. Wenn erſterer ſeine gedrückten Glaubensbrüder aus der niedrigen ſchmachvollen Knechtſchaft der Egyptier erlöſet hat, ſo war es Maimons Sohn, der ſeinem abergläubiſchen, vom Vorurtheil erblindeten Volke die Augen öffnete; denn er war der Erſte, der mit Weisheit und tiefer Einſicht den foliantenreichen Talmud auszugsweiſe zu ordnen wußte. Er war der Erſte unter den jüd. Gelehrten, der ſich dem Studium der Philoſophie, trotz der Anfechtungen der damaligen Rabbiner, mit allem Eifer widmete und ſo ſeinen Nachfolgern den Weg bahnte. Phyſik und Mathematik waren ſein Lieblingsſtudium; auch beſaß er große Kenntniß in der Geſchichte und Geographie, und war ein ſehr geſchickter Arzt. Daher heißt es auch noch heutigen Tages unter den Rabbinern: „Von Moiſes bis Moiſes, war kein Mann wie Moiſes." —

Woher dieser merkwürdige Mann seine vielseitige Bildung und ausgebreiteten Kenntnisse in allen Fächern der Wissenschaften geschöpft hatte, hierüber ist im Volke die Sage:

I.

Moises war der jüngste Sohn eines unbemittelten Fleischers zu Cordova. Da ihm die Mutter in seiner Kindheit starb, und sein Vater zu sehr mit seinem Handwerk beschäftigt war, als daß er sich um den Knaben bekümmert hätte, so war der kleine Moises in der Erziehung dergestalt vernachlässigt, daß er im 13. Jahre noch nicht beten, um so weniger im Gesetze lesen konnte; deßhalb wurde er auch von den älteren Geschwistern verachtet und mit dem Schimpfnamen Amhorez (Unwissender) benannt. Dieses kränkte den gefühlvollen Knaben so sehr, daß er sich von allen Gesellen zurückzog und den größten Theil des Tages weinend in einer einsamen Kammer zubrachte. Eines Tages, wo ihn seine Geschwister unbarmherzig quälten und mißhandelten, flüchtete er in die Synagoge, um dort sein betrübtes Herz vor Gott auszuschütten.

Er warf sich vor die heilige Lade nnd weinte laut: „Herr aller Welt!“ flehte er, „gib mir Kenntnisse in deinem Gesetze und schicke mir deinen heiligen Propheten Elias, daß er mich unterrichte in Weisheit und Wissen, damit ich nicht immer den hartherzigen Menschen zum Spott bleibe.“ — In dieser frommen Andacht entschlief er auf den Stufen der Lade.

Ein süßer Traum hatte seine kindlich fromme Seele umfangen.

Es schien ihm, als öffnete sich der Himmel und ein Engel schwebe herab zur Erde, der sich ihm im huldvollen Lächeln nähert. Da fühlte der träumende Knabe einen leisen Schlag auf die Schulter, er erwachte und ein fremder Mann mit einem langen grauen Barte stand vor ihm. Mit freundlicher Miene sprach dieser: „Was liegst du hier und schläfst an dieser heiligen Stätte? Gotteshaus ist nicht der Ort zum Ausruhen, sondern zur Andacht bestimmt.“ — „Herr!“ erwiederte der erschrockene Knabe, „nicht zum Ausruhen bin ich hieher gekommen, mein gekränktes Herz, meinen tiefen Kummer wollte ich vor dem Höchsten in dieser Wohnung des Heiligsten ausschütten.“ — „Was kann es sein, das dich so sehr betrübt in diesen jungen Jahren?“ — „Daß ich unwissend bin in dem Gesetze des Herrn und weder zu lesen noch zu schreiben verstehe, und daß ich Niemanden finde, der mich das lehrte; darum habe ich zu Gott gefleht, er möchte mir den Propheten Elias zum Lehrer schicken.“ — „Wie denn, wenn ich der Elias wäre, würdest du deines Vaters Haus verlassen und mir folgen?“ — „O mit Freuden!“ rief entzückt der Knabe; „was habe ich in meines Vaters Wohnung noch zu suchen? die Mutter ist todt, der Vater liebt mich nicht und die Geschwister peinigen und verspotten mich.“ — „Nun so komm mit mir, ich will dein Lehrer sein.“ Bei diesen Worten faßte der Fremde des Knaben

Hand und führte ihn mit sich fort, der Knabe folgte gern. Bald hatten beide die Stadt im Rücken und nach einigen Tagen befanden sie sich an der Küste Afrikas.*)

Anfangs waren der Vater und die Geschwister über das plötzliche Verschwinden Moises sehr betrübt und ließen es an Nachforschung nicht fehlen; als aber alles vergebens war, den Verlorenen aufzufinden, trösteten sie sich damit, daß vielleicht der Herr ihn, wie einst den Joseph, irgend zum Stadthalter bestimmt habe, und der verachtete unwissende Junge in der Folge mit Reichthümern und Ehrenstellen zurückkommen werde. Zehn Jahre waren seitdem verstrichen und das Andenken des jungen Maimon fast erloschen; da erschien aus fremdem Lande in Cordova ein junger Gelehrter und hielt am Sabbath öffentliche Predigt. —

Die jüdische Gemeinde war entzückt über die hinreißende Beredsamkeit und tiefe Gelehrsamkeit des kaum 24 Jahre alten Redners, den Niemand kannte und dessen Vaterland Niemand anzugeben vermochte. Die Vornehmsten der Judengemeinde wetteiferten mit einander, den liebenswürdigen Prediger zu beehren; die größten Gelehrten und Rabbis warben um seine Gunst und Alles staunte über die hohe Weisheit und den durchdringenden Geist, die der Fremde besaß. Man hörte die ganze Zeit von nichts anderem, als von dem merkwürdigen jungen Rabbi. Endlich kam auch das Gerücht in das Haus des alten Maimon. Obgleich Maimon selten eine Predigt besuchte, indem er als unwissender Fleischer nichts davon verstand; beschloß er doch aus Neugierde am kommenden Sabbath den berühmten Redner zu hören. — Der Tag kam, das Volk drängte sich stürmisch in die Schule, auch der alte Maimon mit seinen Söhnen. Der junge Prediger bestieg den Rednerstuhl und nachdem er einige Zeit forschend die Menge gemustert, begann er mit langsamer Stimme seine Rede, immer höher und höher stieg das Gebäude seiner durchdachten Sätze, bis sie die höchste Stufe der Begeisterung erreicht hatten und Jedermann von deren Richtigkeit überzeugt war. Die Hörer wurden heute noch mehr hingerissen, als das erste Mal, und der Beifall zeigte sich auf den zufriedenen und staunenden Gesichtern sämmtlichen Volkes. Die Predigt war nun zu Ende und das Volk begann schon den Beifall durch Gemurmel laut werden zu lassen; da erhob sich des Redners Stimme abermals: — „Meine verehrten Zuhörer!" begann er: „Ich lese mit Vergnügen den Beifall, den Ihr meiner Rede schenket, auf Eueren freundlichen Gesichtern. Ihr habt mir den schmeichelhaften Antrag gemacht, mich bei Euch als Vorsteher Euerer Lehranstalt aufzunehmen, und ich fühle mich hochgeehrt und erfreut, der Gemeinde, aus der ich abstamme,

*) Wirklich waren die beiden arabischen Philosophen Eben Tophail und Averreas die Lehrer Maimonides'. Sieh D. M. Jost's Geschichte des israelitischen Volkes, Berlin 1832 und P. Beers Skizze einer Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes bei den Israeliten, Prag 1832.

einen Dienst leisten zu können. Wisset, ich bin der Sohn Maimon's des Fleischers, ich bin der unwissende Knabe Moises, der vor 10 Jahren aus Euerer Mitte verschwand!" Welche Feder vermag die Freude und den wonnigen Schrecken des alten Vaters und die Verwunderung der Brüder zu beschreiben! —

Im Angesichte des ganzen Volkes stürzte der hochgelehrte Sohn in die Arme des überglücklichen Vaters, und Alles sah ehrfurchtsvoll schweigend mit nassen Augen auf die Wiedererkennungsszene zwischen Vater und Sohn. Moises Maimon war von der Judengemeinde Cordovas zum Vorsteher einer großen Lehranstalt aufgenommen, welches Amt er mit Treue und Eifer viele Jahre bekleidete und viel Gutes und Nützliches für die nachkommende Generation seines Volkes stiftete.

Der Lehrer Maimons soll kein anderer als der Prophet Elias gewesen sein; dieser hatte ihn während der zehn Jahre nicht nur alle schriftliche und mündliche Ueberlieferungen des heilgen Gesetzes, sondern auch alle andern Nebenwissenschaften, als: Mathematik, Physik, Chemie u. d. g. beigebracht. Zugleich übergab er seinem Schüler zwei sehr nützliche Bücher, die lange Zeit verborgen lagen, nämlich: das Buch der Schöpfung und das der Heilkunst. Ersteres von Abraham, das Zweite von Elias verfaßt. Durch die Hilfe dieser zwei Wunderbücher war der Besitzer im Stande, die größten Geheimnisse der Natur zu erforschen und alle Krankheiten zu heilen, worauf sich folgende Sagen gründen.

II.

Maimon's Ruf verbreitete sich über ganz Europa. In den entferntesten Ländern erzählte man sich von der hohen Weisheit und den wundervollen Kuren des berühmten jüdischen Arztes in Spanien. Ein wißbegieriger Jüngling, der einzige Sohn eines reichen Kaufmannes zu London, dessen Durst nach Gelehrsamkeit die Lehrer seines Landes nicht befriedigen konnten, verließ heimlich sein Elternhaus, wo er im Ueberflusse lebte, und begab sich nach Cardova, wo Rabbi Moises ben Maimon lehrte. Nicht ohne Beschwerden gelangte er an den Ort seiner heißen Wünsche, dem nach Wissen strebenden Jüngling war es nicht genug, blos der Schüler und Hörer seines Lehrers zu werden, er wollte durchaus den so hoch gepriesenen Mann überall, auch in seinem häuslichen Thun und Lassen beobachten und in alle Geheimnisse und Mysterien eindringen, die der öffentliche Lehrer gewöhnlich seinen ungleich begabten Schülern vorenthält. Er wußte es zu gut, daß diese Männer zweierlei Naturen haben, und der weiseste, tugendhafteste Lehrer auf dem Catheder, oft der gemeinste, niedrigste Hausvater und schlechteste Weltbürger ist. Auch jene Schwäche der größten Lehrer, die Schüler nicht Alles zu lehren, und sich selbst das Beste zurückzuhalten, war ihm nicht fremd. Darum bediente er sich einer verzeihlichen List, seinen Zweck ganz zu errei-

chen: er ſtellte ſich taubſtumm. Aermlich gekleidet und ganz demüthig erſchien er vor dem hochgeehrten Rabbi, und gab durch klägliche Mienen und bittende Geberden zu verſtehen, er wolle für's Brod nur ſein Diener ſein.

Maimonides war durch das beklagenswürdige Schickſal des Jünglings gerührt und nahm ihn zum Famulus. Der ſtumme Diener erwarb ſich bald durch ſeine Aufmerkſamkeit und pünktliche Verrichtung der ihm aufgetragenen Geſchäfte, die Gunſt und das Vertrauen ſeines Herrn dergeſtalt, daß er ihm bei allen ſeinen chemiſchen und phyſikaliſchen Experimenten, die er ſonſt aus Furcht vor den Vorurtheilen des Pöbels geheim verrichtete, behilflich ſein mußte, ohne den geringſten Verdacht, als könnte der Schüler den Meiſter verrathen. Indeſſen hatte der gelehrige Schüler nicht nur praktiſch, ſondern auch theoretiſch ſeinen Geiſt ausgebildet. Denn er ſtudirte während der Abweſenheit ſeines Meiſters deſſen Bücher und Schriften mit beſonderem Fleiße und Eifer, ſo daß er nach einigen Jahren ſeinem Herrn wenig nachgab. —

Um dieſe Zeit erkrankte ein vornehmer Mann am Hofe an einer ſonderbaren Krankheit. Am ganzen Körper war keine Spur irgend eines Leidens, nur daß ihn zuweilen ein Taumel überfiel, wobei er ſich unwillkürlich wie von unſichtbaren Kräften getrieben mit Windesſchnelle im Kreiſe drehen mußte, bis er ohnmächtig und ganz erſchöpft zu Boden ſtürzte.*)

Nachdem alle geſchickten Aerzte ihre Kunſt und Mittel vergebens angewandt und das Leben des Staatsmannes in der größten Gefahr war, ließ man auch noch gleichſam als die letzte Zuflucht den jüdiſchen Arzt Maimonides kommen; dieſer hatte den Sitz und die Urſache des Uebels ſogleich erkannt, und er ſprach zu den Verwandten, die, beſorgt um das theuere Haupt der Familie, ſich verſammelt hatten: „Nur eine Operation kann ihn retten, denn dieſer Herr leidet an einer Krankheit, die größtentheils Schafsköpfe, nur ſelten Menſchen befällt, ſie heißt Hirnwurm.**) Ich will ihm die Hirnſchale durchbohren und das Thier entfernen, ſonſt gibt es kein anderes Heilmittel.“ —

Man kann ſich's denken, welchen Schreck dieſe Worte des Judenarztes hervorbrachten, und daß man ſich zu einer ſo gefährlichen Operation nicht ſo leicht herbeiließ. — Es vergingen noch mehrere Wochen, ehe der taumelnde Staatsmann ſich entſchließen wollte, ſich den Kopf öffnen zu laſſen. Da aber die Krankheit von Tag zu Tag ſtieg, und das Drehen und Tanzen immer heftiger und ausdauernder ward, willigte er ein. Maimonides und ſein ſtummer Famulus kamen mit den nöthigen Operationsinſtrumenten in das Haus des Kranken, wo ſich eine unzählige Menge neugieriger zweifelnder Aerzte

*) Wahrſcheinlich eine Krankheit, die heutigen Tages Chorea Sti. Viti heißt; (vielleicht Satyriasis) (Veitstanz, Taranteltanz, eine Art Nervenkrämpfe).

**) Der Talmud beſchreibt dieſes Uebel unter dem Namen Rothon und die Heilung iſt die Trepanation; ſiehe Ketuboth Fol. 77, S. 2.

versammelt hatte. — Mit kalter Besonnenheit und sicherer kunstfertiger Hand führte Maimonides die gefahrvolle Operation aus. Die Hirnschale war bereits trepanirt, das quälende Ungeziefer lag unbeweglich auf dem zarten Gehirn; alle Anwesenden staunten, und bewunderten die hohe Weisheit und Geschicklichkeit des jüdischen Arztes. Nun langte dieser nach einer kleinen Zange, um den Wurm damit wegzunehmen. — „Halt, Meister! du tödtest den Mann!" rief ihm hinter dem Rücken eine fremde Stimme zu. Er ließ die Zange erschrocken aus der Hand fallen und wandte sich verwunderungsvoll nach dem Sprecher. Es war sein Diener. „Was ist das? du hast mich hintergangen?" fragte erzürnt der Herr. — „O vergib mir, Meister! diese List, deren Ursache ich dir ein anderes Mal mittheilen will, jetzt aber laß uns den Kranken hier retten. Siehe, dieser Wurm hat sich mit seinen spitzigen Krallen an das Gehirn festgeklammert, und wenn du ihn mit Gewalt wegreißt, so verletzest du das zarte Organ selbst, und der Kranke ist verloren." — „Was ist denn zu thun, um den Wurm zu entfernen?" fragte beschämt Maimonides. — „Herr!" entgegnete bescheiden der Lehrling, „hast du es doch in deinem Manuskript angegeben: das Blatt vom Baume *** (hier ist der Name einer unbekannten Pflanze) lege hin und das Thier verläßt freiwillig seinen Sitz und kriecht auf dasselbe, heißt es dort." Der Meister erinnerte sich, ließ die bezeichnete Pflanze bringen, der Minister wurde von seiner Krankheit geheilt, und Maimonides ward Leibarzt des Fürsten.

III.

Es gibt der Wege viele, die zum Verderben des Menschen führen, und ihn den unterirdischen Mächten überliefern.

Stark ist die Gewalt der Habsucht, unbezähmbar die Kraft des Ehrgeizes, furchtbar die Macht der Eifersucht; doch die schrecklichste Leidenschaft ist die Wißbegierde eines unbefriedigten großen Geistes; diese allein vernichtet alle irdische Glückseligkeit, und übergibt auch die Seele dem Reiche des Satans. — So fiel auch einst der berühmte Doktor Faust und auch so beging nach der Sage im Volke der gelehrte Maimonides aus übertriebener Forschlust die schrecklichste That.

Menasse — so wollen wir den wißbegierigen Jüngling im vorigen Kapitel nennen — wurde seit der Zeit jener merkwürdigen Operation vom Meister nicht mehr als Diener, sondern als Collega behandelt; beide waren nun unzertrennlich.

Ihre Studien, ihre Untersuchungen geschahen größtentheils gemeinschaftlich, und wo der Eine zweifelte oder nicht zu helfen wußte, mußte der Andere erklären und beistehen, und so durchforschten sie mitsammen fast alle Zweige der Wissenschaften. Eines Tages, als beide allein in ihrer Studierkammer zusammen saßen, begann der Meister: „Ich sehe, du hast mich an Kenntniß

und Wissen fast überflügelt, denn du hast dasjenige, was ich mit Mühe durch so viele Jahre der Erfahrung zusammengetragen, auf ein mal in dir aufgenommen, und dein freier junger Geist kann nun leicht weiter dringen, als der meinige, da er schon mehr an das Irdische gebunden ist. Darum laß uns vereint itzt einen Weg verfolgen, welchen die vergangenen Geschlechter aus Feigheit vielleicht nie zu betreten wagten. Wir wollen mitsammen die geheimnißvolle Natur in ihrem Schaffen und Zerstören belauschen und das große Räthsel der Schöpfung lösen." — „Mein Herr und Meister!" antwortete der Jüngling, „ich bin noch zu jung, und verstehe das Wahre vom Falschen nicht zu unterscheiden, ich weiß noch nicht, wie weit es dem menschlichen Geiste erlaubt ist, in die heilige Werkstätte der Natur zu dringen; aber es scheint mir ein solches Erkühnen Sünde für den sinnlichen Erdensohn, und es kann nur des Schöpfers Zorn reizen." — „Wie du schwach bist," entgegnete der Meister; „alles, was da ist, gehört dem menschlichen Geiste an, er kann's beobachten, benützen, wie er will. Himmel, Erde, Luft, Wasser und Feuer sind seine Unterthanen. Er darf seines Geistes Flügel entfalten und in dem unendlichen Weltall herumstreifen; er kann den forschenden Blick hinauf unter die Miriaden Weltkörper und hinab in den tiefen Schacht der Erde senden, und zu seinem Nutzen Erfahrung sammeln, Schlüsse ziehen; und daß er es thue, gab der Schöpfer ihm solche göttliche Kraft. Er soll forschen und suchen, bis er Wahrheit findet, bis er selbst eine Welt erschaffen kann!!" — „Herr! mich schrecken deine Worte, sie klingen wie Lästerung gegen das Allerhöchste." —

„Warum? Kann es ein größeres Lob für einen Gott geben, als daß eines seiner Geschöpfe sich zu ihm erheben will? — Die alten Griechen erzählen so etwas von einem Prometheus, der die Götter erzürnt, weil er ihnen das Feuer entwendet und neue Geschöpfe nachgebildet hat. Er mag so ein Forschergeist gewesen sein, den die damaligen eigennützigen Priester verfolgten, daß er dem Volke nicht die Augen öffne. Aber wie kann ein Gott über den nach Wahrheit forschenden Menschen zürnen? Was liegt ihm daran, wenn das Räthsel gelöset ist? In einem Nu läßt er den alten Weltbau zusammenstürzen, und einen neuen aus dessen Trümmern mit einem „Werde" hervorgehen." — „O mir schwindelt vor dem hohen Fluge deines kühnen Geistes, Meister! ich vermag nicht ihm zu folgen." —

„Wie," rief erzürnt Maimonides, „hätte ich mich auch in dir getäuscht? Solltest du nicht mehr Muth haben, als die Tausend armseligen schwachbegabten Schüler, die ich hatte, die bescheiden auf der niedrigen Erde umherkrochen und vor Freude jauchzten, wenn ich ihnen einen Brosamen des Wissens vorwarf, einen Strahl der tiefen Weisheit sehen ließ? Auch du bist so feig, dich mit dem zu begnügen, was deine schwachen Sinne begreifen? Gehe, du kannst ferner nicht mit mir sein." — Da stürzte der Jüngling zu des Lehrers Füssen gedrängt von der Liebe zu den Wissenschaften, flehete er mit nassen Augen: „Verstoße mich nicht von der Quelle des Wissens, ehe ich den heißen Durst

gestillt. Laß mich die verzehrende Glut meiner Begierde mit dem göttlichen Tranke löschen, der nur aus dem Born der Weisheit quillt!“ —

„Was willst du noch? du weißt genug, um bei den gemeinen Menschen geehrt, berühmt zu werden, gehe hin!“ —

„Aber sage mir doch, was willst du, daß ich vornehme?“ —

„Mit mir wandeln, forschen, spähen, bis wir Wahrheit gefunden.“ —

„Wo liegt diese?“ —

„Im Weltgeiste!“ —

„Wohlan! ich bin bereit, ich will dir folgen, wohin es auch sei; an deiner Hand kann ich nicht straucheln.“

„Nun, jetzt erkenne ich wieder den unter Tausenden würdigsten Schüler,“ sprach mit Freundlichkeit Maimonides, während er zum Bücherschranke trat, und aus einer verborgenen Schublade einen großen Foliantenvon Pergament holte.

„Hast du auch in diesem Buche gelesen?“ fragte er.

„Oft, sehr oft habe ich das Wunderbare, das es enthält, mit Staunen gelesen, und ich gestehe, nicht ohne Grauen.“ —

„Was hältest du von allen den Geheimnissen dieses Werkes?“ —

„Was ich davon halte? Ich zweifle an dessen Wahrheit.“

„Zweifeln und immer zweifeln! der starke Geist will überzeugt sein. Wir wollen Versuche machen.“ —

„Wie sollen wir das? haben wir denn die Macht, die Geister der Elemente zu beschwören, besitzen wir jene Mittel, die dazu erforderlich sind, die Wunderwerke dieses Buches hervorzubringen?“ —

„Schon wieder zaghaft? Wir fangen nicht damit an, neue Welten, riesenhafte Menschen oder sonst eine wunderbare Thiergattung zu erschaffen, wodurch erst Millionen Geschöpfe vernichtet, unzählige Sterne zertrümmert werden müßten, wir wollen nur mit kleinen Wundern den Anfang machen.“

Maimonides schlug den Folianten auf, und zeigte auf eine Stelle.

„Hier heißt es: „Tödte einen gesunden Menschen, zerstückle seinen Körper und bringe die kleinen Stücke unter einen luftleeren Recipienten, träufle von der Essenz, die zusammengesetzt wird aus dem Safte der Lebenspflanze und des Balsams der Unsterblichkeit und dem Extrakte der Blume der Riesenstärke, (dabei solle das Gewicht von jeder Ingredienz, und der Ort, wo sie zu haben ist, angegeben gewesen sein,) so wird dieser zerstückelte Körper nach 9 Monaten wieder belebt; er wird dann unverletzbar und unsterblich sein.“ — Dieses wollen wir versuchen.“ — „Aber Meister! wer wird sich herbeilassen, dieses gefahrvolle Experiment zu versuchen?“ fragte mit zitternder Stimme der Jüngling. —

„Ich oder du,“ entgegnete bestimmten Tones Maimonides. „Das Loos mag entscheiden.“ — „Ach Herr! dein Vorhaben ist fürchterlich! o laß doch das Buch mit seinen Wundern, die nur zum Verderben führen. Wie könnte ich den mordenden Stahl in dein Herz stoßen, wenn dich das Loos träfe? und sollte ich das Opfer sein, was werden die geliebten Eltern sagen,

wenn sie das unerhörte traurige Geschick ihres einzigen Kindes vernehmen? Und wenn auch das Buch nicht lügt, was soll aus dem wiederbelebten unsterblichen Menschen dann werden? Ha! mich schaudert's vor der Idee!" — „Fort aus meinem Hause, Feiger!" rief entrüstet der Meister; „du willst dich über die gemeine Menschenmenge erheben, und hängst mit unzertrennlicher Gewalt an dem irdischen, vergänglichen Wesen. Gehe hin, woher du gekommen bist, schwacher Sohn des Staubes!" — —

Ein böser Kampf war es, der im Innern des Jünglings tobte. Nicht blos die Lust nach Kenntnissen hielt ihn so fest an dem Hause seines Lehrers; ein mächtigerer Zauber fesselte ihn — die Liebe zu dessen Tochter. Er stürzte vor seinem Meister zu Boden, umfaßte dessen Knie und flehte, er möchte von diesem grausamen Vorhaben abstehen; allein dieser blieb unerschüttert in seinem Beschlusse. — „Nun, so will ich als Opfer deiner unersättlichen Forschlust fallen, tödte mich!" rief verzweiflungsvoll der Jüngling. — „Nicht doch, das Loos soll entscheiden!" antwortete Maimonides.

„Doch schwören wir zuvor bei dem Namen des Ewigen, daß, wenn dieses Unternehmen gelingen sollte, der Lebende die todten Stücke zur gehörigen Reife kommen lasse und nicht, aus welchem Grunde es nur immer sein mag, meuchlerisch vor der Zeit das Gefäß zerschlage, um das kommende Leben zu vernichten!" Beide legten ihre Hand auf die heilige Gesetzrolle und schwuren beim Allerhöchsten. — „Aber Herr! einer von uns muß fallen und er wird vermißt werden." — „Dafür ist gesorgt; falle ich, so habe ich schon vorher eine weite Reise angekündigt; fällst du, nun so bist du in deine Heimath gezogen." —

Die Loose wurden geworfen, und es fiel auf den Schüler. —

„Soll ich die geliebten Eltern nicht noch ein Mal umarmen?" flehte der Unglückliche. Doch Maimonides hörte in seinem schrecklichen Kunsteifer nicht auf die Klagen des Flehenden; mit Blitzesschnelle stieß er ein zweischneidiges Messer in das Herz des blühenden Jünglings. „Der barmherzige Gott vergebe — — ich sterbe — ach! — lebe wohl — De — bo — ra!" — dieß waren die letzten Worte des Sterbenden. —

Maimonides zerstückelte die Leiche, that sie unter einen Recipienten, goß den oben beschriebenen Balsam darauf und entfernte sich aus dem Gemache, das er sorgfältig hinter sich verschloß und volle 3 Monate nicht betrat. —

Aber nicht lange nach dieser grausamen That erwachte das menschliche Gefühl in des Gelehrten Brust und mit ihm das nagende Gewissen; wo er war, was er that, im Schlaf wie im Wachen, überall verfolgte ihn der Schatten des gemordeten Jünglings, überall vernahm er das Nöcheln des von seiner Hand Erschlagenen.

Erst im 4. Monate wagte er es, von Zweifel und Neugierde gemartert, nach der todten Fleischmasse unter dem Glassturze zu schauen. — Und siehe da, es waren nicht dieselben regellosen Stücke, die er hingelegt, sondern wohl

geordnete Glieder gleichsam kristallisirt und zusammengeschmolzen unter dem Sturzglase. Freudig über die Wiederbelebung seines Schülers, verließ er die Kammer und wartete abermals einen Monat. Im 5. Monate konnte man schon die Form eines menschlichen Körpers erkennen, im 6. wurden die Blutgefäße und Nerven sichtbar, und im 7. Monate sah man Bewegung und Leben in den neugeschaffenen Organen deutlich. Jetzt aber wurde dem Forscher Angst und bange. Maimonides war nun von der Wahrheit des „Schöpfungsbuches" überzeugt, und ihm grauste vor der Zukunft. — „Welches Unheil drohet dem menschlichen Geschlechte, wenn ich diesen zur völligen Reife gedeihen lasse, wenn dieser ewig lebende Mensch mit seiner Kraft unter seinen Brüdern umherwandelt, wird man ihn nicht vergöttern, anbeten? und die heilige Offenbarung, Moises Gesetze, werden sie nicht alle geläugnet und endlich ganz vergessen werden? Schon sehe ich, wie sich die Völker versammeln, um einander zu bekriegen, Kinder gegen ihre Eltern, Brüder gegen Brüder das Schlachtschwert zücken, und Menschenblut in Strömen fließen für den neuen Gott und seine Satzungen. Unglückliches Unternehmen!" — So dachte Maimonides, als er die Kammer verließ. Unschlüssig und von Tausend widersprechenden Ideen gepeinigt, trat er am 8. Monate wieder vor den werdenden Menschen hin und erbebte, als die bereits vollkommene Gestalt ihm freundlich entgegenlächelte. Er vermochte nicht dieses demonische Grinsen länger anzuschauen und rannte aus der Kammer. „O Gott! was habe ich begangen? es ist schrecklich! das Buch hat nicht gelogen, der Mensch lebt wieder auf! Sollte ich den Schwur brechen, den ich im Namen des Ewigen gethan, soll ich das Leben eines blühenden hoffnungsvollen Jünglings unbarmherzig zerstören? oder soll ich das größte Unheil geschehen lassen? Wer gibt mir Auskunft? Wahr ist es, der Mensch mit seiner irdischen Hülle soll nicht weiter dringen; was hinaus über seine Sphäre reicht, führt zur Hölle! Ich kann mir nicht selbst rathen! Ich muß die Sanhedrin, den großen Rath der Gelehrten fragen, sie sollen entscheiden!" —

Maimonides begab sich wirklich einige Tage darauf in den Rath der großen Versammlung und trug ihnen diesen Fall vor, doch so, das jeder glaubte, es wäre blos fingirt, und es wäre ihm nur um die Lösung einer spitzfindigen Frage zu thun, so wie man im Talmud und den spätern Lehrbüchern dergleichen fast unmögliche Fälle findet.

Nach vielem Disputiren und Debattiren kamen die Gelehrten überein: Um größeres Unheil für die Menschheit zu verhüten und Gottes Ehre zu retten, dürfe man seinen Schwur brechen und einen solchen Menschen tödten.

Diesen Ausspruch stützten sie auf einen Vers in dem Psalm. „Zur Zeit für Gott zu handeln, zerstöre das Gesetz." — Das soll heißen: Man muß die Gebote nicht halten, wenn dadurch Gott entheiligt wird. —

Im Anfange des 9. Monates trat daher Maimonides in die Kammer mit dem Vorsatze, sein Werk zu zerstören; zitternd näherte er sich dem Glassturze, aus welchem der wiederbelebte Schüler ihm entgegenlachte, und

wie er die vollkommene Gestalt erblickte, da erhob er einen eisernen Hammer, den er in beiden Händen hielt. — „Rabbi! hast du deinen Schwur vergessen?“ ertönte es wie Grabesstimme unter dem Glase hervor. — In Tausend Stücke zersprang das Gefäß, und eine leblose Fleischmasse lag zu den Füßen des bewußtlosen Maimonides. — Als er sich wieder erholt, und Kräfte gesammelt hatte, vergrub er die Leiche, dann trat er zu dem Bücherschranke, nahm beide verderbenbringende Bücher, nämlich das der Schöpfung und das der Heilkunst, und warf sie in die Flamme des Kamins. Von dieser Zeit an waren auch das Glück und alle Lebensfreuden von Maimonides gewichen. Seine Tochter Debora soll vor Sehnsucht nach ihrem Geliebten, dessen Schicksal der ganzen Welt verborgen blieb, bald darauf gestorben sein, er selbst wurde von neidischen Gelehrten bei Hofe verleumdet, der Zauberei angeklagt, ihm der Prozeß gemacht, und er sollte auch, wie die Sage erzählt, wirklich hingerichtet werden*), wovon ihn nur eine zeitliche Flucht nach Afrika rettete; aber auch hier wurde er verfolgt und sowohl von seinen Religionsgenossen als auch von den Ungläubigen angefeindet, und sein ganzes Leben war voller Trübsal. — —

Sagen der Prager Juden.

Der fremde Reisende, der Libuša's merkwürdige Stadt besucht, um da die riesenhaften Gebäude, die prachtvollen Paläste zu besichtigen, der wird gewiß auch jenem Theile der Stadt, wo das Volk Israel beisammen wohnet, einige Aufmerksamkeit schenken, und er wird Manches finden, was den Geschichtsforscher so wohl als den Geographen interessiren kann. — Unzählige Sagen knüpfen sich an die alten Synagogen, an die engen Gäßchen, und fast jeder Grabstein in dem großen alten Friedhofe bietet Stoff zu irgend einem schauerlichen Mährchen. — Der prager Jude ist stolz auf seine Heimat — und auch der Ausländer hat hohe Achtung vor der Heiligen-Versammlung der königlichen weltberühmten Stadt Prag. —

„Ich habe viele Jahre hier gelebt, und viel Gutes von den gastfreundlichen Bewohnern genossen. Alle die folgenden Sagen habe ich aus dem

*) Moses Maimon soll von einem maurischen Könige zum Tode verurtheilt, jedoch zugleich die Gnade ertheilt worden sein, sich die Todesart selbst zu bestimmen. Moises verlangte, man möchte ihm alle Adern öffnen und ihn verbluten lassen, was auch wirklich geschah, und nur der ärztlichen Behandlung seiner Schüler, denen er vorher angeordnet, auf welche Art sie ihn behandeln sollten, verdankte er sein Leben.

Munde der Alten gehört — und übergebe sie dem geneigten Leser ganz treu so, wie ich sie empfangen habe. . . .

Der Golem.

Diese Volkssage ist oft schon von verschiedenen Schriftstellern benützt worden — und es scheint mir überflüssig, eine so bekannte Sage nochmals zu bearbeiten; damit man aber nicht glaube, ich hätte sie gar nicht gekannt, will ich sie hier nur in der Kürze anführen.

Unter der Regierung Rudolph II. lebte unter den prager Juden ein Mann, Namens Bezalel Löw, wegen seiner hohen Gestalt und großen Gelehrsamkeit der hohe Rabbi Löw genannt. Dieser Rabbi war in allen Künsten und Wissenschaften sehr bewandert, besonders in der Kabbala. Vermittelst dieser Kunst konnte er Figuren, von Thon geformt oder von Holz geschnitzt, beleben, daß sie wie wirkliche Menschen alles verrichteten, was ihnen aufgetragen ward. — Solche selbstgeschaffene Domestiken sind viel werth, sie essen nicht, sie trinken nicht und brauchen keinen Gehalt; sie arbeiten unverdrossen, man kann sie ausschelten, und sie geben keine Antwort. Der Rabbi Löw hatte sich einen solchen Diener aus Lehm gebildet, ihm den Schem (Zauberformel) in den Mund gelegt und ihn damit belebt. Dieser gemachte Knecht verrichtete alle groben Geschäfte im Hause durch die ganze Woche: Holzhacken, Wassertragen, Gassenkehren u. s. w. Am Sabbath aber mußte er ruhen, deßhalb nahm ihm der Herr den Schem aus dem Munde und machte ihn todt, ehe der Ruhetag eingegangen war. Doch geschah es einmal, daß der Rabbi dies zu thun vergaß und das Unglück war fertig. — Der Zauberknecht ward wüthend, riß die Häuser nieder, schleuderte Felsstücke umher, entwurzelte Bäume, und wirthschaftete fürchterlich in den Gassen. — Man eilte, den Rabbi davon in Kenntniß zu setzen — aber die Verlegenheit war groß. — Schon war der Sabbath da, jede Arbeit, sie sei fertigend oder zerstörend, streng untersagt — wie also den Zauber lösen? Es ging dem Rabbi mit seinem Golem, wie dem Zauberlehrling mit dem Besen in Göthe's Gedichte. Zum Glücke hatte man in der Altneu-Synagoge den Sabbath noch nicht eingeweiht, und da diese die älteste Synagoge in Prag ist, so richtet sich Alles nach ihr, und noch war's Zeit, dem tollen Burschen den Schem zu nehmen. Der Meister eilte, riß dem Golem die Zauberformel aus dem Munde — der Lehmkloß stürzte und zerfiel in Trümmer. Von diesem Auftritte geschreckt, wollte sich der Rabbi keinen so gefährlichen Knecht mehr machen. Noch heute sollen Stücke des Golems auf dem Boden der Altneu-Synagoge zu sehen sein.

Von diesem wunderthätigen Rabbi werden auch folgende Sagen erzählt: — Als Kaiser Rudolph und sein Astrolog Tycho de Brahe einst dem Rabbi in seinem schlichten Hause einen Besuch machten, ließ der Rabbi die ganze Burg vom Hradschin in die Judengasse herab zaubern. Der

Kaiser wunderte sich sehr darüber und beschenkte den Magier mit Gold und Ehre. — Einst kam dem Kaiser der sonderbare Einfall, er wolle die Patriarchen und die Söhne Jakobs sehen, und verlangte, R. Löw möchte sie aus ihren Gräbern zitiren. Eine harte Nuß für einen Kabbalisten; doch was thut man nicht Alles einem so hohen Gönner zu Liebe? Rabbi Löw willigte ein und versprach dem Kaiser die Stammväter vorzuführen, mit der Bedingung jedoch, daß er nicht lache, er mag was immer sehen. Tag und Ort der Beschwörung ward bestimmt. In einem abgeschiedenen Saale der Burg wurde das Todtenbeschwören vorgenommen. Die Väter, die Stammeltern kamen einer nach dem andern in ihrer wahren Gestalt und der Kaiser staunte über die Größe und Kraft dieser Männer der Vorzeit; denn jeder Einzelne der Stammeltern produzirte sich mit seiner Eigenschaft. Als aber der schnellfüßige Naphtalie über stehende Kornähren und Flachsstengel daherschwebte, konnte sich der Kaiser nicht länger halten, er mußte lachen. Die Erscheinung war verschwunden, und die Wölbung des Saales senkte sich herab. Sie würde auch den Kaiser verschüttet haben, wenn Rabbi Löw sie nicht mittelst der Kabbalakraft fest gebannt hätte. Es soll noch heutigen Tages in einem Saale, der aber nie geöffnet wird, die herabgesunkene Wölbung zu sehen sein. Wenigstens ist dies die Sage unter dem jüdischen Volke. —

In unserer aufgeklärten Zeit, wo man alles Wunderbare leugnet oder natürlich aufzuklären sich bemühet, wurde auch die Sage vom Rabbi Löw natürlich erklärt: Der hohe Rabbi Löw war nämlich ein geschickter Mechaniker, der sich einen Automaten verfertigte, das ist der Golem.

Man will ihm die Erfindung der Camera obscura zuschreiben, wodurch er den Kaiser täuschte, kurz der hohe Rabbi Löw war ein Tausendkünstler.

Die goldene Gasse.

1. Abtheilung.

Am rechten Moldauufer, in der Gegend des heutigen Tummelplatzes, wo vor vielen hundert Jahren das Volk Israel seine Hütten aufschlagen durfte, stand auch die kleine Wohnung des wohlhabenden Rabbi Kalman, und vor dieser saß an einem schönen Frühlingsabende dessen einzige Tochter Haninna sinnend, die schwarzen Augen nach der scheidenden Sonne gerichtet, deren letzte Strahlen die Gipfeln des Laurenzberges rötheten und die Kuppel der hohen Thürme auf dem Hradschin vergoldeten. — Haninna übertraf alle Töchter Israels an Schönheit und Tugend, sie war ein Muster weiblicher Vollkommenheit; wer sie aber an diesem Abende gesehen, geschmückt mit festlichen Gewändern, in dem goldgestickten fest umschließenden

Mieder, mit dem zierlich herabfallenden schwarzen Lockenhaar, von einer einzigen Perlenschnur an das niedlich geformte Köpfchen festgehalten, würde sie für eine morgenländische Prinzessin gehalten haben. — „Du gehst hin, goldener Stern! sprach das liebliche Mädchen mit leiser Stimme, „und wirst morgen früh wiederkehren, schöner und glänzender, als du scheidest — — doch er — der Geliebte, wird er wieder kommen? — Warum sollte er auch? darf ihn ja nicht mehr sehen!" — Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie stützte das Haupt auf den blendend weißen Arm und versank in tiefe Schwermuth. Bald aber weckte sie das Plätschern einiger Ruderschläge aus ihren stillen Träumen, sie erhob die nassen Augenwimpern und sprang mit den Worten: „Er ists!" eilend dem Ufer zu, gegen welches ein holder Jüngling in grünem Jagdwams gekleidet, und einen weißen Hut auf dem goldgelocktem Haupte, mit Eilfertigkeit steuerte. Wie der Pfeil die Luft, durchschnitt der leichte Kahn die sträubenden Fluthen, nur wenige Minuten, und die Liebenden hielten sich fest umschlossen, als wollten sie nimmer mehr sich trennen. — Endlich machte sich Haninna los, mit schamhaftem Erröthen einer züchtigen Jungfrau senkte sie den Blick, und mit bebenden Lippen fragte sie: „Ach warum bist du wieder da? — weißt ja, der Vater" — — „Laß den Vater, holdes Kind! und folge mir, deinem treuen Freunde" — entgegnete stürmisch der Jüngling. — „Sieh, der Kahn nimmt uns auf, und in einer Stunde sind wir weit — weit von hier." — „Barmherziger Gott Abrahams! was muthest du einer Tochter Zions zu?" entgegnete das erschrockene Mädchen. — „Soll ich die geliebten Eltern, deren einzige Freude ich bin, verlassen, und mit dir, den ich nicht einmal kenne, von dem ich nicht weiß, welchen Gott er anbetet, in die Welt hinaus, ohne Vatersegen und Priesterweihe? Nimmermehr!" — „Haninna! du hast mich nie geliebt, nie!" sprach mit bewegter Stimme der Jüngling; „denn wie könntest du um solcher Kleinigkeiten willen noch Bedenken tragen mir zu folgen? Bin ich dir nicht mehr als Vater und Mutter? und ich bete ja zu demselben Gotte, zu dem du betest." — „Ist's wahr?" fragte freudig die Jungfrau, „du glaubst an unsern Gott, an Moises den Propheten?" — „Ich bete zu dem Schöpfer aller Creaturen und Herrn aller Geister!" — „Ach warum sagtest du das dem Vater nicht früher, er hätte dir nicht so hart begegnet; du bist also wirklich ein Sohn des wahren Glaubens?" — Der Jüngling schwieg. „Ach du sagst nichts, und zerstörst dadurch mit einem Male alle die Paradiese, die vor einem Augenblicke meine Seele geschaffen." —

„Nun ich sage dir doch, der Gott aller Welten ist auch mein Gott." — „So komm, Geliebter! zum Vater, sage ihm, daß du ein Sohn Israels bist, er wird unsern Liebesbund segnen, ich stehe dir dafür! denn der Vater ist gut." — So flehete die holde Tochter Kalmans und umschlang mit Zärtlichkeit den stummen hinbrütenden Geliebten. „Aber was ist dir? deine Hand ist kalt, dein Hauch wehet mich an, wie der Nordwind! Höre mich!" Der Jüngling fuhr aus seiner Betäubung und rief: „Wohlan denn! ich bin ver-

nichtet! Es gibt keine wahre Liebe mehr auf Erden. — Eigennutz, Habſucht, Eitelkeit, das ſind die Triebfedern der irdiſchen Liebe! — — Ich gehe, um nie mehr zu kommen. Auch du biſt nicht beſſer, als alle Töchter Adams. In wenigen Augenblicken ſollen dieſe Wellen meinen Leib verſchlingen!" — Mit dieſen Worten ſchritt er dem brauſenden Strome zu. — „Halt ein! Geliebter! Bleibe! Lebe! Ich folge dir!" ſchrie Haninna, und verzweiflungsvoll eilte ſie dem Geliebten nach. — „Bleibe, um Gottes Barmherzigkeit willen! Bei meiner Liebe beſchwöre ich dich, bleibe! Ich will dein ſein, will dich lieben — will dir folgen, wohin du willſt, nur tödte dich nicht mit eigener Hand!" bat ſie den Geliebten feſt umſchlingend — „Du wirſt nicht folgen, ausgeartetes Kind, der Lilith und des Satans Brut!" — donnerte eine Stimme hinter ihr, und ein Paar kräftige Hände riſſen ſie mit Haſt aus den Armen des Geliebten. Es war R. Kalman, der eben aus der Synagoge vom Abendgebete kam und die Tochter mit dem Unbekannten traf. „Wehe geſchrien über mich, daß ich ſo etwas erleben muß! Indem ich in der heiligen Synagoge zu dem Gotte meiner Väter bete, und mich am Eingange des Wochenfeſtes des Geſetzes freue, das unſer Lehrer Moſes auf dem Berge Sinai an dieſem Tage empfangen, treibt die Tochter Buhlſchaft mit einem Sohne Edoms!" ſo klagte der greiſe Kalman und ſchlug verzweifelnd die Hände zuſammen. —

„O zürne nicht, Vater!" flehete die erſchrockene Tochter — „er iſt nicht, wie du glaubſt, ein Abkömmling Edoms, er iſt ein Sohn Iſraels, ein Sohn des Geſetzes!" —

„Ein Sohn des Geſetzes, und gehet an dieſem heiligen Abende nicht in die Wohnung des Herrn?" entgegnete finſter der Vater. — „Ein Betrüger, eine verführeriſche Schlange iſt er, der dich in das Feuer Gehinoms locken will. — Aber es ſoll ihm nicht gelingen, dem böſen Boten Samails und Aſaſels. In wenigen Tagen biſt du das Weib Nahums, des Fleiſchers Sohnes, der mag dann über dich wachen. — Komm!" Mit dieſen Worten faßte er die Tochter bei der Hand, und zog ſie mit Gewalt ſeiner Wohnung zu; — der Jüngling hingegen ſprang, ohne ein Wort zu ſagen, in den Kahn und ruderte in den Strom hinein. — Es iſt während der Zeit vollends dunkel geworden, und der bleiche Mond goß ſeinen falben Schein über die bewegliche Waſſerfläche aus. Noch einen Blick warf die unglückliche Haninna auf den dahinſcheidenden Geliebten, ſelbſt der Vater wandte ſich noch einmal zurück, aber welch' Entſetzen für beide! Mitten im Strome ſtand itzt der Kahn ruhig, und der Jüngling ſtürzte ſich mit den Worten: „Folge mir, Geliebte! bald nach!" in die Fluth. — Wie von einem nächtlichen Geſpenſt gejagt floh R. Kalman, die faſt ohnmächtige Tochter mit Gewalt fortziehend, in ſeine Wohnung, und verriegelte ſorgfältig die Thüre. War gleich der innere Raum der Stube feſtlich geſchmückt, mit grünen Laub- und Blumenkränzen behängt, hell beleuchtet von den Lichtern der achtzäckigen Meſſinglampe, dufteten auch die ſchmackhafteſten Speiſen drinnen, den-

noch hatten Angst und Schrecken die gewöhnliche Freude dieses Festes ganz verscheucht. Unbeachtet blieben die goldenen und silbernen Gefäße auf dem gedeckten Tische, ungenossen die vielerlei Gerichte, und als vollends die Hausfrau die schreckliche Geschichte vernommen, da war des Jammers und Wehklagens kein Ende. — In stummer Verzweiflung saß die schöne Haninna in einem Winkel, leise betend ging ihr Vater in der Stube auf und ab, während sein Weib in einem fort bald mit dem Gatten, bald mit der Tochter zankte, daß sie den braven Jungen ertrinken ließen. Mehrere Glaubensgenossen, welche jedes Jahr diese heilige Nacht mit Lesen der Gesetze und Singen der Psalmen bei Rabbi Kalman feierten, hatten sich auch heute eingefunden, und gaben dem traurigen Auftritte eine andere Richtung. Die Gäste setzten sich um den Tisch, lasen die heilige Schrift, und ließen sich zwischen den Kapiteln und Absätzen das gekochte Obst und die frisch gebackenen Eierkuchen wohlschmecken. Nach einiger Zeit wagte es die trauernde Haninna den thränenvollen Blick zu erheben, und der Erste, welcher ihr in's Auge fiel, war der häßliche Nahum, ihr bestimmter Bräutigam und zukünftiger Gatte. Mit Abscheu wandte sie den Blick von dem widrigen Spons, und richtete ihn hinaus auf den schimmernden, vom hellen Mondlicht beleuchteten Moldaustrom. Da schien es ihr, als stünde der geliebte Jüngling wieder auf dem schaukelnden Kahne, und winkte ihr lächelnd. Ein böser Gedanke erwachte in der bewegten Seele der Jungfrau, und schnell wie ein flüchtiges Reh eilte sie aus der menschenvollen Stube. —

Niemand von den Gästen hatte ihr plötzliches Verschwinden geachtet, nur der besorgte Vater, von böser Ahnung getrieben, folgte ihr nach — aber zu spät. — Er hatte noch nicht die Thürschwelle überschritten, als seine einzige, heißgeliebte Tochter hinab von dem hohen Ufer in das brausende Gewässer sprang, deren Wellen ihren zarten Leib auf ewig verschlangen. — Ein Schrei des Entsetzens weckte die in der Stube betenden Gäste, sie stürzten hinaus, und fanden Rabbi Kalman fast leblos auf dem Boden liegen. Nach langem Bemühen kam der mitleidwürdige Vater zu sich, erzählte die schreckenvolle Begebenheit dieser Nacht seinen Glaubensbrüdern. Viele verließen angstvoll sogleich die Wohnung, nur wenige blieben zurück, die wahrhaft Unglücklichen zu trösten. Obgleich R. Kalman als ein echter Sohn Israels sich in die Beschlüsse des Höchsten gefügt hatte, und mit Hiob „Gott hats gegeben, Gott hats genommen!" mehreremal ausrief, so war er dennoch untröstlich und elend, und selbst die Zeit, diese mächtige Heilkünstlerin, vermochte nicht die Wunde seines betrübten Vaterherzens zu heilen. Er achtete von nun an nicht mehr auf sein bedeutendes Vermögen, vernachläßigte seine Geschäfte, verschenkte den größten Theil seiner Kostbarkeiten, denn er sprach mit dem Erzvater Abraham: „Wozu mir so viele Güter, ich gehe ja kinderlos zu Grabe."

2. Abtheilung.

Achtzehn Monde nach früher erzählter Begebenheit sah Frau Schiffre, eine wohlgenährte und gelehrte Hebamme, am Sabbate nach dem Mittagessen zum Fenster hinab in die schmale Gasse, um sich die schweren Sabbath-Speisen durch Bemerkungen und Schimpfreden über die durchgehenden Menschen verdaulich zu machen. Ihr trauter Gatte stand neben ihr und half der zärtlichen Ehrabschneiderin fleißig in dem rühmlichen Geschäfte; da wurden die Verhältnisse mancher Familien fürchterlich durchgewaschen, die Fehler dieser oder jener Frau auf's Genaueste hergezählt, das Vermögen und die Schulden der Nachbarn gewissenhaft zusammen gerechnet, Heirathen geschlossen, Prozesse geschlichtet, wie es heutigen Tages in müssigen Tagen an den Fenstern noch geschieht. Nachdem das zärtliche Ehepaar eine ziemliche Zeit durchgeschwatzt hatte, wurde es durch das Geschrei einer großen schwarzen Katze, welche gegenüber auf einem Dache stand, in der Unterhaltung gestört. Diese miaute so kläglich und schaute so sehnsuchtsvoll herüber, als flehete sie um Hilfe und Schutz. —

„Sieh doch die Katze dort, was für einen ungeheuern Leib sie hat!" sprach Frau Schiffre. —

„Was geht dich die Katze an und ihr dicker Leib!" entgegnete der Mann verdrießlich, „laß uns lieber weiter plaudern. Ich sage dir, R. Schima ist nicht so reich, als die Welt meint!" — „Da haben wirs! Nix als von andere Leut reden, wie ein altes Weib klatschen, und wenn ich von meiner Kunst etwas sag, da will er nix wissen!" unterbrach ihn die zürnende Gattin. —

„Von deiner Kunst? Du wirst doch nicht die Katze entbinden wollen?"

„Warum nicht? Wenn ich wüßte, wem sie gehört, gleich möchte ich bei ihrem Kreißen sein." —

Die Katze schwieg, machte einige lustige Sprünge und verschwand hinter den Dächern der baufälligen Häuser.

Frau Schiffre hielt noch eine lange und breite Rede über die Nützlichkeit der Hebammskunst, über die Unwissenheit und Unschicklichkeit anderer Kunstgenossinnen, und bewies dem ungläubigen Gatten ganz deutlich, daß Hebammen schon vor der Sündfluth existirten, daß Mutter Rahel an Geburtsnöthen starb, weil sie keine geschickte Hebamme hatte, und die Mutter des Moses selbst eine Hebamme war! — Unter solchen gelehrten Aufklärungen und Beweisen verstrich der ganze Nachmittag, bis die Habdalagesänge beim Ausgange des Sabbaths der Redseligkeit der weisen Geburtshelferin ein Ende machten.—

Gegen Mitternacht ungefähr erschallte das am Fenster angebrachte Glöckchen und weckte Frau Schiffre aus dem ersten angenehmen Schlafe. Hastig sprang sie aus dem Bette, öffnete das Fenster und fragte was es gäbe.

„Eine Kreißende verlangt deine Hilfe!" ließ sich draußen eine männliche Stimme hören. „Den Augenblick komme ich!" entgegnete die Frau, warf sich

ſchnell in die Kleider, ſuchte ihre Requiſiten hervor und eilte die Treppe hinab. „Zu wem ſoll ich kommen? wie heißt das Weib?“ fragte ſie den auf ſie wartenden Boten. — „Du wirſt ſchon erfahren, komm nur ſchnell!“ antwortete dieſer, und ſchritt haſtig voran. Die neugierige Hebamme folgte ſchweigend durch mehrere Gaſſen, bis zum Ufer der Moldau. Hier ſprang der Führer in einen Kahn, und winkte der Frau, die erſchrocken in der Ferne ſtehen blieb, ihm zu folgen. — Dieſe aber hatte keine Luſt in der Nacht eine Waſſerparthie mitzumachen, und ſchrie mit ängſtlicher Stimme: „Wo wollt Ihr hin? Bedenkt, das Waſſer hat keine Balken! Nix als ein dünnes Brett zwiſchen Leben und Tod!“ — Doch ohne Antwort ſtieg der Mann wieder an's Ufer, trug die bittende und ſich ſträubende Hebamme in den Kahn, und raſch wie im Fluge glitt das Fahrzeug den Strom hinab. — Frau Schiffre drückte die Augen zu, und betete im Stillen Iſraels Lobgeſang am rothen Meere. Plötzlich blieb der Kahn ſtehen, und das geängſtigte Weib wagte es, die Augen zu öffnen. Welch' Ueberraſchung! Ein Pallaſt ganz von Kriſtall mit prachtvollen Säulen, von Saphir und Smaragden umgeben, ſtand in einiger Entfernung, tief unter der Waſſerfläche, zu welchem eine breite Straße, zwiſchen den getrennten Fluthen führte.

„Dort iſt meine Reſidenz,“ ſprach der Mann, „ſteige mit mir hinab, fürchte dich nicht, deine Mühe und Angſt ſoll dir königlich gelohnt werden.“ Zitternd und den Ewigen im Herzen, betrat die Frau die unheimliche Waſſerbahn, und ging langſamen Schrittes hinter dem Führer, vorſichtig bald rechts bald links ſchauend, dem Pallaſte zu. — Hatte das Aeußere dieſer Waſſerreſidenz ſchon Staunen und Verwunderung im Herzen der armen Jüdin erregt, ſo war das Innere derſelben ganz geeignet ſie vollends vor Entzücken toll zu machen. So viel Pracht und Glanz hatte ſie in ihrem Leben nicht geſehen. Die Wände von dem koſtbarſten Edelgeſtein ſtrahlten in tauſenderlei Farben ihr entgegen, die Diamantenfenſter verbreiteten das angenehmſte Licht ringsumher, die Thüren von Jaſpis funkelten wie große Spiegel gegen die Sonne geſtellt, und überall nichts als Gold und anderes Edelmetall. —

„Gehet da hinein, Frau Hebamme!“ — ſprach der Herr dieſes Feenpallaſtes — „es iſt meine Gemahlin, die Königin, die Eure Hilfe verlangt, hört Ihr?“ —

„Eine Königin?“ wiederholte Schiffre, nachdem ihre Begleiter ſich entfernt hatten. — „Wer hätte das je gedacht, daß ich noch einſt bei der Geburt eines Prinzen zugegen ſein würde? Eine Königin? Na das iſt ein Wunder Gottes? Wenn das Mirjam meine Feindin wüßte, wie würde ſie vergehen vor Neid! Eine gnädige Königin entbinden!“ — Unter dieſen Selbſtgeſprächen und Freudenausrufungen gelangte ſie an den bezeichneten Eingang. Behutſam faßte ſie die goldene Klinke, und öffnete leiſe die Thüre — — aber eine fürchterliche Ueberraſchung hemmte ihren Fuß, der Schreck machte ſie zur lebloſen Bildſäule. — „Haninna, biſt du es denn wirklich? biſt du nicht ertrunken in den Gewäſſern der Moldau vorigen Sommer?“ rief Frau Schiffre, nachdem

ſie ſich erholt hatte, und ſtürzte in die Arme der auf goldenem Sopha ruhenden königlichen Muhme. — Dieſe legte die niedlichen Finger auf den kleinen Roſenmund, um der vorlauten Tante anzuzeigen, etwas leiſe zu ſprechen. — Dann erhob ſie ſich von ihrem Lager, wies der erſtaunten Schiffre einen Sitz neben ſich an, und begann mit leiſer Stimme: „Du wunderſt dich, liebe Muhme! mich lebend und ſo hochgeſtellt zu treffen! nicht wahr? Doch du ſollſt bald alles hören, ich will dir das Wunderbare ſo kurz als möglich erzählen. — Meine frühere Geſchichte, die Liebe zu dem unbekannten Jüngline und das traurige Ende davon weißt du doch."

„Ach nur zu ſehr!" — fiel die Tante ſeufzend ein, — „mir blutet noch itzt das Herz über den unglücklichen Bruder, der dich nicht vergeſſen kann." —

„So wie die Wellen über mich zuſammenſchlugen," — fuhr Hannina weiter fort, da fühlte ich mich von ſanften Armen emporgehoben, und wie auf Wolken ſchwebend fortgetragen, und als ich wieder die Augen öffnete, befand ich mich hier in dieſem Schloſſe. Mein Geliebter kniete vor mir, überhäufte meine Hand mit heißen Küſſen — — „„Du haſt mich erlöſet, du ſchönſte der Erdentöchter, deine treue Liebe, die ſelbſt den Tod nicht ſcheute, hat den harten Ausſpruch des mächtigen Dagon aufgehoben, und die tauſendjährigen Ketten meiner Verbannung gebrochen"" — ſo ſprach mein Geliebter, und ſchloß mich mit Zärtlichkeit in ſeine Arme. Du kannſt dir denken, daß ich nicht weniger erſtaunte als du. — Ich fragte, wer der mächtige Dagon ſei, und auf welche Art ich deſſen Ausſpruch gelöſet hätte?

„„Dagon, der mächtigſte Waſſergeiſt"" — erklärte mein Geliebter, „„verdammte mich eines Vergehens meines Vaters halber zur ewigen Wanderung unter den Menſchen, bis ich ein treues Herz unter ihnen finde, das mir ſelbſt in die Waſſerwelt folget — dann erſt dürfe ich wieder vor ihm erſcheinen und mein Reich, den Moldau- und Elbeſtrom in Beſitz nehmen. — Tauſend Jahre wandelte ich auf der Erde unter den falſchen unbeſtändigen Menſchenkindern in verſchiedenen Geſtalten umher; tauſend und tauſend Liebſchaften hab ich mit den Töchtern der Erde angeſponnen — doch nicht eine blieb ſtandhaft und treu, bis auf dich, du Schönſte und Edelſte — darum ſollſt du auch ewig mein ſein, Herrſchaft und Macht mit mir theilen. —"" Freilich waren mir die tauſend Jahre und tauſend Liebſchaften meines Waſſerprinzen nicht gar angenehm, und mit der Krone und der Herrſchaft ſeines flüſſigen Reiches wars auch nicht weit her; aber er war trotz ſeines Alters immer noch ein blühender ſchöner Jüngling, darum nahm ich ſein Anerbieten an, und ward Königin beider Flüſſe. —"

„Um Gotteswillen!" rief Frau Schiffre, die Hände zuſammenſchlagend — „Einen Goy, ohne Trauung durch eines Rabbi Hand?!" —

„Das verſteheſt du nicht, liebe Muhme!" — erwiederte Hannina — „die Geiſter ſind weder Juden noch Türken, ſie haben weder Kirchen noch Synagogen, weder Rabbi noch Prieſter; der Schöpfer aller Weſen iſt ihr Gott, die Welt iſt ihr Tempel, die Natur ihre Religion. — Uebrigens, ſag ich dir, iſt es ein

herrliches Völkchen, es kennt von allen den Dingen, die den schwachen Erdensöhnen das kurze Leben verbittern, kein Einziges. Hier gibts weder Neid noch Habsucht, weder Ehrgeiz noch Rache; Verleumdung, Betrug, Ränke, Heuchelei sind hier unbekannte Namen. Es lebte sich gut, sehr gut unter den Geistern, wenn nicht die Langeweile und das ewige Einerlei wäre." — Hier mußte die schöne Wasserkönigin, von Geburtswehen ergriffen, abbrechen. — Frau Schiffre vergaß über ihre Kunst alles, was des Bruders Tochter bis itzt zu ihr gesprochen, und beschäftigte sich bloß mit den Anstalten und Vorkehrungen, einen neuen Wasserprinzen in die Welt zu fördern. — Sie holte ihre Requisiten und Essenzen aus den tiefen Taschen hervor, wusch und rieb die hohe Gebährerin unter tröstenden und mutheinsprechenden Reden, und nach kurzer Zeit legte sie einen holden Knaben in die Arme der entzückten Mutter. —

Bei dem ersten Laut, womit der neugeborne Thronfolger sein Dasein verkündete, öffneten sich die Thüren, und herein tanzten, kaum den Fußboden berührend, leichte ätherische Nimphen mit bunten Libellenflügeln versehen, und im blauen gasartigen Schleier, die zarten fast durchsichtigen Körper verhüllet. Alle stellten sich um die Gebieterin, deren Befehle zu empfangen, und verschwanden nach einander, so wie sie ihren Auftrag hatten.

„Bei meinem Leben!" sprach Frau Schiffre, als sie mit der Brudertochter wieder allein war, „die Königin Saba könnte es nicht besser haben als du, und auf diese Weise kann man das Paradies leicht entbehren, welches dir schwerlich theilhaftig geworden wäre, weil du dir selbst das Leben nehmen wolltest, und einen Goy geheiratet hast. — Nun erzähle mir weiter deine wunderbare Geschichte." — Haninna drückte den kleinen Schreier an's Herz, und setzte ihre Geschichte weiter fort: „Während der ersten Monate gefiel es mir recht gut an meinem Geisterhofe; als aber der Neuheitreiz vorüber war, und mir das ewige Einerlei der Geisterwelt gleichgiltig wurde, bekam ich Heimweh. Ich sehnte mich wieder nach Menschen und ihrem mannigfaltigen Treiben. Mein Gemahl, dem ich meinen Kummer nicht verbarg, erlaubte mir, so oft ich wolle, unter Menschen zu wandeln, doch nur in Gestalt einer schwarzen Katze. So schlich ich jeden Tag einige Stunden unter euch umher, und so habe ich auch heute dein Mitleid erregt, daß du den Wunsch äußertest, mir beizustehen."

„Bedanke mich recht schön für die Ehre!" entgegnete Frau Schiffre, wenn mir nur der Schrecken nicht schadet, und ich gesund wieder nach Hause komme. Ich bitte dich, Muhme! laß mich nur bald aus deinem Bereiche führen."

„Willst du schon wieder fort? Fürchte dich nicht, bleibe noch einige Tage hier." — bat Haninna.

„Wo denkst du hin? Was wird mein Mann sagen? — Es kann nicht sein; habe zu viel Geschäfte, Frau Judiths gewärtet sich alle Stund, und dann Zirl und Sorel und Zipperl; es geht nicht, ich muß fort."

„Nun, wenn du nicht länger bleiben willſt, ſo kannſt du in Gottes Namen gehen, mein Gemahl wird dich wieder aufs feſte Land bringen; doch will ich dir noch eine Warnung mitgeben," ſetzte die Waſſerfürſtin leiſe hinzu — „Mein Gatte iſt eurem Geſchlechte nicht gar geneigt, er foppt und neckt die Menſchen, wie er nur kann, weil ſie, um ihre Schwelgerei und Wolluſt zu befriedigen, ſein Reich durch Liſt und Gewalt plündern und ausleeren. Es iſt dir bekannt, wie oft er eure Bäcker, Kaufleute und Fleiſcher neckt, und ihnen Schuppen ſtatt Münzen gibt. Man will ihn an einer grünen Jacke, aus deren linken Taſche ſtets Waſſer tropfe, erkennen, welches aber durchaus falſch iſt; denn er erſcheint unter den Menſchen in verſchiedenen Geſtalten, je nach dem der Charakter iſt, den er necken will. Dem Wucherer ſtellt er ſich als einen leichtſinnigen Chevalier vor, der erſt mündig ward; den Gelehrten und Dichtern, als Buchhändler oder Rezenſent; den Richtern und Advokaten, als wohlhabender, prozeßluſtiger Pächter; den Damen, als Offizier und Schauſpieler; darum ſei auf deiner Hut. Er wird dir zum Lohne für deine Mühe Juwelen, Perlen, Gold und Silber, ſo viel du nehmen willſt, anbieten; doch nimm von allen den Koſtbarkeiten nichts. Nur von den Kohlen, die in großen Haufen im letzten Zimmer aufgeſchüttet ſind, nehme, was du ertragen kannſt. Ich warne dich nochmal, laß dich nicht gelüſten nach dem täuſchenden Glanz der Edelſteine; denn ſie ſchwinden dir, ehe du nach Hauſe kommſt, und plaudere nicht von dem, was du geſehen; ſo lieb dir dein Leben iſt, ſchweige. Still! mein Gemahl! Sei vorſichtig, laß ihn nicht merken, daß du mich kennſt." — Die ſchöne Wöchnerin hatte kaum die letzten Worte geſprochen, als die Thür aufging, und ein bildſchöner Mann in das Gemach trat.

Dieſer nahm den ſchlafenden Prinzen von der Mutter Seite, küßte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit, wie es ein liebender Vater von Blut und Fleiſch zu thun pflegt, wenn er die erſte Frucht ſeiner Liebe an's Herz drücket. Frau Schiffre konnte ſich nicht genug wundern, daß ein ſo böſer Geiſt, wie der Waſſerkönig, auch Gefühl und Barmherzigkeit habe, und dachte bei ſich; „Wahrhaftig! mein Bruder hätte mit ſeiner Tochter keine beſſere Parthie machen können. Wie glücklich wären die Weiber, wenn es ſtatt der vielen Strohmänner lieber Waſſermänner gäbe. —" Nachdem der entzückte Strombeherrſcher den Säugling wieder an der Mutter Bruſt gelegt hatte, wandte er ſich zu Frau Schiffre: „Liebe Hebamme! Ihr habt mir einen Dienſt erzeigt, und ich will Euch die Mühe und Angſt reichlich lohnen; folget mir in meine Schatzkammer, und wählet, was Euch beliebt und wohlgefällt!—" So ſprach er ſchalkhaft lächelnd und ging voraus. Frau Schiffre folgte ihm durch mehrere Säle, welche voller Schätze und Reichthümer waren.

„Nun ſo wählt! Habt Ihr kein Verlangen nach den großen Diamanten, oder nach den ſchönen Perlen? Wollt Ihr dort einige Goldklumpen? Nehmt nur! Greift zu! Ich weiß ja, ſolche Dinge haben bei Euch mehr werth, als alle Tugenden der Welt —" munterte ſie der herablaſſende Fürſt

auf; — aber der Warnung Hanimas eingedenk antwortete die kluge Schiffre: „Danke schön, das ist mir alles zu kostbar, doch möchte ich um einige Kohlen bitten, die dort aufgehäuft sind. Mein Mann ist ein Klempfner, und kann sie gut gebrauchen.“ „So nehme dir davon, närrisches Weib! so viel du willst. —“ Frau Schiffre füllte ihre ungeheuren Taschen und Schürze, daß sie strotzten.

„Es ist nun Zeit, daß ich dich wieder nach deiner Wohnung bringe, komm und laß uns gehen; doch so lieb dir dein Leben ist, erzähle Niemandem, wo du warst,“ setzte er drohend hinzu. „Nur ein Wort, und du bist verloren, hörst du?

„Ich will schweigen, gnädiger Herr! wie das Grab, ich schwöre es Euch!“— versicherte ängstlich die Frau.“

Beide gingen nun in das Gemach der Wöchnerin zurück. Schiffre nahm von der Brudertochter zärtlichen Abschied, und ehe der Tag anbrach, befand sie sich in der Gasse, wo ihre Wohnung stand.

Obgleich Frau Schiffre, wie wir gesehen, ziemlich beherzt war, so hatte sie doch ein wenig Grauen empfunden, als sie wieder allein in dunkler Nacht durch die Gasse nach ihrer Wohnung eilte. Aus Unvorsichtigkeit löste sich ein Zipfel der Schürze, und sie streuete einen Theil des Inhaltes in der Gasse aus, wo sie durchpassirte.

„Bist du es, Weib? Um Gottes Willen, wo bleibst du so lange? Ganze zwei Tage nicht nach Hause zu kommen! Schon hab ich mir die Kleider zerrissen, und dich auf der Erde sitzend betrauern wollen —“ mit diesen Worten empfing sie der Gatte.

„Zwei Tage? Wirklich?“ fragte verwundert die Frau — verschwieg aber sorgfältig, was ihr begegnet, suchte durch allerhand Ausreden den Mann zu beschwichtigen, und begab sich hierauf zu Bette. Es währte aber nicht lange, wurde sie aus ihrem Schlummer durch ihres Mannes Geschrei geweckt — „Weib! um Gotteswillen! steh auf und schau!“ schrie dieser freudenvoll — „schau her! — Gottes Wunder!“ Dabei sprang er wie wahnsinnig in der Stube herum. „Was gibts denn wieder?“ fragte ängstlich Schiffre. — „Was es gibt? Gold, lauter Gold — Weiß Gott! ganz reines Gold!“ entgegnete der Gatte entzückt, indem er ihr einen Klumpen zeigte. — „Mach nur kein Geschrei! daß die Nachbaren nicht zusammenlaufen,“ ermahnte das kluge Weib, „solches Zeug hab ich genug mitgebracht — dort liegt die ganze Schürze voll —“ Sie sprang aus dem Bette und zeigte dem erstaunten Gatten ihren ungeheuern Schatz. „Nur geschwind verstecken, damit kein Mensch ahndet, wie reich wir sind“ — sprach der besorgte Mann, und beide nahmen den Goldhaufen, um ihn in einer Kiste zu verbergen. — Indessen erhob sich draußen in der Gasse ein großer Lärm — viele Menschen waren da versammelt, rauften und balgten sich um die gestreuten Goldstücke, welche die eilende Hebamme in der Angst verloren hatte. Man glaubte, das Gold wachse hier aus der Erde, und viele riefen: Gottes Wunder! das ist eine Goldene Gasse. Man grub mit Schaufel und Hauen und wühlte den Boden auf, allein man

fand außer den wenigen Stücken keines; — von der Zeit nennt man diese Gasse die Goldene Gasse.

Frau Schiffre verschwieg ihr Abenteuer sorgfältig durch ihr ganzes Leben, aus Furcht, es könnte ihr Schatz entschwinden, wenn sie plaudern möchte — erst auf ihrem Todtenbette ließ sie ihren Bruder zu sich rufen und entdeckte ihm das Schicksal Haninnas. — Was aber aus dieser geworden, ob sie noch als Wasserkönigin in der Moldau sich befinde, ist bis heutigen Tages nicht bekannt.

Auch diese Sage könnten die Aufgeklärten sehr leicht natürlich erklären: — Haninnas Verführer war ein reicher böhmischer Graf, der ein Haus am Ufer der Moldau besaß, wohin er seine Geliebte entführte, die ängstliche Hebamme in der Nacht holte, und sie für ihre Dienste und Verschwiegenheit gut bezahlte. — Aber das Volk erzählt sie einmal so, und ich durfte sie nicht anders geben.

Meisel.

Der Name Meisel ist unter den prager Juden mehr berühmt und hochgeschätzt, als der Name manchen Rabbi's, und er verdient es auch; denn nie hat ein besseres Herz in der Brust eines reichen Israels-Sohn geschlagen, als das des wohlthätigen, anspruchslosen Mordechai Meisel, nie war ein Mensch so wohlthätig und bescheiden zugleich als er, und nie hat ein Jude so viel für seine Glaubensbrüder gethan. — Er ist es, welcher die schmutzigen Gassen der Judenstadt auf eigene Kosten pflastern ließ, er erbaute das schöne Rathhaus derselben. Zwei Synagogen, die Meisel- und Hochschule sind die Werke seiner Mildthätigkeit. Die erste ist ein Prachtgebäude, von beiden Seiten mit Gallerien, und ein Muster höherer Architektur. Auch das Badehaus für Frauen, gegenwärtig die Normalschule, entstand durch seine Freigebigkeit. Das Armen- und Waisenhaus verdankt die Gemeinde der Wohlthätigkeit dieses Edlen, und noch mehrere wohlthätige Anstalten. Woher dieser Mann ein so unermeßliches Vermögen hatte, dies alles ausführen zu können, wird die Frage eines Jeden sein, und folgende Sage mag den Aufschluß geben.

Vor ungefähr zwei Hundert Jahren reiste der Primas, wie damals der Vorsteher der Gemeinde genannt wurde, nach einer Landstadt, einige Meilen von Prag entfernt, — und da in den damaligen Zeiten noch keine regelmäßigen Straßen angelegt waren, so hatte man sich leicht verirren können; dieses geschah dem Primas auch wirklich, als er in der Abenddämmerung auf seiner Rückreise in einen dichten Wald kam und der Kutscher den rechten Weg nicht mehr sehen konnte. Er fuhr bald rechts, bald links, über Stock und Stein, der Wald wollte nicht enden. Plötzlich blieben die Pferde stehen, fingen an zu schnauben und bäumten sich, daß dem Kutscher

und dem im Wagen sitzenden Primas Angst und bange ward. Beide sprangen vom Wagen, um die Ursache dieses unangenehmen Ereignisses zu erforschen — da erblickten sie in der Ferne ein kleines, bläuliches Licht durch die Bäume schimmern, welches aber zusehends größer ward, und zuletzt zu einem flammenden Berge heranwuchs, der die ganze Umgebung erleuchtete. Der Kutscher bebte vor Furcht und wandte das Gesicht von der Flamme ab. Rabbi Jizchak, so hieß der Primas, wunderte sich zwar über diese Erscheinung, hatte aber keine Furcht, denn er war ein hochgelehrter und herzhafter Mann, wie ein Vorsteher dazumal sein mußte. Er ließ den Thieren die Augen verbinden und begab sich nach dem Orte, wo die Flamme loderte. Wie groß war sein Erstaunen, als er näher kam, und zwei kleine, kaum ellenhohe Männchen mit grauen, langen Bärten sah, welche emsig von dem glühenden Haufen Gold- und Silberstücke in kleine Säckchen füllten, ohne ein Wort zu sprechen, oder auf den Ankömmling zu achten. Einige Zeit sah Rabbi Jizchak dieser angenehmen Beschäftigung der Kleinen schweigend zu; da aber das Spiel kein Ende nahm, fragte er: „Für wen füllet ihr diese Säcke?" Sogleich ließen die Fleißigen, wie durch einen Zauber gebannt, die Händchen ruhen, der Haufe und die Säcke verschwanden, und nur noch einige Goldstücke glänzten zerstreut auf dem Boden. — „Nicht für dich," antwortete mit zorniger Gebärde eines der Männchen und verschwand. — „Sag' du mir," sprach Rabbi Jizchak zu dem andern Männchen, das immer noch schweigend stand — „für wen ist so viel Geld bestimmt?" — „Für einen aus deinem Volke," antwortete dieses freundlich. „Du hast nicht wohl gethan, uns zu fragen, denn dadurch hast du dem Eigenthümer viel geschadet." — „Kannst du mir nicht sagen, woher er ist, wie er heißt?" — „Ich darf nicht." — „Kannst du mir auch kein Merkmal geben, woran ich ihn erkennen möchte?" — „Keines." — „Um welche Zeit wird er diese Reichthümer erhalten?" — „Wenn deine Tochter verheirathet ist." — „Meine Tochter?" fragte staunend Rabbi Jizchak. „Wie kommt diese mit dem Wunderbaren in Beziehung?" — „Mehr, als du jetzt sehen kannst." — „So erlaube mir wenigstens einige Stücke hier mitzunehmen." — „Eintauschen für ein anderes Geld kannst du sie, zum Schenken hab' ich nicht Macht." — Sogleich zog der Primas seinen Beutel, warf drei Goldstücke auf den Boden, und klaubte dafür drei andere, ohne erst zu prüfen, ob sie vollwichtig seien. Er wollte noch einige Fragen thun, allein als er aufblickte, war alles verschwunden und Dunkelheit rings umher; er kehrte daher zum Wagen zurück und beruhigte seinen Kutscher, daß die Erscheinung blos ein brennender Kohlenhaufe gewesen sei. Die Pferde waren wieder ruhig, und nach einer kurzen Strecke lichtete sich der Wald. Die rechte Straße ward bald gefunden, und mit Anbruch des Tages befand sich der Primas wieder in der Stadt unter seiner Gemeinde.

Hier erst wuchs seine Neugierde und die Lust, denjenigen zu erforschen, der unbewußt Eigenthümer so vieler Schätze sei, und da er trotz aller Ge-

lehrſamkeit und Weisheit eines Vorſtehers doch nicht den wahren Beglückten ausfindig machen konnte, ſo nahm er, wie es die Patriarchen oft gethan, zur Fügung Gottes ſeine Zuflucht. Er wickelte die drei Goldſtücke, jedes beſonders, in ein Papier, und ließ eines davon von ſeinem Fenſter im zweiten Stock herabfallen; er ſelbſt beobachtete genau Alle, die vorbei gingen. Obgleich das Haus in der belebten, breiten Gaſſe ſtand, wo den ganzen Tag die wimmelnde Volksmenge hin und her vorbei ſtrömt, blieb das Goldſtück doch unbemerkt bis gegen Abend liegen. Rabbi Jizchak zweifelte ſchon, daß es irgend Jemand jetzt in der Dämmerung finden werde, und wollte es wieder herauf bringen laſſen. In dieſem Augenblick hüpfte fröhlich und munter ein Gaſſenbube barfuß, in zerriſſenen Kleidern, mit rußigem Geſichte die Gaſſe entlang, und blieb vor dem Hauſe des Primas plötzlich ſtehen. Er ſchaute mit gar ängſtlichen Blicken rechts und links, als fürchtete er, von Jemand bemerkt zu werden. Auf einmal machte er einen Sprung, hob das Goldſtück mit Heftigkeit von der Erde, und lief wie ein ſcheues Reh davon. — Der Vorſteher ſchüttelte bedächtig den Kopf und ſprach: „Das wird mir ein ſauberer Millionär!“

Ganz unzufrieden über die grillenhafte Gütervertheilung des Ewigen, ſchlief er des Nachts nur wenig und konnte den Morgen kaum erwarten, um das Schickſal abermals zu verſuchen. Das zweite Goldſtück ward auf dieſelbe Stelle hingelegt, und ſiehe da — es kam der nämliche Gaſſenjunge und nahm es ſo wie geſtern.

„Hm! Sonderbar!“ brummte der gelehrte Primas. „So einem lüderlichen Jungen ſo viel Geld zu geben! Er verſteht kein Geſchäft, weiß nichts vom Handel, was kann der Kerl mit ſo vielem Gelde machen? Wozu ſoll's ihm? Doch unerforſchlich ſind die Wege des Herrn!“

Am dritten Tage ward auch das dritte Goldſtück herabgeworfen, und richtig! der bekannte Junge holte auch dieſes. Der weiſe R. Jizchak zweifelte nun nicht mehr, daß dieſer jetzt ſo elend und lüderlich ausſehende Junge einſt den unzählbaren Goldhaufen im Walde bekommen würde. Er wollte nun auch wiſſen, ob denn dieſer gemeine Junge wirklich ſo viel Reichthum vom Herrn verdiene. Zwar war es ihm nicht fremd, daß ſelten Reichthum mit wahrem Verdienſte gepaart iſt, daß größtentheils da, wo Vermögen und Güter wohnen, Tugend und Biederſinn nur Fremdlinge ſind; aber ein ſo wunderbares, durch des Höchſten Fügung erworbenes Glück konnte ſeiner Meinung nach nur einem der tugendhafteſten Menſchen beſchieden ſein. —

Sogleich ließ R. Jizchak den Meſchores (Gerichtsdiener) vor ſich kommen und befahl ihm, durch alle Gaſſen den Verluſt dreier Goldſtücke auszurufen, und der Finder möchte nach dem Geſetze Moiſes dieſelben dem Eigenthümer zurückſtellen. — Damit wollte der Primas das redliche Gemüth und zugleich die Herkunft des Jungen, wenn dieſer ſeinen Fund wirklich zurückſtelle, erforſchen. Der Meſchores hatte kaum noch alle Gaſſen

passirt, als sich schon ein Junge beim Primas melden ließ. Er ward sogleich vorgelassen und es war derselbe, welcher die Goldstücke fand. Mit furchtsamer Miene trat er in das Zimmer. — „Was willst du, mein Sohn?“ fragte mit Freundlichkeit der Vorsteher. — „Mekasse!“*) (so viel als Euer Gnaden) Ihr habt drei Goldstücke verloren und ich habe sie auf eine wunderbare Weise gefunden. Mir träumte Nachts vorher, ich würde vor Eurem Hause Goldstücke finden. Gern wollte ich, nach Moises Gesetzen, den Fund ganz zurückstellen, wenn ich nur mehr als zwei davon hätte,“ sprach wehmüthig der Junge, und löste die Knöpfe eines Tuchzipfels, worin der Schatz eingebunden war. — „Wohin hast du denn das dritte Stück gegeben?“ fragte R. Izchak. — „Meiner Mutter, die es sogleich wechseln ließ, um es im Handel zu verwenden. Sie will es aber auch zurückgeben, sobald es nur möglich ist.“ — „Schau, du bist ein Narr!“ sprach lächelnd der Vorsteher. „Hättest du nicht alle drei behalten können? Wer hätte dich verrathen, da es doch Niemand gesehen? Ich bin ein reicher Mann, der so eine Kleinigkeit leicht entbehren kann, und du wärst damit glücklich.“ Lange schaute ihn verwunderungsvoll der Junge an, dann sprach er mit frommer Begeisterung: „Davor möge mich der Gott Israels behüten. Hat er es denn nicht durch seinen heiligen Propheten, unserm Lehrer Moises, ausdrücklich befohlen, selbst dem Feinde ein verlorenes Lamm zurückzustellen? und wenn mich auch kein Menschenauge sah, sah mich nicht sein allsehendes Auge? Er, der Herzen und Nieren prüft, die geheimsten Gedanken des Menschen kennt, sollte nicht auch meine Handlungen wissen? Ich will lieber arm und redlich sein, als mir auf verbotenem Wege Reichthum verschaffen. Hier habt Ihr Eure Goldstücke.“

Mit gerührtem Herzen und thränenvollen Augen näherte sich der ehrwürdige Primas dem Knaben, legte beide Hände auf dessen Haupt, und sprach mit feierlicher Stimme: „Gott segne dich und sei dir gnädig. Ja, du bist es werth der Liebling unsers Gottes zu sein.“ Der Knabe stand ganz betroffen da, und wußte nicht wie ihm geschah. „Sage mir, mein Sohn,“ begann nach einer Weile R. Izchak, „wolltest du nicht bei mir bleiben? Ich will dich kleiden, will dich unterrichten lassen, als wärest du mein eigenes Kind. Es soll dir wohl gehen in meinem Hause.“ — „Mekasse! das kann ich nicht,“ entgegnete der Knabe. „Ich habe zu Hause einen alten blinden Vater, den ich pflegen muß, wenn die Mutter den ganzen Tag ihrem Geschäfte nachgeht. Wer möchte den Greis dann ein- und ausführen? Wer ihn dreimal des Tages in's Gotteshaus begleiten, seine Andacht zu verrichten? Nein, ich kann nicht bei Euch bleiben, und wenn Ihr mir Euer ganzes Vermögen gäbet.“ — „Für deinen Vater will ich sorgen, ich will ihm einen Führer bestellen.“ — „Nicht doch, diese Leute thun es für's Geld, und können die Liebe eines Kindes nicht ersetzen; das Gebot: Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden, geht mir über Alles.“ — „Wie ist der Name deines Vaters, der so glücklich ist einen solchen Sohn zu haben?“ fragte

*) Eine Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben dreier Worte: מְעֻלֶּה בְּכָבוֹד תְּהִלָּתוֹ מכ״ת übersetzt: Erhaben, geehrt, berühmt.

R. Izchak. — „Mein Vater heißt Schalum Meiſel, und war, ehe er erblindete, Laſtträger. Meine Mutter handelt mit altem Eiſen in der Ecke der goldenen Gaſſe," antwortete der geſchwätzige Knabe, dem dieſes Examen ſchon zu lange dauerte. — „Nimm dieſe Goldſtücke wieder," ſprach der Vorſteher, „bring ſie deinen Eltern heim; ich hoffe, wir werden näher bekannt werden. Geh' mit Gott." — Freudig nahm der Knabe das Gold und hüpfte davon.

Einige Tage nachher, an einem Sabbatabende, ſaß die kleine Familie Meiſel in dem kleinen armſeligen Stübchen traurig beiſammen, und der Sohn, welcher heute etwas beſſer als am Wochentage gekleidet war, erzählte abermals dem greiſen Vater, wie gütig der hochgeehrte Primas ſich gegen ihn benommen habe, wie er verlangt, daß er in ſeinem Hauſe bleibe, wie er ihn geſegnet, und die Eltern überhäuften den vornehmen Gönner ihres Sohnes mit tauſenderlei Wünſchen. „Rabbi Izchak," ſagte der greiſe Hausvater, „iſt ein frommer gottesfürchtigen Mann. Der Gott unſerer Väter verleihe ihm langes Leben; aber die Reichen haben Launen, die wie Träume bald verfliegen. Verlaßt euch nicht auf Wohlthätige, nicht auf Erdenſöhne, bei denen keine Hilfe iſt, hat der König David geſagt. Du haſt wohlgethan, mein Sohn! daß du nicht eingewilliget in ſein Begehren." — „Was ſoll aber aus dem Jungen werden, wenn er länger noch zu Hauſe bleibt?" nahm die Mutter das Wort. „Jetzt iſt er bereits 15 Jahre alt und verſteht keinen Hund aus dem Ofen zu locken. Bei Rabbi Izchak könnte er das Geſchäft erlernen, dann ſelbſt eine Handlung einrichten, und eine gute Partie machen, ſo —" — „Schweig nur, ſchweig!" unterbrach ſie der Gatte, „ihr Weiber macht immer Pläne, die nichts heißen. Eure Wünſche ſind ſtets höher als eure Macht. Unſer Mordachai ſoll nichts mehr und nichts weniger werden, als was ſeine Eltern und Voreltern waren. Er iſt geſund und ſtark, er kann bald ſeinen Strick um die Achſel hängen und Laſten tragen, wie ich es gethan habe. Er ſoll nur fromm und rechtſchaffen bleiben, ſo wird ihm Gottes Segen nie fehlen. Was ſind Reichthümer, was Rang und Würde? Alles iſt eitel, ſagte der weiſe König Salomo." Da öffnete ſich die Thüre und herein trat R. Izchak. „Allmächtiger Vater!" rief erſchrocken die Hausfrau. — „Iſt es denn möglich! Wie kommen wir zu dieſer Ehre?" — „Was iſt's? wer iſt gekommen?" fragte der Greis. — „Himmliſcher Vater! denk dir, Rabbi Izchak, unſer Primas, thut uns die Ehre an, unſere arme Wohnung zu betreten," erwiederte die Mutter und holte mit geſchäftigter Eilfertigkeit einen großen Lehnſeſſel aus dem Winkel, ihn dem geehrten Gaſte zum Sitze anbietend. „Geſegnet ſei dein Kommen, Herr!" ſprach der blinde Greis. — „Geſegnet, die ich hier treffe," erwiederte der Primas. „Laßt es gut ſein und macht nicht ſo viel Umſtände. Ich hätte Manches mit Euch zu reden, und da habe ich den Sabbat dazu erwählt, wo ich und Ihr von den Wochengeſchäften ausruhen und Zeit genug haben." Hierauf ließ er ſich auf den ihm dargebotenen Seſſel nieder. — „Du kannſt eine Zeitlang draußen mit deinen Geſellen herumgehen," wendete ſich der Gaſt zum jungen Meiſel, „ich habe blos mit den Eltern zu reden." Der Junge war froh, auf die leichteſte Art ſeiner

Haft zu entkommen, denn am Sabbat durfte er nicht aus dem Hause, damit er diesen heiligen Tag nicht durch jugendlichen Muthwillen entweihe. „Rabbi Schalum!“ begann der Primas, nachdem der Junge aus der Stube war, „ich habe ein Geschäft für Euch, welches selbst am heiligen Sabbat abgemacht werden kann.“ Der blinde Greis horchte aufmerksam. „Gebet mir Euren Mordechai, ich will ihn wie mein Kind erziehen und lehren lassen.“— „Mekasse! mit Kindern mach' ich keinen Handel,“ entgegnete schnell der alte Vater. „Gott hat mir den Einzigen von acht Kindern gelassen, und er soll bei mir bleiben bis ich sterbe. Wo Zwei satt werden, kann ein Drittes auch noch mitessen.“ — „Laßt mich nur ausreden,“ sprach R. Izchak. „Ihr könnt ja Euren Sohn bei Euch behalten, er kann bei Euch essen und trinken; nur laßt ihn täglich zu mir auf einige Stunden, damit er etwas lerne und ein ordentlicher Mensch aus ihm werde.“ — „Das hab' ich auch gemeint,“ sprach die Mutter mit lebhafter Freude. „Der Junge wächst heran, und weiß von der Welt so wenig.“ — „Da haben wir's wieder,“ unterbrach sie der Gatte. — „Mit deiner Welt. Ich hab' dir schon gesagt, er soll nur brav und gut sein, ein Lastträger braucht die Welt nicht zu kennen.“ — „Euer Sohn soll aber kein Lastträger werden,“ versetzte R. Izchak mit gebieterischem Tone. „Ich habe mir's vorgenommen, aus ihm einen geschickten ordentlichen Kaufmann zu machen. Er hat Wohlgefallen in meinen Augen gefunden, und ich will ihm, wenn er ferner brav bleibt, meine einzige Tochter Sulamith zum Weibe geben.“ — Die beiden Alten verstummten vor freudigem Schrecken. Auf ein solches Anerbieten waren sie nicht gefaßt; daß ihrem Sohne ein solches Glück bevorstehe, hatten sie sich auch im Traume nicht einfallen lassen; denn das jüdische Volk besitzt mehr als jedes andere die Schwachheit, bei einer Heirat nur auf vornehme Abkunft zu sehen. Der Schwiegersohn eines Primas zu werden, ward damals für das höchste irdische Glück gehalten. Hätten die Eltern so wie der Primas gewußt, was für Schätze ihrem Sohne vom Höchsten bestimmt waren, vielleicht würden sie immer noch Einwendungen gemacht haben; so aber waren sie entzückt, und der Vater sprach mit andächtiger Stimme und gefalteten Händen: „Es ist von Gott bestimmt, er möge seinen reichlichen Himmelssegen auf Eure Händearbeit herabströmen lassen.“ Die Mutter weinte Freudenthränen und vermochte nichts zu sagen. „Wir wären demnach einig,“ sprach R. Izchak freundlich, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Nur für jetzt noch alles unter uns. Niemand darf von der Sache wissen, weder Euer Sohn, noch meine Tochter sollen es merken, versteht Ihr mich, bis die Zeit da ist. Gott mit Euch!“ Der Primas entfernte sich hierauf, und ließ die erstaunten Alten in ihrer Freude allein.

Fünf Jahre verflogen dem jungen Meisel schnell und angenehm, wie einst dem Erzvater Jakob die Dienstjahre um die geliebte Rachel. Sein Körperbau hatte an Kraft und Schönheit, und sein Geist an Kenntniß und Wissen während dieser Zeit dergestalt zugenommen, daß er für den liebens-

würdigsten und gelehrtesten Jüngling gehalten ward. Aber sein edles Herz und Biedersinn hatten in seinen günstigen Verhältnissen gar nicht gelitten — er blieb wie früher der liebende Sohn und die Stütze seiner armen Eltern. Immer noch führte er den blinden Vater dreimal des Tages in's Gotteshaus, immer noch war er der Mutter in ihrem unbedeutenden Eisenhandel behilflich, und schämte sich nicht, ein altes Rad oder irgend einen unbrauchbaren Pflug zu zerschlagen, um die Eisenstücke aus demselben zu sondern. Sulamith war indessen wie die Rose Saron's zur züchtigen Jungfrau aufgeblüht. Schlank wie die Palme war ihr Körper, ihre Augen glichen den Augen einer Gazelle; wie Lämmer aus der Schwemme steigend, wie Perlen wohlgereiht, blinkten die Zähne zwischen den Korallenlippen aus dem holdlächelnden Munde, die rabenschwarze Lockenfülle ringelte sich über dem elfenbeinenen Nacken herab, und umnachtete zum Theil die vollen, von Karmin der Jugend überzogenen Wangen. Ihr Herz war das edelste, und ihr Sinn hoch wie einst Abigail's. Mit väterlicher Wonne sah Sulamith's Vater die Neigung dieser jungen Leute täglich zunehmen, denn er wußte nur zu gut, daß die zusammengekuppelten, blos von Eltern geschlossenen Ehen, die leider unter dem Volke Israels noch heutigen Tages stattfinden, nicht immer glücklich sind, und daß die reichsten und glänzendsten Parthien gar bald in Noth und Elend sich umwandeln, wenn nicht Liebe und Eintracht unter den Eheleuten herrscht. So wie der junge Meisel das 20. und Sulamith das 16. Jahr erreicht hatten, wurden beide verlobt. Die sämmtliche Judenschaft der Stadt Prag kam in Aufruhr über diese höchst sonderbare Verbindung des vornehmen reichen Primas mit dem niedrigen Lastträger. Durch mehrere Wochen war dieses seltene Ereigniß der Stoff zur allgemeinen Unterhaltung. Einer rieth dieses, der Andere jenes, was den reichen Mann bewogen haben mochte, die einzige Tochter einem armen Jüngling von der niedrigsten Klasse zu geben, und Alles blieb dabei, der Primas sei ein Narr! Doch dieser ließ die Leute reden, denn er wußte, was er wußte, und nach einem Jahre ward das schöne Paar im Hofe der Alt-Neuschule durch den hochgeehrten Rabbi vermählt.

Als die sieben Hochzeitstage vorüber waren, der Jubel und die Gastereien im Hause ein Ende hatten, glaubte R. Izchak, daß es nun Zeit sein würde, die versprochenen Goldsäcke seines Schwiegersohnes abzuholen. Er ließ daher am achten Tage seinen Wagen anspannen und begab sich mit Meisel auf die Reise. — Sie gelangten zwar gegen Abend wieder in den Wald und zu der Stelle, wo der Primas vor 6 Jahren die wunderbare Erscheinung hatte, sie blieben fast die ganze Nacht daselbst — allein weder der glühende Berg noch die zwerghaften Gestalten, weder Goldsäcke noch Goldhaufen zeigten sich ihnen. Mißmuthig über die getäuschte Erwartung, kehrte der Primas um, ohne das Geringste seinem Tochtermanne von der Absich dieser sonderbaren Reise merken zu lassen. „Sollte ich nur geträumt haben? Woher kamen die drei Goldstücke? Nein, es ist nicht mög-

lich! Ich habe das Wunderbare mit eigenen Augen gesehen," dachte er bei sich selbst. — „Gewiß, es war noch nicht an der Zeit!" — Es verstrichen Wochen, Monde, ja sogar Jahre, R. Izchak machte noch viele Reisen nach dem Orte der Erscheinung, vergebens — die Geldsäcke ließen sich nicht mehr sehen. Endlich wankte sein fester Glaube an dieses Wunder; er hielt es blos für einen Spuk eines bösen Geistes, der ihn zum Besten hatte, um ihn zu einer für seine Würde so schändlichen Verbindung zu verleiten. Der getäuschte Primas ward von Tag zu Tag verdrießlicher, und behandelte seinen Schwiegersohn mit Kälte und Geringschätzung. Den jungen Meisel kränkte das lieblose Betragen seines Schwiegervaters dergestalt, daß er beschloß, dessen Haus, wo er bis jetzt noch wohnte, zu verlassen, und er sprach eines Tages zu seinem geliebten Weibe: „Ich sehe das Angesicht deines Vaters, daß es nicht ist, wie gestern und vorgestern, wir wollen uns eine eigene Haushaltung einrichten, und nicht länger Gnadenbrod genießen." Sulamith, die ihren Gatten zärtlich liebte, fügte sich in alles, was er wünschte. Das junge Ehepaar miethete eine andere Wohnung und verließ das väterliche Haus. R. Izchak willigte gern ein, denn die getäuschte Hoffnung auf die unermeßlichen Reichthümer hatte ihn mit Haß gegen den Tochtermann erfüllt. Meisel übernahm das kleine Eisengeschäft seiner Mutter und erhob es bald durch Fleiß und Redlichkeit zu einer bedeutenden Handlung, so daß er ehrenvoll sein und der Eltern Haus, ohne die Unterstützung seines Schwiegervaters anzusprechen, besorgen, und noch dabei manchen Groschen ersparen konnte. So lebte er glücklich und zufrieden mit dem, was ihm der Gott seiner Väter beschieden. Eintracht und Friede herrschte stets in seiner Wohnung. Sulamith war eine der Biederfrauen, wie sie Salomo schildert: „Ihre Hand greift in den Rocken, und reicht sie auch freundlich dem Dürftigen — darum fehlte es dem Hause nie an Brod." — Meisel's Haus war der Zufluchtsort der Nothleidenden und Bedrängten und der Sammelplatz der Gelehrten, welche alle ihren Wohlthäter segneten und priesen. Eines Tages, als der freigebige Meisel in seiner Eisenniederlage stand, kam ein Bauer in einen schlechten Kittel gekleidet in das Gewölbe, um, wie er vorgab, manche Eisenstücke zu kaufen. Nachdem der Landmann das Benöthigte ausgesucht und zusammengelegt hatte, sprach er: „Herr, ich habe für jetzt kein Geld, Euch zu zahlen, und die Sachen da brauche ich nothwendig; wollt Ihr mir einige Zeit warten, so will ich Euch auf Ehre und Gewissen redlich bezahlen."—„Wenn Ihr die Dinge da so nothwendig brauchet, so will ich sie Euch auch ohne Geld mitgeben. Ich kenne Euch nicht, aber Euer Gesicht zeigt, daß Ihr mich nicht betrügen werdet. Gehet in Gottes Namen, und kommt, wenn Ihr etwas braucht, wieder."—„Nun, da Ihr so brav seid, so will ich Euch auch von einem Geschäfte sagen, das vielleicht einigen Gewinnst abwerfen könnte.— Ich habe zu Hause schon viele Jahre einen großen eisernen Kasten stehen, den Niemand zu öffnen im Stande ist. Mir nützt er nichts, darum will ich ihn Euch auf's Gewicht verkaufen."—„Auch recht," entgegnete Meisel, „bringt Euern Kasten herein, ich

zahle für das Pfund brauchbares Eisen zwei Kreuzer.“ Der Bauer war zufrieden, nahm seine Eisenstücke und ging davon. „Den wirst du auch dein Lebetag nicht mehr sehen,“ sprach die mißtrauische Mutter. — „Und wenn er auch nicht kommt,“ entgegnete gutmüthig lachend der Sohn, „ist der Schaden nicht so groß. Ich glaube aber, er wird sein Wort halten.“ Er hatte sich nicht betrogen, denn schon am dritten Tage kam der Bauer mit einer großen Kiste auf einem Wagen vor das Gewölbe gefahren. Sie wurde nicht ohne Mühe abgeladen und auf die Wage gebracht. Man berechnete den Betrag, und der Bauer war hoch erfreut, daß ihm noch einige Gulden über seine Schuld herausgezahlt wurden.

In der Nacht versuchte Meisel mit Hammer und Stemmeisen die Kiste zu öffnen, aber er hatte kaum einige Streiche darauf gethan, als sie von selbst aufsprang. Wie groß war sein Erstaunen, als er ihren Inhalt gewahrte. Sie war voll Papierrollen. Hastig öffnete er eine davon, und das Staunen verwandelte sich in freudigen Schrecken. Lauter Goldstücke blinkten heraus. Schweigend nahm er eine Rolle nach der andern und verbarg sie an einem heimlichen Orte, ohne Jemanden, auch nicht seinem Weibe etwas merken zu lassen, denn er kannte die Schwachheit der Frauen, die ihre Zunge nicht bezähmen können, wenn es auch den Tod gälte. Nun war Meisel einer der reichsten Männer der Judenschaft, aber er hütete sich, es laut werden zu lassen, denn immer glaubte er, der Bauer werde wiederkommen, und sein wahrhaft redliches Gewissen sträubte sich, von einem Schatze Gebrauch zu machen, der ihm nur durch die Einfalt und Unwissenheit eines Bauers zu Theil ward. Ein ganzes Jahr hatte er vergebens auf das Wiederkommen des Bauers gewartet; da aber dieser nicht erschien, er nicht wußte, woher derselbe sei, und damals noch keine öffentlichen Anzeigen üblich waren, so glaubte sich Meisel berechtigt, das ihm von Gott beschiedene Vermögen zu benützen. Sein erstes Geschäft mit dem Gelde bestand darin, daß er zum hohen Rabbi ging und sprach: „Herr! der Gott Israels hat meine Händearbeit reichlich gesegnet, und ich habe mir vorgenommen ein Haus zu bauen, in welchem sein Name gepriesen werde drei Mal des Tages. Hier ist Gold, lasset die geschicktesten Baumeister holen, damit sie eine Schule erbauen, wie noch keine in Prag so schön ist. Doch dürft Ihr den Namen desjenigen nicht nennen, der sie erbauen läßt.“ Der fromme Rabbi wunderte sich über die große Bescheidenheit des wohlthätigen Mannes, gab ihm den Segen und versprach alles zu thun, wie er es wünsche. Bald darauf sah man tausend thätige Hände mit dem Bau beschäftigt. Jedermann fragte, wer der großmüthige Stifter wäre, Niemand konnte es errathen, denn Meisel blieb wie früher ein gemeiner Eisenhändler, und der Rabbi antwortete auf die Fragen der Neugierigen blos: „Die Zeit wird schon den wahren Mann Gottes Euch zeigen.“ —

Endlich war das Prachtwerk vollendet, von nah' und fern kamen Menschen, den neuen, geschmackvollen Tempel zu besichtigen, und jeder

pries im Herzen den unbekannten Frommen. An einem Festtage wurde die neue Synagoge eingeweiht. Die Vornehmsten der Stadt Prag waren zugegen, der Rabbi hielt eine herzliche Rede, deren Schluß folgendermaßen lautete: „Heil dir, Israel! daß du solche Biedermänner in deiner Mitte hast. Tritt hervor, du bescheidener Saul! warum verbirgst du dich unter der Volksmenge, wo du doch Einer der Ersten unter ihnen bist?" Dabei streckte der Rabbi seinen Arm nach der Gegend hin, wo der schamvolle Meisel in einem Winkel stand; das Volk schaute sämmtlich dahin, doch wußte Niemand, wen der Rabbi meine. „Tritt hervor aus der Dunkelheit, du Leuchte des Herrn!" rief abermals der Rabbi mit begeisterter Stimme. „Dich, Mordechai Meisel! rufe ich." Als das Volk diesen Namen aussprechen hörte, konnte es sich des Ausdrucks der Verwunderung nicht enthalten. Es entstand im ersten Augenblicke eine feierliche Stille, die in ein leises Gemurmel überging und mit Jubelgeschrei endigte. Unzählige Arme erhoben den anspruchlosen Wohlthäter, um ihn vorwärts zu schieben, und so gelangte er, wie auf einer Wolke schwebend, bis auf die Stufen vor der heiligen Lade, wo der hohe Rabbi stand. Voller Demuth ließ der verschämte Biedermann den Blick zur Erde sinken, und wagte es nicht auf die Menge herab zu sehen, die ihn mit Hochachtung und Verwunderung anstaunte. Der hohe Rabbi legte seine Hände auf das gesenkte Haupt des Edlen, ihn in stiller Andacht segnend, dann erhob er sie und sprach mit Feierlichkeit: „O du Herr der Heerschaaren! welcher unter Cherubim thronet, Gott Abrahams, Isaks und Jakobs! erhöre unser Flehen, das wir heute zu dir senden; laß deinen heiligen Geist in diesem Hause ewig wohnen, daß er uns erleuchte in deinem Gesetze. Wache mit deinem allsehenden Auge stets über diese Stätte der Andacht, daß sie weder durch Wasserfluthen noch durch Feuersflamme beschädigt, oder durch Krieg vernichtet werde. Mögen die Grundfesten dieses Hauses unerschüttert bleiben, bis es einst deiner väterlichen Huld wohlgefällt, deine Kinder wieder zu sammeln in einem Tempel zu Jerusalem! Amen." Rabbi Jizchak, der als Primas den nächsten Sitz bei der Bundeslade einnahm, konnte vor freudiger Ueberraschung gar nicht zu sich kommen. So wie der hohe Rabbi geendet hatte und die Stufen herabstieg, stürzte der entzückte Schwiegervater auf seinen Tochtermann und drückte ihn schweigend an die Brust. Alles drängte sich herbei, um dem beglückten Primas und seinem edlen Schwiegersohne durch tausenderlei Wünsche Freude zu bezeigen. Fröhlich und vergnügt strömte das Volk aus dem Tempel in die Wohnung des hohen Rabbi, wo für Jedermann ohne Unterschied ein großes Gastmahl bereitet war. — Mordechai Meisel blieb durch sein ganzes Leben ein reicher Mann, ohne von seiner Frömmigkeit und Bescheidenheit im Geringsten abzuweichen. Wie viel Gutes er noch gestiftet, haben wir bereits in der Einleitung erwähnt; auch sind seine Wohlthaten noch heutigen Tages in der Meisel-Synagoge in Marmor mit schlechten hebräischen Versen eingegraben. Seine Bescheidenheit hat sich bis auf unsere Zeit unter den

prager Juden als Sprichwort erhalten: „Meisel hat keinen Sitz in der Schul'." — Meisel mußte sich nämlich in der Synagoge, die er selbst erbauen ließ, einen Sitz für viel Geld erkaufen. — Nie hat er ein Amt oder sonst eine Würde angenommen. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthun.

Die Pinchasgasse.

Vor mehr als zweihundert Jahren lebte in der Stadt Prag ein armer aber frommer und redlicher Jude, dessen Geschäft darin bestand, daß er am Tage mit dem Sacke über der Schulter durch die Gassen ging und von Zeit zu Zeit sein elegisches „Handlwos" ertönen ließ; des Nachts hingegen in seiner schmutzigen Kammer bei einer düstern Lampe das Gesetz studierte. Dieser armselige Nahrungszweig brachte trotz allem Fleiße nicht so viel ein, um den Hausbedarf nothdürftig zu decken, und Rabbi Pinchas — so hieß der Jude — würde mit Weib und Kind Hungers gestorben sein, wenn nicht ein edler gutherziger Graf den frommen redlichen Mann liebgewonnen und unterstützt hätte. Jeden Freitag ließ sich der Graf von seinem Lieblinge Rechenschaft von dem Gewinnste der vergangenen Woche geben, und wenn dieser nicht hinreichend war, den Sabbat nach Vorschrift und Recht zu heiligen, so griff der Herr in die Tasche, um das Fehlende zu ersetzen. Auch vor den andern Festtagen mußte ihm R. Pinchas das Nothwendige aufrechnen, und es ward ihm das Geld dazu ausgefolgt. Der arme Pinchas erkannte zwar die Wohlthaten seines hohen Gönners mit dankbarem Herzen, aber sein religiöser Sinn betrachtete alles als eine Gnade des Höchsten, und der edle Graf war ihm blos ein von Gott gesandter Engel, daher war auch die Art, wie er seinem Wohlthäter dankte, mehr ein Gebet zu Gott als eine Anerkennung der empfangenen Wohlthat. Jedesmal, wenn ihn der Graf beschenkte, richtete er seinen Blick gegen den Himmel und sprach: „Gott, du verlassest deine Kinder nicht, du hast mir wieder geholfen!" Und wenn nach den Feiertagen der Graf ihn fragte, wie er diese verbrachte, so antwortete er stets: „Ei, Gott hat geholfen!" Dieses Betragen verdroß den Grafen und er dachte oft bei sich selbst: „Wie doch dieses Volk undankbar ist! Ich überhäufe diesen Juden mit Wohlthaten und verhelfe ihm dazu, daß er seinen Sabbat gesetzlich feiern kann, und doch spricht er nur, Gott habe ihm geholfen; ich will doch sehen, ob ihm Gott helfen wird, wenn ich ihm auf eine Zeit meine Hand entziehe und zu dem kommenden Paßahfeste die gewöhnliche Gabe verweigere." Es waren nur noch wenige Tage zu diesem Feste, um welche Zeit sich jeder Rechtgläubige der mosaischen Religion auf acht Tage verproviantiren muß, und reich oder arm, gezwungen ist nach dem Gesetze des Talmuds, an den beiden ersten Abenden zu dem ungesäuerten Zwieback vier Becher Wein zu trinken. Selbst diejenigen, welche bet-

teln, sind verpflichtet, vier Becher Wein zu trinken, sagt der Talmud. Seit mehreren Jahren hatte, wie gesagt, R. Pinchas zu diesen Feiertagen das Geld zu dem Nothwendigsten vom Grafen erhalten, doch heuer wollte der hohe Gönner es auf die Hilfe Gottes ankommen lassen, und er sprach zu dem Hausjuden, der ihn demüthig an die kommenden Feiertage erinnerte: „Mein lieber Pinchas! für diesmal mußt du dich selbst mit Mazes versorgen; denn ich bin gegenwärtig in der Klemme, die Gelder sind mir nicht eingegangen und ich habe bedeutende Ausgaben; dein Gott wird dir schon auf andere Art helfen.“ Freilich verfinsterte sich das hagere eingefallene Gesicht des Pinchas, als er diese niederschlagenden Worte aus dem Munde seines Wohlthäters vernahm; doch verließ ihn das feste Vertrauen auf den Gott seiner Vorfahren nicht, er hob die spitzigen Schultern gegen das gebeugte Haupt und sprach mit wehmüthigen Gebärden: „Mai, was ist zu thun? Gott wird helfen!“ und ging davon. Mit betrübtem Herzen kam er Abends ermüdet nach Hause; sein Weib, das ihn mit Sehnsucht erwartete, die Kinder, die sich schon im Voraus auf die versprochenen neuen Kleider freuten, kamen ihm stürmisch mit hastigen Fragen entgegen. „Wie viel hast du heuer bekume? Gesund soll er sein, der gute Graf,“ sprach das Weib und hielt die geöffnete Hand hin. — „Wos hob ich bekume? Nix hob ich bekume;“ entgegnete der Mann mißmuthig, dabei warf er seinen leeren Sack in einen Winkel und schickte sich an, das Abendgebet zu verrichten; aber das in der Hoffnung getäuschte Weib schimpfte und zankte jetzt ohne Unterlaß, die Kinder schrien und weinten vor Hunger und das häusliche Ungewitter der Ehe tobte und rasle, daß dem armen Pinchas Angst und bange ward. Schweigend zog er sich in sein kleines Nebenkämmerlein zurück und sperrte die Thür hinter sich ab, um hier seine Andacht ungestört ausüben zu können, und wie immer bei düsterer Lampe bis Mitternacht das Gesetz zu studieren. — Die Mitternachtzeit war nicht mehr fern; die Kinder schliefen bereits auf ihrem armseligen Strohlager, auch das Weib war schon unter Verwünschungen und Fluchen eingeschlafen, nur noch R. Pinchas saß bei dem Scheine eines Tiegels vor einem großen Folianten, nachdenkend sich den langen Bart streichend, und starrte vor sich hin, um eine auffallende Stelle und Widerspruch im Talmud zu verantworten.— Da ward plötzlich das kleine Fenster aufgerissen, daß die Scheiben klirrten, eine scheußliche Gestalt flog durch dasselbe in die Kammer und stürzte mit dumpfem schweren Falle auf den Boden zu den Füßen des im Gesetze vertieften Rabbis nieder. Der Rabbi that einen Schrei des Entsetzens, sprang von seinem Sitze auf, faßte das große Buch und hielt es wie einen Schild vor sich, während er mit bebenden Lippen eine Bannformel gegen böse Geister leise murmelte. In diesem Augenblicke ließ sich ein vielstimmiges hölliſches Gelächter vernehmen, das den erschreckten Juden in dem Wahne stärkte, daß es nämlich die Masikim (böse Geister) wären, die gekommen sind, ihn zu beschädigen. Lange noch blieb der zitternde Pinchas in dieser Stellung, das Buch vor sich haltend,

bis sein Weib, welches durch den Angstschrei aufgeweckt, an der verschlossenen Kammerthüre klopfte und dadurch ihrem geängstigten Gatten etwas Courage in den Leib jagte. Das Vertrauen auf den Fels Israels siegte jetzt über die menschliche Furcht, er wagte einen Blick über seine Talmudschanze zu thun, und siehe da, eine dem Menschenkadaver ähnliche Fratze lag mit gestreckten Gliedern vor ihm da. Dieses abscheuliche Gespenst war nämlich — ein verreckter Affe. Obgleich R. Pinchas nur wenig Kenntniß von der Zoologie besaß, so hatte er sich dennoch in seinem vieljährigen Handlwos-Geschäft einen gewissen praktischen Blick eigen gemacht, wodurch es ihm ein Leichtes war, ein Affengesicht von einem Menschengesichte zu unterscheiden. Allein dieses Erkennen diente dazu, seine Angst nur noch höher zu steigern; denn R. Pinchas hatte von Affen seine höchst eigene sonderbare Meinung. Er hielt diese Thiere für halbe Menschen, welche die vornehmen Herrn in der Absicht so sorgfältig und mit Liebe pflegen, um sie sittlich und selig zu machen, und ein solcher zahme, gebildete Affe hatte in seinen Augen den Werth eines Proseliten. Jetzt fielen dem furchtsamen Juden alle die traurigen Begebenheiten vorgegangener Jahre ein.

„Jetzt werden sie kommen," sprach er, „mich und meine Brüder zu vertilgen von dem Erdboden; denn sie werden sagen, ich habe diesen da erschlagen. Daß sich Gott erbarme im Himmel über mich armen Mann." Indessen hatte das ängstliche erschreckte Weib die Thür mit Gewalt aufgerissen, und sie war nahe daran, beim Anblicke des auf dem Boden liegenden Thieres in Ohnmacht zu sinken; doch die Freude, ihren Gatten noch am Leben zu sehen, war stärker als die Furcht und sie fragte, was vorgefallen sei. Nachdem der Mann ihr alles erzählt hatte, da rief sie: „Ja, das ist eine List, um uns zu verderben, wir müssen das verreckte Thier nur gleich aus dem Hause schaffen." „Aber wie und wohin?" fragte R. Pinchas, „soll ich's einpacken und in's Wasser werfen? wie leicht könnte ich in die Hand eines Häschers fallen, zu dem bin ich schwach und habe nicht Kraft genug diesen todten Klotz fortzutragen." Nachdem beide sich eine längere Zeit berathschlagt hatten, da rief auf einmal R. Pinchas mit freudiger Stimme: „Weißt du, mein Kind, was wir thun?" — „Laß hören, geschwind," entgegnete das Weib. — „Gelobt und gepriesen sei der höchste Gott, der mir den Verstand dazu gab," sprach der frohe Pinchas, indem er beide Hände erhob. — „Was willst du thun? fragte hastig das Weib. — „Gleich sollst du's hören. Weißt du was jener hohe Rabbi gethan, als ein böses Schabbesweib ihm ein todtes Kind in das Vorhaus legte und dann den Rabbi als Mörder anklagte?" — „Ja, ich weiß es! Er hatte mittelst seiner Kaballa zeitlich genug diesen schlechten Streich entdeckt, und er ließ das todte Kind in den glühenden Ofen werfen," versetzte das Weib. — „Und verbrennen," setzte der Mann hinzu, „und wie dann das ergrimmte Volk die Thüren aufgebrochen und in's Haus gestürzt, fanden sie nicht eine Spur von einem Kinde mehr. Der Rabbi saß an seinem Tische und lachte sie aus.

Ja, wir verbrennen dieſen Halbmenſchen, geſchwind, ſchüre Feuer an, ich will indeß Holz herbeiholen.“ Im Ofen ward ein ſtarkes Feuer angezündet, und R. Pinchas mit ſeiner Frau faßten den Affen bei den Füßen, um ihn in die Küche zu ſchleppen. Als ſie aber mit dem Aaſe bereits mitten im Zimmer waren, da ertönte der Klang einer auf dem Boden hinrollenden Münze in die Ohren des geſchäftigen Ehepaares. Beide ließen den ſchweren Klotz auf die Erde fallen, um mit forſchenden Blicken dem Zauberklange nachzuſpüren. R. Pinchas nahm die Lampe, ſein Weib einen brennenden Kienſpan, und ſuchten mit gierigen Blicken auf dem Boden herum. Aber wie reichlich ward ihnen die Mühe gelohnt! Wie groß war ihre Freude, als ein glänzender Dukaten freundlich wie der Morgenſtern ihnen aus einem Winkel entgegen funkelte. Zu gleicher Zeit fielen beide auf die goldene Münze hin und ſchrien: Chezje!*)

Sie hatten in dieſer freudigen Ueberraſchung das Licht ausgelöſcht, und keiner wollte ſich von dem Platze, worauf er lag, erheben, aus Furcht, der andere könnte das Geld erhaſchen, bis endlich R. Pinchas ſeiner Gattin das talmudiſche Geſetz zurief: „Der Fund des Weibes gehört dem Manne.“ Dann erſt erhob ſich Frau Cheile vom Boden und zündete vom friſchen die Lampe an. Wer vermag die Freude des Rabbi Pinchas zu ſchildern, welcher zum erſten Male in ſeinem Leben einen Doppeldukaten in ſeinen Händen als Eigenthum hielt! Beinahe hätte er das Auto da fé, das bei ihm dieſe Nacht noch vorgenommen werden ſollte, vergeſſen, wenn er bei ſeinen freudigen Springen nicht über das hingeſtreckte Aas gefallen wäre, welches ihn daran erinnerte. Er raffte ſich auf und faßte mit geſtärktem Muthe den todten Affen, um ihn weiter fortzuſchleppen. Doch welch' neue Ueberraſchung! Ein ganzer Haufe Goldmünzen ſtrömte aus dem Rachen des Thieres; R. Pinchas richtete ſeine Augen nach oben, faltete die Hände und rief im feierlichen andächtigen Tone: „Ich bin geweſen jung und bin geworden alt, und ich hab' nicht geſehen einen Frommen verlaſſen und ſeine Kinder Brod ſuchen. Ja, er iſt es, den man den haarigen Mann heißt, Eliahu Hanabi, der da gekommen iſt mich reich zu machen in der Zeit meiner Noth.“ Als er ausgebetet hatte, ging er zum Lager der Kinder und rüttelte ſie aus dem Schlafe mit den Worten: „Auf Jungen, und ſehet die großen Wunder Gottes, die er an Euch gethan.“ Die halbſchlafenden Kinder mußten ſich um die Leiche des goldſpeienden Affen herum ſtellen, der Vater erzählte ihnen alles, was vorging und machte ſie auf die Liebe des höchſten Gottes aufmerkſam. Nachdem er fertig war, griff er nach einem großen Meſſer, und begann das Thier zu zerſtückeln. Gierig ſuchte er die Quelle auf, aus der das Geld entſprang, und entdeckte wirklich dieſelbe. Der Magen des Affen war voll Dukaten; daß nun alles herausgenommen ward, verſteht ſich von ſelbſt, und als nichts

*) Der gewöhnliche Ruf, wenn zwei etwas zu gleicher Zeit finden, und heißt ſo viel, als die Hälfte, worauf ſich beide in den Fund theilen müſſen.

mehr zu finden war, zerschnitt Rabbi Pinchas das Thier und verbrannte die Theile des von Gott gesandten Affen in der Flamme des Ofens. Die Goldmünzen wurden rein gewaschen und in einen Beutel gebunden, der Boden gescheuert und vom Blute gereinigt, und ehe noch der Morgen graute, war vom Affen keine Spur bis auf die Münzen, die in dem Säckel des glücklichen Pinchas lagen. Den andern Tag zeitlich früh eilte R. Pinchas, von seinem Weibe angespornt, mit einigen Dukaten zu Rabbi Schmul, Wechsler, bei welchem er gewöhnlich für Andere zu wechseln pflegte, um das Gold in kleines Geld zu umwandeln, wofür alles, was zu dem Paßahfeste nöthig war, angeschafft werden sollte.

„Was Ihr den Feiertagen zu Ehre ausgebet, wird der Herr Euch reichlich vergelten" sagt der Talmud, und der fromme Pinchas gewährte alles, was sein Weib verlangte. Kleider für die Kinder, Putz für sich selbst wurden angeschafft, blanke Wäsche, goldene Hauben und andere Kostbarkeiten; an den besten Weinen und fettestem Fleisch fehlte es nicht, und in dem Hause, wo gestern noch die drückendste Noth wohnte, herrschte heute Wohlhabenheit und Freude. Noch nie ist ein Paßahabend, seit dem Auszuge der Israeliten aus Egypten, mit so freudigem Gemüthe und frommer Andacht gefeiert worden, wie diesmal bei R. Pinchas. Die achtzackige Lampe über dem Tische, die Leuchter mit den polirten runden Blenden an den Wänden angezündet, verbreiteten einen hellen Schein in dem reinlichen und warmen Zimmer. Neben dem Tische ward ein Lager aus Polstern mit großen Blumen verziert, für den Hausherrn errichtet, welcher im Sterbegewande gehüllt, sich auf das selbe wie ein Pascha hinstreckte. Die Hausfrau saß ihrem Gemale gegenüber in einen langen faltenreichen weißen Spenser gekleidet, eine goldene mit steifen Spitzen und breiten Seidenbändern versehene Haube auf dem Kopfe, und füllte die Gläser mit rothem Weine.*) Die Kinder saßen mit freudiger Miene, ungeduldig das Kommende erwartend, um den Tisch herum. Nur das Jüngste genoß das Glück, auf dem Thronbette zu des Vaters Füßen sitzen zu dürfen. Auf dem Tische stand eine runde zinnerne Schüssel, auf welcher drei ungesäuerte Kuchen in ein langes Handtuch gewickelt lagen, und auf diesem befanden sich, Kren, Brunnkresse, gebratene Eier, ein Stück gebratenes Fleisch und ein Gefäß mit Salzwasser. Jetzt ward die Schüssel von der ganzen Tischgesellschaft emporgehoben und einstimmig die Verse gesprochen: „Dieses ist das elende Brod, das unsere Väter im Lande Mizrajim gegessen haben; wer hungerig ist, der komme herein und esse mit." — Da wurde auf der Gasse das Rollen eines Wagens gehört, und ehe R. Pinchas den Spruch geendet hatte, klopfte man schon an das Fenster (die Wohnung war zu ebener Erde). Bleich vor Schrecken, zitternd erhob sich R. Pinchas

*) Zum Andenken, daß einst der König Pharao, um sich von seinem Aussatze zu befreien, in israelitischem Kinderblut badete, trinken die Juden am Paßahfeste rothen Wein.

von seinem Lager, um sich nach dem Störer zu erkundigen. Mit zitternder Stimme fragte R. Pinchas zum Fenster hinaus, wer es wäre. — „Mach' nur auf, Pinchas, ich bin gekommen heute mit dir den Paßah zu feiern!" ließ sich draußen eine Stimme vernehmen. Im ersten Augenblicke glaubten alle, der späte Gast wäre kein anderer als der Prophet Elias, der um diese Zeit jeden Frommen heimsucht, weßhalb auch ein besonderes Glas für ihn eingeschenkt auf dem Tische stehen muß; schnell ward daher der Riegel weggeschoben, die Thüre öffnete sich, und herein trat — der Graf B., Pinchas Gönner. „Allmächtiger Gott! Ist das möglich! Eure Gnaden! Kinder! die Mützen herunter, küßt die Hand!" schrie R. Pinchas ganz außer sich und riß den erstaunten Kindern die Mützen vom Kopfe. „Störe dich nicht, Pinchas! in deiner Andacht. Aber was sehe ich," rief der Graf erstaunt, während er sich in dem Zimmer verwundert umschaute, „es scheint, als wärest du auf einmal ein reicher Mann geworden?" — „Ja, Euer Gnaden!" sprach freudig lächelnd der Jude. „Ja, Gott der Allmächtige hat mir geholfen! Vor wenigen Tagen war ich noch ein blutarmer Mann, und wußte nicht, daß ich diesen Paßah so recht, wie es einem Gläubigen ziemt, werde feiern können; doch Gottes Hilfe geschiehet im Augenblick, und ich bin jetzt ein reicher Mann." — „Willst du mir nicht erzählen," sagte der Graf, wie sich deine Verhältnisse so schnell änderten?" — „Ja, Ihnen, Euer Gnaden! darf ich die Wunder Gottes erzählen, die er seinem Knechte erwiesen, denn Euer Gnaden waren ja stets ein Engel, der mich mit Wohlthaten überhäufte," entgegnete R. Pinchas, und begann dem Grafen die Geschichte treu zu erzählen. Der Graf horchte aufmerksam, und als der Jude des Affen erwähnte, da konnte er seine Verwunderung nicht mehr zurückhalten und rief: „Was, ein todter Affe? Am Ende ist's der meinige! Wahrhaftig, es wäre sonderbar! Mein Affe ist mir vor drei Tagen auf einmal krepirt, und ich ließ ihn, um das Thier nicht mehr zu sehen, sogleich aus dem Hause schaffen; doch weiter, wie hängt das mit deinem Glücke zusammen?" Wie R. Pinchas diese Worte vernahm, stieg seine Angst auf's Höchste, er zitterte am ganzen Körper, sein Angesicht ward todtenblaß und er vermochte kein Wort zu sprechen; schweigend ging er zum Kasten, schloß ihn auf, zog einen Beutel aus demselben, und überreichte ihn dem Grafen mit den Worten: „Euer Gnaden! hier ist alles bis auf einige Stücke, die ich, um den Feiertag zu heiligen, ausgegeben." — „Was willst du mit dem Beutel?" fragte der Graf erstaunt. — „Nun, dieses Gold hatte der Affe in sich, und ist der Affe Euer Gnaden Eigenthum, so ist es auch das Gold," erwiederte der geängstigte Jude. — „Ach die schönen goldenen Dukaten!" seufzte Frau Cheile. „Sei stille, Weib, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!" rief Pinchas. Der Graf wendete sich hierauf zu dem ihn begleitenden Diener, welcher erblaßt in einiger Entfernung stand, und fragte: „Weißt du vielleicht etwas Genaueres von der Geschichte, sprich, ich will es hören, wo ist der todte Affe hingekommen?" — „Vergebung, Excellenz!" er-

wiederte der erschrockene Diener, „der Jakob wollte dem armen Pinchas einen Streich spielen und er warf das Thier in seine Kammer, mehrere Diener wußten davon.“ — „Wie, der Jakob? der Spaß ist sonderbar ausgefallen,“ sagte der Graf lächelnd, „am Ende habe ich den armen Jungen unschuldig einsperren lassen, — doch es mag eine Sühnung sein für das Verbrechen, das er gegen den armen Pinchas begangen. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß das närrische Thier in seinem Nachahmungstriebe das Gold gefressen habe, welches mir aus dem Schreibtische entwendet wurde. Es sah von mir, daß ich die unwichtigen Goldmünzen, um sie zu bezeichnen, zwischen den Zähnen bog, und glaubte, man fresse das Geld!“ — „Ja, ganz gewiß, gnädiger Herr! der Affe hat sich an den Dukaten todtgefressen, hier ist das Gold,“ fiel R. Pinchas ein, indem er den Beutel dem Grafen darreichte. — „Nicht doch, ehrlicher Pinchas! der Gott deiner Väter hat dir diesen Schatz geschenkt, und er bleibe dein. Ich habe dir heuer die gewöhnliche Gabe verweigert, um zu sehen, ob dir Gott helfen werde ohne mich, weil du immer sagtest, Gott hat mir geholfen. Nun erkenne ich, daß das Vertrauen auf Gott sich lohnt.“ — Wer beschreibt die Freude des R. Pinchas, der sich nun wieder im Besitze einer solchen Summe sah? „Kinder! Weib! küßt die Füße Euers Wohlthäters, fallet nieder vor dem Engel des Herrn!“ rief der Glückliche und faßte die Hand des edlen Grafen und küßte sie unzählige Male. Die Kinder fielen nieder, umfaßten die Knie des hochherzigen Mannes und küßten sein Gewand. Der Graf lächelte innig vergnügt auf die Gruppe herab, sein wahrhaft adeliches Herz schlug höher und fand süßen Lohn in der edlen That. „Ich will diesen Abend,“ sagte er, „bei Euch zubringen, und die Ceremonien mit ansehen, die Ihr heute ausübt, darum störe Dich nicht und thue so, als wenn ich nicht da wäre. Auch meine Gattin soll bald kommen, und den wunderbaren Zufall vernehmen.“ Wirklich wurde der Wagen weggeschickt, und nach einer kurzen Zeit befand sich die Gräfin im Hause des R. Pinchas. Das hohe edle Paar blieb fast bis Mitternacht bei R. Pinchas, der auch die unbedeutendste Ceremonie nicht weglassen durfte, und beide fuhren erst dann nach Hause, als der sogenannte Seder zu Ende war und R. Pinchas ihn mit der Strophe: „Einst wird Gott den Todesengel schlachten“ beschlossen hatte.

Rabbi Pinchas erwarb sich durch Fleiß und Klugheit mit dem Gelde des Grafen nach einigen Jahren ein sehr großes Vermögen, und wie sein Geld immer zunahm, so stieg auch sein Ansehen bei seinem Volke; er ward bald zum Primas der israelitischen Gemeinde gewählt. Er blieb aber dennoch fromm, redlich und demüthig wie in der Armuth. Sein Haus war ein Sammelplatz der weisesten Rabbis, seine Börse stand jedem Bedrängten offen, und an seinem Tische speisten täglich hungerige Arme. Er ließ auch mehrere Wohnungen für arme Religionsgenossen in der Gasse, wo er wohnte, aufbauen, und auf eigene Kosten eine prachtvolle Synagoge, welche heut

zu Tage noch den Namen ihres Erbauers führt, in derselben Gasse errichten, so wie diese auch die Pinchasgasse genannt wird.

Rabbi Pinchas starb in einem glücklichen hohen Alter, nachdem alle seine Kinder verehelicht und versorgt waren.

L. Weisel.

Die Beleles gasse.

Zur Zeit, als die Krone Böhmens auf dem Haupte Rudolphs des Zweiten saß, brach plötzlich unter den Juden Prags eine Seuche aus, die sich nur ganz junge Kinder zum Opfer ersah, die Erwachsenen aber verschonte. Immer stärker wurde die Pest, der Todesengel wüthete immer furchtbarer in den Häusern Israels; aber nicht wie der Schnitter, der mit seiner Sichel zur Erntezeit die reifen, sich unter der Last der Körner beugenden Ähren mähet, sondern gerade die zum Tode unreifen Kinder. Diese von dem giftigen Hauche der Schuld noch unbefleckten, diese von der Last des Kummers und der Sorge noch ungebeugten Wesen waren es, die unter der scharfen Sense des Knochenmannes, unter dem Henkerbeile dieses erbarmungslosen Würgers fielen. Hunderte von Leichen wurden täglich, ja stündlich auf das Beth Chaim, diesen alten jüdischen Gottesacker gebracht, und mußten oft Tage lang liegen bleiben, bevor sie die sanfte Ruhe des Grabes genießen konnten; denn man konnte nicht genug Hände finden, um Gräber zu graben für diese Unglücklichen, die noch vor der Blüte dahingerafft wurden. Immer furchtbarer wurde die Pest, die durch die giftigen Ausdünstungen der auf dem Beth Chaim liegenden unbegrabenen Leichen noch vermehrt wurde; täglich sah man weineade Väter, jammernde Mütter mit zerrissenen Kleidern und ringenden Händen hinter den Särgen ihrer so sehr geliebten Kleinen herziehen, täglich sah man klagende Geschwister schreiend und jammernd den Verlust ihrer jungen Brüder und Schwestern betrauern; immer größer wurde das Elend, Jammer und Klage herrschte in der Gemeinde, und da die Seuche blos in dem Judenviertel sich zeigte, so war es deutlich zu sehen, daß sie eine Strafe Gottes sei, die irgend eines unbekannten, unter den Juden verübten Verbrechens wegen, die ganze Gemeinde traf. Besondere Gebete wurden verrichtet, Fasttage wurden angeordnet, um die Sünde abzubüßen und von Gott die Abwendung der Seuche zu erflehen, doch immer noch waren die Leichenbestatter unaufhörlich beschäftigt; da versammelten sich alle Rabbinen und Talmudisten von Prag, um gemeinsam zu berathschlagen, wie dem Schlachten des Todesengels Einhalt zu thun, wie die Alles hinwegraffende Pest zu stillen sei. Nach einem zuerst zu Gott verrichteten Gebete wurde von den Rabbinen darüber gesprochen und nachgedacht, worin wohl die Ursache der Seuche liege, welches wohl das Verbrechen sei, über das der Herr des Weltalls eine so harte Strafe verhängte; doch, so sehr sie sich auch anstrengten, wollte es dennoch

keinem gelingen, die wahre Ursache herauszubringen. Einer von den versammelten Rabbinen, der seiner äußerst großen Weisheit und seiner Kenntnisse im Talmud, der Kabbalistik, Astronomie und der damals im Flore stehenden Astrologie wegen vom Volke der hohe Rabbi Löw genannt wurde, lag diese Nacht ganz traurig und hinbrütend über das Unglück, das die Gemeinde heimsuchte, auf seinem Lager. Thränen entströmten seinen Augen, Seufzer entrangen sich seiner kummerbelasteten Brust, wenn er dachte an den Jammer der Mutter, die vielleicht jetzt an dem Todeslager ihres geliebten Kindes sitzt, an das Wehklagen des Vaters, dem vielleicht in diesem Augenblicke der letzte Sprößling seines Hauses entrissen wird; da flehete er zum Allmächtigen, daß er ihm einen Strahl seiner Gnade sende und seine Seele erleuchte, auf daß das Unglück aufhöre zu wüthen in Israel. Einige Zeit darauf entschlief er. Da erschien ihm im Traume, als wäre es Mitternacht und der Prophet Elias käme zu ihm und führe ihn auf das Beth Chaim, wo er die Leichen der Kinder aus ihren Gräbern aufsteigen sähe. Nach seinem Erwachen sann der Rabbi lange nach über diesen seinen Traum und dachte endlich, daß dieses eine Eingebung Gottes sei, wie er die wahre Ursache der Pest ergründen könne. Nachdem er nun Gott seinen Dank für die Gnade, die er ihm erwiesen, ausgesprochen hatte, schickte er nach einem seiner beherztesten Schüler und redete ihn folgendermaßen an: „Siehe, Gott der Herr ist erzürnt über uns, er hat Elend und Unglück über uns verhängt, denn wir haben schwer gesündigt. Um nun zu wissen, welches das Verbrechen sei, dessen wir uns schuldig gemacht haben, so fasse Muth und geh' heute um Mitternacht auf das Beth Chaim, und wenn du die gestorbenen Kinder in ihren weißen Tachrichim (Sterbekleidern) aus ihren Gräbern aufstehen sehen wirst, entreiße einem von ihnen die Tachrichim, und bringe sie mir. Der Bocher (Schüler) that wie ihm befohlen worden. Gegen Mitternacht begab er sich auf den Friedhof und harrte voll banger Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Es war eine schöne sternhelle Nacht, Todesstille herrschte in dem Beth Chaim, blos hie und da hörte man das Schwirren einer Fledermaus oder den durch die Blätter der die Gräber beschattenden Hollunderbäume säuselnden Wind. Eine halbe Stunde mochte der Schüler gewartet haben, da ertönten die Schläge der Uhr des jüdischen Rathhauses, und kaum war der 12. Schlag verschollen, da wurde es lebendig unter den Grabsteinen, kleine Kinder, in weiße Sterbegewänder gehüllt, kamen hervor und begannen über den Gräbern hinschwebend, einen wunderlichen Geistertanz. Schauer erfaßte den Bocher ob des seltsamen Treibens der kleinen gespenstischen Wesen, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, er zitterte an allen Gliedern, doch das Glück der ganzen Gemeinde hing an seiner Herzhaftigkeit, er faßte daher Muth, entriß einem der Kinder das Tachrichim und eilte mit von Furcht beflügelten Schritten von dannen. Athemlos kam er im Hause des Rabbi Löw an, der, beim Fenster sitzend, den Schüler erwartete. Dieser erzählte ihm die Begebenheit und überreichte ihm das dem Kinde entrissene

Tachrichim. Bald darauf sah der Rabbi ein nacktes Kindergespenst pfeilschnell daherschweben. Nachdem nämlich der Schüler aus dem Bet Chaim sich zum Rabbi Löw begeben hatte, tanzten die Gespenster immer fort, bis sie beim ersten Schlage der Mitternachtsstunde alle sich wieder in ihre Gräber legten; erst jetzt bemerkte das Kindlein, daß ihm das Leichengewand fehle, ohne welches es nicht in die Gruft steigen könne. Schnell lief es daher zu dem Hause des Rabbi, stellte sich vor dessen Fenster, streckte die Hände flehend hinauf, weinte und schrie: „Rabbi! gib mir mein Tachrichim wieder!“ Doch der Rabbi hielt das Kleid fest in seiner Hand und sagte: „Wenn du dein Tachrichim wieder willst, so mußt du auch thun, was ich will. Sage mir also die Ursache dieser Seuche, die Gott über uns als Strafe für unser Vergehen verhängt hat.“ Doch das Kind schwieg und wollte nichts sagen, es flehete nur und bat, man möchte doch Mitleid mit ihm haben; alle seine Genossen hätten sich schon zur Ruhe gelegt, nur er allein könnte durch den Verlust seines Leichenkleides nicht in die Gruft steigen; aber da half kein Klagen und Bitten. „Sag' mir, warum uns Gott so stark heimgesucht hat, welchen Verbrechens wir uns schuldig gemacht haben, daß wir eine so große Strafe verdienen; dann sollst du dein Tachrichim haben,“ erwiederte der Rabbi. Immer noch wollte das Kind nichts sagen, doch als es des Rabbi Unbeugsamkeit sah, da verrieth es den Grund der Pest. Es sagte nämlich, daß in einer Gasse, die nicht weit von Rabbi Löw's Hause war, zwei Ehegatten wohnten, die mit ihren Frauen einen unsittlichen Wandel führten. Darüber sei Gott so sehr erzürnt, daß er diese Alles hinwegraffende Seuche über sie geschickt habe, die nicht eher aufhören solle und werde, bis die beiden Unzucht treibenden und aller Sittlichkeit und Religion Hohn sprechenden Paare bestraft sein würden. „Und nun, nachdem ich dir den Grund der Pest verrathen habe, gib mir mein Tachrichim wieder,“ bat das Kind. Da sprach der Rabbi: „Hast du mir auch die Wahrheit gesagt, und willst du mich nicht hintergehen, indem du mir einen falschen Grund angibst, damit ich dir nur dein Kleidchen wiedergebe? Ich will daher gehen und sehen, ob du wahr gesprochen, und wenn dies der Fall, so sollst du dein Tachrichim haben.“ Der Rabbi erhob sich nun und ging begleitet von dem Kinde in das Haus, und als er sah, daß das Kind wirklich die Ursache verrathen habe, so gab er ihm sein Kleidchen zurück. Freudig lief das Kind mit dem Tachrichim auf das Beth Chaim, um sich wieder in die Gruft zu legen und die Ruhe des ewigen Schlafes zu genießen. Die beiden Paare aber, die so großes Unglück und Elend über die Gemeinde brachten, deren Verbrechen die armen Kleinen mit ihrem Leben sühnen mußten, durch deren Schuld so vielen Familien das einzige geliebte Kind entrissen worden war, ließ der Rabbi bestrafen, und die Seuche hörte auf. Die Gasse aber, in welcher die beiden Paare wohnten, erhielt vom Volke den Namen Belelesgasse, weil die Eine der Unzucht treibenden Frauen Bella und die Andere Ella hieß.

Der Kadisch[1]) vor Col-Nidre[2]) in der Altneusynagoge.

Erzählt von S. K.

Es war ein stürmischer Freitag-Abend, im Monate September des Jahres 1577.

Es war schon spät, die freundlichen Schabbeslampen waren verglommen und tiefe Stille herrschte in der prager Judenstadt.

Blos in einem Hause brannte noch düster ein Tiegel, es war dies im dritten Stockwerke eines Hauses in der Schammesgasse, welches jetzt mit Nro. 115 bezeichnet ist, bei Rab. Mordechai, dessen Weib in bangem Zagen der Entbindung entgegensah.

Die achtzackige Lampe war schon verloschen. Rab. Mordechai selbst saß daher an dem Tische, wo der Tiegel brannte und las in einem großen Folianten. Die Hebamme und die alte Magd hatten sich auf eine Bank gekauert, und plapperten leise Gebete für eine glückliche Entbindung.

Das röthliche Licht des Tiegels warf riesige Schatten auf die Wand des ärmlichen Zimmers.

Der Wind und der Regen schlugen mit Macht an das kleine Fenster; im Zimmer selbst aber wurde die unheimliche Stille blos von Zeit zu Zeit durch das Stöhnen der Kindbetterin unterbrochen.

Rab. Mordechai war ermüdet über seinen Folianten, dem er heute nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden mochte, eingeschlafen. Plötzlich entfuhr der schwergequälten Brust der Kreißerin ein lauter Schrei. Erschrocken fuhr Rab. Mordechai aus seinem Schlummer auf und stieß bei dieser heftigen Bewegung den Tiegel, das einzige Licht im Zimmer, um.

Um Gott! was habt Ihr da gethan! schrie die Hebamme; Ihr müßt Licht machen, R. Mordechai, ich sag es Euch, gleich müßt Ihr Licht machen; ich hab' es selbst gesehen, daß der Chosid, der fromme Rab. Leb am heiligen Schabbes, Licht und Feuer gemacht hat, als sein Weib —

Beruhigt Euch, Mariem! sprach Rabbi Mordechai, ich weiß es auch, wenn Lebensgefahr droht, ist es erlaubt, ja sogar geboten, die nöthigen Arbeiten zu verrichten; aber zuerst will ich es doch versuchen, auf der Straße einen Nichtjuden anzusprechen; vielleicht thut er mir's zu Gefallen; gebe es Gott! — komme ich aber allein zurück, so mache ich selbst Licht, so schreibt es das Gesetz vor.[3]) Jetzt gedulde dich einen Augenblick, liebes Weib! ich

---

[1]) Gebet für Verstorbene.

[2]) Vorabend des Versöhnungstages.

[3]) Das talmudische Gesetz befiehlt ausdrücklich, daß, in dem Falle der Sabbath zur Rettung eines Menschenlebens durch eine Arbeit entweiht werden muß, diese von dem Vornehmsten im Hause verrichtet werde. (חיים סי' שכ"ח)

komme so bald als möglich zurück; gehabt Euch indeß wohl. Dies sprechend warf er seinen Mantel um, und eilte die enge finstere Stiege hinunter.

Es war ein furchtbares Unwetter, der Regen goß in Strömen herab, ein ungewöhnlich stürmischer Wind durchfuhr heulend und pfeifend die öden menschenleeren Gassen, die er planlos durchirrte. Was Wunder, wenn er keinem begegnete! Schon wollte er verzweiflend heimkehren, als er bemerkte, daß er sich in der Nähe der kaiserlichen Wachstube befände. Er eilte hin und fand den Anführer der kleinen Rotte, mitten in der Straße unbekümmert um Sturm und Regen, dem Anscheine nach in tiefen Gedanken versunken, stehen. Herr! flehete Rab. Mordechai, schickt einen Mann mit mir, daß er mir Licht mache in meiner Stube, denn mein Weib liegt in Kindesnöthen, und wir haben kein Licht und es ist Schabbes.

Das kann ich thun, sprach der Körporal; Wenzel! geh' mit dem Manne, mach' ihm Licht und Feuer, und alles was er will; Sonntag wird er dir deine Mühe bezahlen.

Dank, tausendfachen Dank, Herr! sprach Rab. Mordechai; Gott soll's Euch lohnen, Ihr thut ein gutes Werk.

Kaum war Rab. Mordechai mit dem Soldaten zu Hause angelangt, kaum hatte dieser Licht gemacht, so ward die Frau von einem starken gesunden Kinde entbunden.

Rab. Mordechai warf sich gerührt auf's Knie, und dankte Gott aus der Tiefe seiner Seele.

Jetzt, sagte er zu dem Soldaten, gehe, zünde dir ein Licht an, denn die Stiege ist finster, und ich mag nicht von meinem Weibe gehen. Sonntag will ich dir zahlen.

Der Soldat that wie ihm geheißen wurde und ging.

Eine viertel Stunde später wollte die Hebamme eine Arznei aus der Apotheke holen, kaum aber hatte sie das Zimmer verlassen, so kehrte sie todtenbleich und zitternd gleich zurück. Gott soll sichs erbarmen! Gott soll sichs erbarmen! ein großes schweres Unglück ist geschehen! rief sie händeringend, und Ihr, Rab. Mordechai! seid Schuld daran, warum habt Ihr nicht selbst Licht gemacht? zu was mußtet Ihr den Bal-milchome[1]) heraufnehmen, der jetzt todt auf der Stiege liegt!

Was! rief Rab. Mordechai erbleichend.

Was? frug mit schwacher bebender Stimme die Wöchnerin.

Nichts, mein Kind! nichts, Chaile! sprach Rab. Mordechai, die furchtbare Angst, die ihn erfaßt hatte, gewaltsam niederringend. Der Soldat ist auf unserer Stiege gefallen. Vielleicht hat er des Abends zu viel getrunken. Ich muß nur hinuntersehn, ob er sich nicht beschädigt hat.

Nein, jammerte die Hebamme, nein, Rabbi Mordechai! er ist todt.

Schweigt! Thörin! rief dieser zitternd und eilte die Stiege hinunter.—

[1]) Soldat.

Der Soldat lag leblos da. Alle Versuche, ihn in's Bewußtsein zurückzurufen, waren fruchtlos. Der herbeigerufene Arzt erklärte jede Mühe für vergeblich, da der Soldat von einem Nervenschlage getroffen sei.

Wir versuchen es nicht, die furchtbare Lage Rab. Mordechai's zu schildern. Ein solcher Vorfall war in jenen finsteren Zeiten das schwerste Unglück. Der Arzt eilte sogleich zum Parneß [1]), um ihn zu wecken und ihm den Vorfall zu melden; denn ein solches Unglück wurde bald das Gemeingut Aller. Der Parneß erschien sogleich und die drei Männer beriethen nun was zu thun sei.

Meine Meinung ist, sprach der Parneß, Ihr, Rab. Mordechei! geht zu dem Korporal und erzählt ihm den Vorfall; er soll helfen, wie er kann und er soll reich belohnt werden. Ihr müßt Euch aber sputen, damit wir nicht die günstige Zeit versäumen und Hilfe unmöglich werde.

Rab. Mordechai eilte zur Wache. Starr wie eine Bildsäule stand der Korporal noch an derselben Stelle, wo er ihn verlassen hatte.

Rab. Mordechai erzählte ihm den Vorfall. Helft, rief er, als er geendet, um Gottes willen! — Ihr müßt uns helfen, rief er in steigender Angst, in einer fast wahnsinnigen Aufregung, als er sah, daß ihm der Mann starr in's Auge blickte, als verstünde er ihn nicht. Ihr seid gut und mild, Ihr habt Euch des armen Juden erbarmt, dessen Weib in Kindesnöthen lag, — Ihr könnt es nicht wollen, daß Menschenblut um Nichts vergossen werde, — und säumet Ihr mit Euerm Rathe, so kömmt die Hilfe zu spät. Graut der Morgen und Ihr habt nichts gethan, so kommt das Volk und mordet den Säugling und den Greis, ermordet Alles, Alles!!

So wahr Gott lebt, sprach der Korporal bewegt, so lieb mir mein Seelenheil ist, so gerne will ich rathen, gönnt mir nur einen Augenblick Zeit, nachzudenken. — Wie viel ist's an der Zeit? frug er plötzlich.

Vor Mitternacht.

Gut, dann ist's gut, sprach der Soldat; Gott sei gelobt, er will nicht, daß unschuldig Blut vergossen werde. Eilet und thuet was ich Euch sage: Ihr steckt dem Todten eine Flasche in die Tasche; dann läßt Ihr Euch das Pförtchen am Dreibrunnenplatze öffnen, tragt ihn schnell und behutsam in die Karpfengasse und legt ihn dort vor eines der Wirthshäuser; für das Uebrige werde ich dann Sorge tragen. Ich werde darüber Eurem Oberrabiner Bericht erstatten. Nun geht und eilt.

Rabbi Mordechai und der Arzt befolgten den Rath des wackern Soldaten pünktlich, und sie waren so glücklich, auf diesem furchtbaren Gange Niemanden zu begegnen.

Am folgenden Tage, Samstag, war das Vorsteherkollegium, aus 5 Männern bestehend, beim Oberrabbiner versammelt. Der Parneß hatte sie berufen, um Rathes zu pflegen in dieser hochwichtigen Angelegenheit. Er er-

[1]) Erster Vorsteher der Gemeinde.

zählte den entsetzten Männern die Begebenheit dieser schauervollen Nacht. Als er geendigt, sprach er: Noch dürfen wir uns keiner süßen Hoffnung hingeben; so lange der Korporal nicht beim Rabbi war und ihm berichtet hat, so lange schwebt noch das blinkende Schwert über unsern Häuptern. Jedenfalls aber bleibe die Sache ein Geheimniß, und niemand von uns möge es einem andern mittheilen, denn Leben und Tod liegt auf der Zunge.[1])

Man hole Rab. Mordechai, sprach der greise Raf, indem er nachdenkend den ehrwürdigen silberweißen Bart mit den Fingern durchfuhr.

Rab. Mordechai, von der schrecklich durchwachten Nacht ganz erschöpft, erzählte den Hergang umständlich noch einmal. Als er geendigt hatte, sprach der Raf erzürnt:

Ihr sollt ein Lamden[2]) sein? ein Am horez[3]) seid Ihr. Wißt Ihr denn nicht, daß man bei Skanos Nefaschos[4]) am Samstage arbeiten muß?

Wohl weiß ich es, Rabbi! entgegnete Rab. Mordechai; aber hätte ich nicht erst versuchen müssen sollen, einen Nichtjuden zu finden? Mein Vater Secher Zadik liwrocho[5]) hat mir oft eingeschärft, nicht leichtsinnig Schabbesmechalel zu sein[6]), zuerst muß man alle erlaubten Mittel aufbieten.

Ich sage Euch, Ihr hättet Feuer machen sollen, ich, Euer Raf; und weil Ihr's nicht gethan habt, habt Ihr Unheil über eine ganze Gemeinde in Israel hereingebracht. Der Herr, gelobt sei er, wird es, so hoffe ich, in gewohnter Huld und Gnade von uns abwenden. Euch aber, Rab. Mordechai lege ich im kleinen Cherem[7]) so lange, als der Ausgang der Sache noch unentschieden ist.

Demuthsvoll küßte Rab. Mordechai die Hand des strengen Lehrers und ging.

Sonntag war der Rüsttag des Versöhnungstages. Vor dem Beginne des Abendgebetes hatte sich wie gewöhnlich, fast die ganze Gemeinde in der Rabbinergasse vor der Wohnung des Oberrabbiners, ihres geliebten Lehrers und Seelenhirten, versammelt.

Der Greis erschien. Die hohe Gestalt mit dem glühenden ungeschwächten Auge und dem silberweißen herabwallenden Barte, in einen prachtvollen Talles eingehüllt, der nur vorne die schneeigen Sterbekleider sehen ließ, machte einen tiefen Eindruck auf die versammelte Menge. Bei seinem Anblicke theilte sich die Menschenmasse und er spendete beim Durchschreiten rechts

---

[1]) Spr. Sal. Cap. 18.
[2]) Gelehrter, Gesetzkundiger.
[3]) Unwissender.
[4]) Lebensgefahr.
[5]) Das Andenken des Gerechten sei gesegnet.
[6]) Zu entweihen.
[7]) Bann.

und links seinen Segen. Jene, welche ihm zunächst standen, küßten den Zipfel seiner Kleider und alle begrüßten ihn mit ehrfurchtsvollen Segenssprüchen.

Bei der Altneusynagoge schied die Menge von ihm, und er trat mit dem Parneß und dem Synagogenvorsteher, die ihn aus seiner Wohnung abgeholt und begleitet hatten, nachdem er die Thürpfoste mit der Hand berührt, und diese dann ehrfurchtsvoll an seine Lippen geführt hatte, in die hellerleuchtete Synagoge.

Diese ist eines der ältesten und merkwürdigsten Gebäude.

Das Innere derselben bildet einen viereckigen, mehr langen als breiten Raum, dessen Decke von zwei mächtigen Säulen getragen wird. Diese schließen eine Tribune, das Almemor, ein, zu dem 3 Stufen hinaufführen und welches von einem mit Marmorplatten belegten niedrigen Gemäuer umgeben ist, auf welchem sich ein Gitter erhebt. Das Almemor steht nicht in der Mitte der Synagoge, sondern der Bundeslade etwas näher. Auf dem Almemor erhebt sich eine hohe mächtige Fahne, die von einem Ende desselben bis zu dem andern reicht.[1])

Das Gotteshaus war wie gewöhnlich an diesem Abend herrlich beleuchtet, und an allen Lampen, die von der hohen Decke niederhingen, brannten Wachskerzen. Ueberdies waren um das Almemor so wie an den Wänden der Synagoge ringsherum eine Unzahl weißer mannshoher brennender Wachskerzen aufgestellt, die in Uebereinstimmung mit den weißen Sterbekleidern der Betenden prachtvoll gegen die tiefe Schwärze der Wände und der Decke abstachen.

Der herkömmlichen Sitte gemäß bestieg der greise Rabbi die Stufen, die zu der Bundeslade führen. Die versammelte Menge erwartete heute wie immer schöne Worte der Ermahnung zu hören. Der Rabbi aber begann und sprach von heftigem Schluchzen unterbrochen:

Meine Freunde! Schon seit vierzig Jahren betrete ich die heilige Stelle

---

[1]) Diese Fahne findet sich noch jetzt in der Altneusynagoge. Es ist dies ein merkwürdiges Privilegium der prager Judengemeinde. Die Fahne trägt auf der einen Seite in hebräischer Sprache wörtlich folgende Inschrift:

Der Herr Zebaeth erfüllt mit seiner Herrlichkeit den ganzen Erdball.

117 Jahre der kleinen jüdischen Zeitrechnung, das ist 1357 der üblichen Zeitrechnung, ertheilte Kaiser Carolus der II. der prager Judenschaft das Recht, eine Fahne zu führen.

Dies Recht wurde auch erneuert (bestätigt) in den Tagen des Kaisers Ferdinandus gesegneten Andenkens. Durch die Länge der Zeit aber ging sie (die Fahne) zu Grunde. Jetzt aber wurde sie zu Ehren unseres Herrn und Kaisers Karolus des VI. — der Herr verleih ihm Ruhm — bei der glücklichen Geburt seines erlauchten Sohnes des Erzherzogs Leopold renovirt.

Ein unübersetzbares hebräisches Chronogramm gibt als Jahreszahl dieser Restauration 1715 an.

Wir werden nächstens die Erzählung des Hergangs liefern, welcher dem Kaiser Karl dem IV. Veranlassung gab, der prager Judenschaft dieses Recht zu verleihen.

an diesem feierlichen Abend, um Euch zu ermahnen. Aber heute muß ich Euch eine schmerzliche Kunde mittheilen.

Es hat dem Herrn der Heerschaaren gefallen, uns mit Angst und Schrecken heimzusuchen. Es droht unserer lieben Gemeinde großes Unheil. Wohlweislich haben wir, die Lehrer und Vorsteher dieser Stadt, beschlossen, Euch nichts Näheres darüber mitzutheilen.

Ich hoffe aber, der Herr wird in seiner allerbarmenden Huld seine Kinder nicht verlassen, die keinen andern Schutz haben als ihn; denn es spricht der Herr:[1]) „Sage ihnen, so wahr ich lebe, ich will nicht, daß der Frevler sterbe, er kehre zurück von seinen Wegen und lebe. Kehrt zurück! kehrt zurück! von Euren schlechten Wegen! Warum sollt Ihr sterben, Haus Israel? Es spricht der Herr: Kann ich den Tod des Frevlers wollen? O! kehrte er zurück, daß er lebe!"

Drum sage ich Euch, thut Buße und bereut.

Damit wir aber zerknirschten Herzens unser Gebet vor Gott ausschütten, verordne und befehle ich hiermit Euch und allen Erwachsenen unserer Gemeinde, Männer wie Frauen, jeden Montag und Donnerstag zu fasten und außerordentliche Versammlungen in den Gotteshäusern abzuhalten, wo wir beten und die Armen und Dürftigen unterstützen wollen, jeder, so weit sein Vermögen reicht. Ich aber will, so lange die Sonne uns sichtbar ist, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nichts genießen, und mit dem Fasten so lange fortfahren, bis der Herr weggezogen hat die finstere Wolke seines Zornes und uns wieder leuchten wird der Strahl seiner Gnade.

Zu dir aber, König der Könige! fleh' ich, rief er, indem er die Bundeslade, in welcher die heiligen Schriftrollen liegen, öffnete und sich auf's Antlitz warf. Es möge dein geheiligter Wille sein, daß deine unerschöpfliche Huld verdränge deinen gerechten Grimm, daß deine unendliche Barmherzigkeit abwälze unsere Schuld von uns, daß du gnädig seiest deinen Kindern, und an ihre Schuld nicht legest die Meßschnur des strengen Rechts.[2]) Nachdem er noch einige Worte im leisen Gebete gesprochen, erhob er sich, sichtbar gestärkt und erkräftigt, küßte die Gesetzesrollen, schloß die Bundeslade, und begab sich an seinen Platz.

Die ganze Gemeinde war auf das Tiefste erschüttert, und als der Rabbi seine Rede geendigt hatte, ertönte in dem ganzen Raume ein herzzerreißendes Schluchzen. Vielleicht noch nie wurde ein Jom Kipur mit höherer Weihe, mit tieferer Inbrunst gefeiert.

Vier Wochen waren verflossen, während welchen die ganze Gemeinde den Vorschriften des Rabbis getreulich nachkam, als diesem ein Soldat gemeldet wurde, welcher ihn dringend zu sprechen wünschte.

Er möge eintreten, sprach der Raf.

---

[1]) Ezechiel Cap. 33.

[2]) Talm. Berachot, Fol. 7. a.

Der Soldat trat ein. Es war dies ein hochgewachsener kräftiger junger Mann in den beginnenden Zwanzig, dessen männlich schöne Züge die Spuren tiefen Seelenleidens trugen.

Rabbi! sprach er, ich bin der Korporal, der vor vier Wochen in der Judenstadt auf der Wache war, als sich der unglückliche Zufall ereignete; ich bin so glücklich, Euch, Rabbi! mittheilen zu können, daß nun jede Gefahr durch die göttliche Gnade, die meinen Verstand erleuchtete, beseitigt ist.

Dann seid mir doppelt willkommen, edler Retter! sprach der Rabbi gerührt, dem Wackern die Hand reichend, welche dieser an seine Lippen führte. Möge Gott Euch diese That lohnen, wir Menschen können es nicht. Hätte ein Mann aus Eurer Rotte es bemerkt und verrathen, daß Ihr den bestürzten Männern es gestattet, ja sogar angerathen habt, den Todten aus dem Bereiche der Judenstadt zu tragen, daß Ihr, als der Soldat nicht zurückkam, unterließt, die nöthigen Nachforschungen zu veranlassen, so hättet Ihr selbst mit in unser Unglück verwickelt werden können, man hätte Euch eines sträflichen Einverständnisses beschuldigt, und gewiß wäre unverdienter Tod der Lohn Eures Edelmuthes geworden.

Möge es mir aber gestattet sein Euch, im Namen unserer Gemeinde, die Euch so unendlich viel schuldet, dieses Geschenk als Zeichen unserer tiefgefühlten Dankbarkeit zu überreichen.

Während er dies sprach, nahm er mehrere Rollen Gold aus dem Schranke, und überreichte sie dem Soldaten.

Nein, Rabbi! sprach dieser ablehnend, das Geschenk nehme ich nicht an; vertheilt es an die Armen Eurer Gemeinde. Aber ich erbitte mir eine andere Gunst von Euch, Rabbi! eine Gunst, deren Gewährung mir lieber als Gold und Goldeswerth ist, eine Gunst, deren Gewährung ich als eine besondere unverdiente Gnade betrachten wollte, und die wie ein heilsamer Balsam meinem gramzerwühlten Herzen Linderung brächte, eine Huld, die noch in der letzten Stunde meines Lebens, wie ein himmlischer Cherub, die zermalmende Wucht ungesühnter Schuld, die auf meiner Seele lastet, erleichterte.

Während der Soldat so sprach, hatte sich eine schmerzliche Rührung seiner bemächtigt, das große dunkle Auge ward von Thränen umflort, heiße Zähren flossen über die bleichen Wangen herab, er schluchzte wie ein Kind.

Erstaunt blickte ihn der Rabbi an, die edle Sprache und die Thränen, die den tiefsten Tiefen seiner Seele zu entquellen schienen, erweckten bei dem Rabbi eine ungewöhnliche Theilnahme.

Wenn es in meiner Macht steht, sprach der Rabbi gerührt, werde ich Euren Wunsch erfüllen.

Bevor ich Euch meine Bitte vortrage, begann der Soldat nach einer Pause, ist es nothwendig, Euch, gelehrter Rabbi! meine Lebensgeschichte zu erzählen.

Ich bin der Sohn vermögender jüdischer Eltern, und Polen ist mein

Vaterland. Mein Vater, ein alter Mann, der ſich mit dem Pferdehandel beſchäftigte, wünſchte mich, der Sitte unſeres Landes gemäß, frühzeitig verehelicht. Es ward mir leicht dem väterlichen Willen Folge zu leiſten, denn das ſiebenzehnjährige Mädchen, welches mir beſtimmt wurde, war eben ſo liebenswürdig als tugendhaft. Im erſten Jahre unſerer Ehe ward mir ein Knabe, ganz das Ebenbild ſeiner anbethungswerthen Mutter, geboren. Mein liebes Weib und ich, wir verehrten beide abgöttiſch dieſes herrliche Geſchöpf. So waren mehrere Jahre eines ungeſtörten Friedens verfloſſen. Eines Tages erhielt mein Vater einen ſchwarz geſiegelten Brief, der ihm die Nachricht brachte, daß ſein Bruder, der als armer Knabe die Heimath verlaſſen, als wohlhabender Mann ohne Hinterlaſſung rechtlicher Erben, in Amſterdam geſtorben ſei. Da mein Vater demgemäß der einzige Erbe war, ſo erſchien es nothwendig, in Amſterdam perſönlich zu erſcheinen. Mein Vater war ſchon alt und nicht geeignet, die weite Reiſe zu unternehmen. Da ich ſein einziger Sohn war, mußte ich mich als ſein natürlichſter Vertreter zur Reiſe entſchließen. Ich trennte mich nur ungern von meiner theuern Familie, aber der Nothwendigkeit nachgebend, ſchied ich, ein peinliches Vorgefühl im Herzen, mit den nöthigen Vollmachten verſehen, von meinem Vaterhauſe. Drei Wochen waren unter fortwährenden Mühſeligkeiten verfloſſen, als ich eines Abends in einem, vier Stunden von Amſterdam gelegenen Dorfe anlangte. Es war ſchon ſpät, und ich hätte vor tiefer Nacht die Stadt nicht erreicht; nach einigem Beſinnen beſchloß ich, hier zu übernachten. Dieſer Entſchluß war mir unheilbringend, denn von dieſem Augenblicke an bildet mein Leben nichts als eine unentwirrbare Reihe qualvoller Leiden. O! hätte es dem Allmächtigen gefallen, mich nie dies Haus betreten zu laſſen!

Blickt nicht zurück in die Vergangenheit, ſprach der Rabbi ernſt. Wer zu dem Allmächtigen fleht, er möge Geſchehenes ungeſchehen machen, deſſen Gebet iſt ein vergebliches, lehren unſere Weiſen. Ermannt Euch, erkräftigt Euch, und wendet den freien hoffnungsreichen Blick in die Zukunft.

Nein, nein, rief der Soldat von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, nirgend erblicke ich einen Hoffnungsſtrahl, öde und finſter, wie mein freudeleeres Herz, erſcheint mir auch die Zukunft. Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden und durchſchritt haſtig mehrmals das Zimmer.

Der Rabbi ließ ihn gewähren. Als er ſich von den ſchmerzlichen Erinnerungen, die dieſer Wendepunkt ſeines Lebens in ihm hervorgerufen, erholt hatte, fuhr er in ſeiner Erzählung fort.

Da nächſten Morgen die große Meſſe in Amſterdam beginnen ſollte, und deßhalb das Wirthshaus mit Gäſten überfüllt war, mußte ich mich bequemen, mit einem kleinen Stübchen im letzten Stocke vorlieb zu nehmen, ein Stübchen, welches ſo eng war, daß ich meinen Koffer, der nebſt meinem Reiſegelde, die zur Begründung meines Erbanſpruches nöthigen, gerichtlichen Documente enthielt, nur mit Mühe unterbringen konnte. Ermüdet von der Reiſe, warf ich mich entkleidet auf mein Lager, um mich durch einen er-

quickenden Schlummer für die Erlebniſſe der folgende Tage zu ſtärken. Es mochte wohl Mitternacht geweſen ſein, als ich durch ein wildes Getöſe, durch einen grauenerregenden Wehe- und Hilferuf, aus meinen ſüßen Träumen geweckt wurde. Der wohlthätige Schlaf hatte mir die theuern Bilder meiner Lieben, mein holdes Weib, den zarten Knaben auf dem Arme, und meinen greiſen Vater vorgezaubert; welch' ſchreckliches Erwachen! Als ich an's Fenſter eilte, ſah ich, zu meinem namenloſen Schrecken, das ganze Wirthshaus in Flammen. Mein Leben iſt, wie Ihr hören werdet, reich an außergewöhnlichen Erlebniſſen, aber auch dieſe Scene wird nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden. Einen Augenblick betrachtete ich wie verſteinert, erſtaunt dieſes gräßlich ſchöne Schauſpiel. Mit tauſend gierigen Zungen leckte die Flamme ringsherum. Plötzlich ertönte ein ohrzerreißendes Geklirr, die Fenſter im untern Stockwerke waren zerſprungen, und faſt gleichzeitig entſtieg jedem derſelben eine Rauchſäule, der gleich darauf ein Schlangenheer von Flammen folgte, die mit wilder Haſt die ſichere Beute umſchlangen. Ein Zuruf von der Straße, mich zu retten, erweckte meine Beſinnung, ich eilte zur Thüre, aber beim Öffnen derſelben zog das Flammenmeer in das Zimmerchen, dieſes mit Rauch und Qualm erfüllend. Gleichzeitig hörte ich die praſſelnde Treppe mit einem furchtbaren Gedröhne zuſammenſtürzen. Alſo keine Rettung! Ich eilte zum Fenſter und rief den Leuten auf der Straße zu, mich zu retten. Was ſollte man thun? bevor man Leitern gebracht hätte, wäre ich längſt dem Feuertode erlegen. Schon glaubte ich mich rettungslos verloren, da rief mir eine Stimme von unten zu: Werft Euch herab, wir haben Stroh geſtreut, es wird Euch beim Falle nichts Leides geſchehen. Das Zimmer, worin ich mich noch immer befand, war von einem erſtickenden Qualme erfüllt, die Flammen drangen bis in meine unmittelbarſte Nähe. Mehr der Eingebung eines dunklen Erhaltungstriebes als einem geregelten Plane folgend, ſtürzte ich mich herab und fiel bewußtlos auf das ausgebreitete Stroh.

Als ich zur Beſinnung kam, lag ich in einem reinlichen Bette, in einem freundlichen Zimmer in Amſterdam. Der Menſchenfreund, der mein Leben durch ſeinen Rath gerettet, hatte mich auch, als ich beſinnungslos da lag, in ſeinem Wagen nach Amſterdam bringen, einen Arzt rufen und mir überhaupt die ſorgfältigſte Pflege angedeihen laſſen.

Die Dankbarkeit, die ich gegen meinen Wohlthäter empfand, könnt Ihr, Rabbi! Euch leicht vorſtellen.

Rab. Moſche Tauer, dies war der Name meines gaſtlichen Wirthes, war ein kleiner magerer Mann, deſſen Züge bis auf das rothe Haar und das Schielen des rechten Auges, einen recht wohlwollenden Ausdruck annehmen konnten. Meinen innigen Dank wies er beſcheiden zurück. Ich habe blos die heiligſte der Pflichten erfüllt, und das iſt nicht des Redens werth, ſprach er; jetzt aber, fuhr er fort, laßt mich den Zweck Euerer Reiſe wiſſen, wenn dieſer kein Geheimniß iſt; vielleicht kann ich Euch mit Rath und That dienen.

Ich bin hier in Amſterdam wohl bekannt, und kann mich rühmen, daß mich meine Freunde eben ſo lieben, als die Schlechten, meine Feinde, mich haſſen und verfolgen.

Man verfolgt Euch, guter Mann? rief ich entrüſtet. — Laſſen wir das, entgegnete Rab. Moſche betrübt, und ſprechen wir, wenn es Euch beliebt, von Euren Angelegenheiten.

Ich, entzückt einen ſo würdigen Freund gefunden zu haben, erzählte ihm den Zweck meiner Reiſe und bat ihn inſtändigſt, mich, der ich die holländiſche Gerichtspflege nicht kannte, in meinen Bemühungen zur Erlangung meines Erbguts zu unterſtützen. Der freundliche Rab. Moſche verſprach es. Da mein Koffer verbrannt, und ich dadurch aller Hilfsmittel entblößt war, erbot ſich Rab. Moſche auch, mir das nöthige Geld zur Anſchaffung einer anſtändigen Kleidung und meines Lebensunterhaltes ſo lange vorzuſtrecken, bis ich vom Hauſe Geld, und die zur Begründung meines Rechtsanſpruches nöthigen gerichtlichen Dokumente wieder erhalten hätte; auch ſolle ich bei ihm wohnen. Da mir kein anderer Ausweg blieb, war ich gezwungen, dieſes freundliche Anerbieten anzunehmen.

In Amſterdam ganz fremd, war ich blos auf Rab. Moſches Geſellſchaft angewieſen, der ganz iſolirt von der dortigen Gemeinde zu leben ſchien. Bald erhielt ich von meiner Familie in Beantwortung eines Briefes, Geld und Urkunden. Das Schreiben, welches mir Rab. Moſche übergab, war erbrochen, ein Umſtand, der, wie Rab. Moſche mir erzählte, daher rührte, weil in meinem Vaterlande eine Verſchwörung entdeckt wurde, deren Verzweigungen ſich bis in das Ausland erſtrecken dürften und man dem zu Folge von Seiten der Regierung alle Briefe von und nach Polen öffnen laſſe, um deren Inhalt kennen zu lernen. Mein blindes Zutrauen zu Rab. Moſche ließ keinen Zweifel in mir rege werden; überdies waren Unruhen in meinem Vaterlande nicht ſelten. Blos der Umſtand ſetzte mich in Erſtaunen, daß die von der Regierung erbrochenen Briefe nicht wieder geſiegelt wurden und ſo in die Hände der Empfänger gelangten. Rabbi Moſche empfahl mir auch einen Geſetzkundigen, den er als einen ſtreng rechtlichen für ſeine Klienten ſehr thätigen Mann bezeichnete. — Wider alles Vermuthen aber wurde die einfache Rechtsſache auf eine mir unerklärliche Weiſe verzögert, fortwährend wurden meine Anſprüche von verſchiedenen Seiten beſtritten. Namentlich war es aber ein Weib, welches vorgab, bei meinem ſeligen Onkel als Wirthſchafterin gedient zu haben und durch ihn Mutter zweier Kinder geworden zu ſein, das am hartnäckigſten gegen mich ankämpfte. Obwohl das Gericht vielleicht die vollſte moraliſche Ueberzeugung von der Unwahrheit dieſer Behauptung hatte, da mein Onkel ſich in jeder Beziehung des beſten Rufes erfreut hatte, mußte es dennoch einen Ausgleich anordnen, da dieſe lügenhafte Ausſage durch den Eid zweier Zeugen erhärtet worden war. Da mein Anwalt gegen die Beſcheide der untern Behörden fortwährend recurirte, zu welchem Zwecke er unaufhörlich Geldvorſchüſſe von mir erhob, ſo zog

ſich die Sache in die Länge. Während dieſer Zeit war ich überdies durch einen andern Umſtand ſehr beunruhigt. Alle Briefe, die ich nach Hauſe ſchrieb, blieben nämlich unbeantwortet, und ich war über das Befinden meiner Familie in völliger Unwiſſenheit. So waren zwei Jahre verfloſſen, als die Entſcheidung der oberſten Inſtanz ſich dahin ausſprach, daß die Hinterlaſſenſchaft zwiſchen mir und den vermeintlichen Kindern meines Onkels gleich getheilt werde. Dem Rathe meines Freundes N. Moſche folgend, wählte ich die Pretioſen, welche die Hälfte der Verlaſſenſchaft ausmachten, während dem Weibe und ſeinen Kindern die Baarſchaft zufiel. Als ich nun die Pretioſen meinem Hausherrn zu dem Zwecke übergab, ſie zu verkaufen, und den größtmöglichen Erlös zu erzielen, verſchwand dieſer plötzlich, während er mich unter einem Vorwande außer dem Hauſe beſchäftigt entfernt hielt. Ich war auf eine unerhörte Weiſe betrogen worden, Moſes Tauer war ein niederträchtiger Betrüger. Blos einmal in ſeinem Leben hatte er eine edlere Regung empfunden, und das war damals, als er mich Leblosen freundlich aufnahm. Aber bald bereute er die gute That. Als er aber von mir den Zweck meiner Reiſe vernommen hatte, faßte er ſogleich den Entſchluß, mich um dieſe Erbſchaft zu prellen. Der großartige Gaunerſtreich gelang. Nachdem er mein Vertrauen erſchlichen hatte, mißbrauchte er es auf eine ſchändliche Weiſe. Er erbrach meine Briefe, die, da ich in Amſterdam unbekannt war, unter ſeiner Adreſſe kamen und unterſchlug mir eine große Anzahl derſelben. Weßhalb er dies that, iſt mir unbekannt, da ich den Inhalt dieſer Briefe nie kennen gelernt hatte; zweifelsohne war es zum Gelingen ſeiner Pläne nothwendig. Der Anwalt, den er mir empfohlen hatte, war ein abgefeimter Spitzbube, der mit ihm unter einer Decke ſpielte. Das Weib mit den beiden Kindern war ebenfalls von Moſes Tauer zu dem Zweck gedungen worden, um die eine Hälfte meines Erbgutes mit unfehlbarer Gewißheit zu erhaſchen, und er und der Anwalt theilten ſich darin, während die Betrügerin ſich mit einer kleinen Summe begnügen mußte. Die beiden falſchen Zeugen, welche die lügenhafte Ausſage eidlich bekräftigten, waren: Moſes Tauer und mein Anwalt.

Ich war ſchrecklich betrogen worden! Der bittere Schmerz getäuſchten Vertrauens durchzog mein Herz und ein furchtbarer Argwohn gegen alle Menſchen lagerte ſich wie eine finſtere Wolke um meine Seele. Plötzlich erwachte auch eine bisher nie gefühlte Sehnſucht nach der Heimath in mir. Die Bilder meiner Theuern ſchwebten in unendlich ſüßer Wehmuth vor meinem geiſtigen Auge, ein nie geahnter Trieb ſpornte mich zur Rückkehr in mein Vaterland. Ich habe es ſchon erwähnt, ich war mißtrauiſch gegen Alle, gegen Alles geworden.

An die heilige Erinnerung an mein Weib hatte ſich bald der herbe Zweifel, der nagende Wurm der Eiferſucht geheftet. Mein Weib war jung und ſchön. War der Engel rein geblieben? ich war fern, ohne Nachricht von ihr, vielleicht war auch zu ihr keine Kunde, kein Schreiben von mir

gelangt, vielleicht hält ſie mich für todt, vielleicht ſchrieb ſie mir deshalb nicht, weil ich ihr gleichgiltig geworden, und ſie in den Freuden einer verbrecheriſchen Liebe ihre Pflichten vergeſſen hatte! Ich glaubte wahnſinnig zu werden bei dieſem Gedanken. — Lebt mein alter guter Vater noch? frug ich mich dann; ich hatte ihn als Greis verlaſſen, werde ich ihn je in dieſem Leben wiederſehen? — Ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, nicht eher abgereiſt zu ſein. Zufällig hatte mir der Schurke Tauer noch ſo viel Geld gelaſſen, daß ich mich zu einer ſchnellen Abreiſe rüſten konnte. Wie von böſen Geiſtern verfolgt, durcheilte ich Länder und Staaten; je näher ich meinem Vaterlande kam, deſto unruhiger, deſto ungeduldiger war ich geworden. — Es war eine ſchöne Winternacht, als ich in mein väterliches Dorf, das an der Gränze liegt, anlangte. Ich hatte die Pferde zur größten Eile angeſpornt. Im wüthenden Vorüberjagen hatte ich wohl manche Veränderung bemerkt, aber man wird es bei dem Seelenzuſtande, in welchem ich mich befand, leicht erklärlich finden, wenn ich in dieſem Augenblicke kein ſcharfer Beobachter war. Ich hielt vor meinem Hauſe, das Herz ſchlug mir in der Bruſt, als ſollte es zerſpringen. Plötzlich erblickte ich die Thüre meines Hauſes geöffnet, nach Mitternacht geöffnet; und doch war es dunkel in allen Zimmern. War es Fahrläſſigkeit des Geſindes; oder, ſchrecklicher Gedanke! war die Thüre dem Geliebten meines Weibes geöffnet worden? Dieſer Gedanke, deſſen Keim ſchon lange in meinem Buſen lag, durchzuckte mit einem hölliſchen Feuer meine Seele, ich fühlte, wie alles Blut in mir, einer aufſteigenden Feuerſäule gleich, ſich nach dem Kopfe drängte. Die Pulſe klopften in einer mehr als wahnſinnigen Aufregung! Alle meine Gedanken wichen entſetzt vor dieſer gräßlichen Angſt, der Gedanke an mein Kind, an meinen greiſen Vater, an Alles!

Jetzt kann ich mir Ueberzeugung verſchaffen, jetzt oder nie, ſprach ich leiſe; — hat mich mein Weib verrathen? — O! rief ich, indem die unbeſiegbare Liebe mit vollſter Kraft in meinem Buſen hervorbrach, nein! nein! nein! es kann nicht ſein, ſie muß mir treu ſein, ſie muß rein ſein, wenn ich nicht an den Engeln um Gottes Thron zweifeln ſollte! Langſam wie die lauernde Hyäne, die Hand an den Dolch gelegt, den ich, ſeitdem Mißtrauen gegen die Menſchen mich erfüllt hatte, ſtets am Leibe trug, durchſchritt ich die mir bekannten Treppen und Gänge; ich war an der Thüre, die in das Schlafzimmer meines Weibes führte, — ein Druck an der Klinke, und die Thüre war geöffnet, ich trat ein, die Qualen der Hölle und die Wonnen des Paradieſes in meinem Herzen. Ich horchte — ich hörte nichts als den ruhigen milden Athemzug meines Weibes. O! rief ich Glücklicher! ſo kann nur die Schuldloſe ſchlafen, ſie iſt rein, rein wie der Cherub an der Pforte des Himmels! Gerührt erhob ich meinen thränenfeuchten Blick zum Himmel, der Dolch entſank meinen bebenden Händen, dem vollſten Zuge meines Herzens folgend, ſtürzte ich auf ihr Bett, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre roſigen Lippen. In dieſem langen Kuſſe

ſog ich alle paradieſiſchen Wonnen in gierigen Zügen ein, ich war reichlich entſchädigt für die Leiden der Vergangenheit, ich war bei meinem Weibe. Es war der ſchönſte Augenblick meines Lebens, o! daß er auch der kürzeſte ſein mußte!

Bei dieſen Worten ſtützte der Soldat, der Wucht der Erinnerung unterliegend, ſein Haupt auf beide Hände und ſchluchzte laut; nachdem er ſich geſammelt hatte, fuhr er fort:

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre des anſtoßenden Gemachs; ein Haufe bewaffneter Männer, von denen einige Fackeln trugen, drang in das Zimmer. An der Spitze desſelben ſtand ein Mann von athletiſchem Baue und mit vor Wuth verzerrten Zügen.

Hab' ich dich, Räuber meiner Ehre, ehebrecheriſcher Schurke! rief er, mich mit einem Schlage zu Boden werfend; ſtirb, Hund!

Beim Scheine der Fackeln erkannte ich, daß das ſchöne junge Weib nicht mein Weib ſei. Die Seele des gekränkten Ehemanns war alſo von all' den Qualen erfüllt, denen meine Seele noch vor Kurzem preisgegeben war. Ich fühlte es, ich hatte keine Gnade zu erwarten. Der Wüthende hätte mich gleich mit ſeinem Schwerte durchbohrt, wäre ihm nicht ein anderer kräftig in den Arm gefallen.

Halt, Stanislaus! das leid' ich nicht; ſiehſt du denn nicht, daß der Verruchte ein Jude iſt? — das Schwert eines Zborowſki iſt zu gut, um dem Leben eines elenden Juden den Garaus zu machen. Laß' ihn deinen Hunden vorwerfen, laß ihn verhungern, mach' mit ihm was du willſt, aber du, du ſelbſt darfſt ihn nicht tödten.

Wie gut er ſich vorgeſehen hat, bemerkte ein anderer, mit einem ſcharfen Dolche; ei ſeht doch!

Das todtenbleiche Weib, das, bisher zweifelsohne im Bewußtſein ihrer Schuld zitternd, geſchwiegen hatte, erhob jetzt ihre Stimme:

O! Stanislaus! rief ſie, kannſt du's glauben, daß ich einen Juden liebe? ich, fürſtlichem Stamme entſproſſen, die Gemahlin Stanislaus von Zborowſki? und kömmt man mit Dolchen zu ſeiner Geliebten?

Die Schlange blickte ihren Gemahl mit dem ganzen feuchten Glanze ihres polniſchen Feuerauges an — er glaubte ihr, und ſie war gerettet.

Ich glaubte ſchwer zu träumen; endlich, als ich mich gefaßt hatte, ſprach ich:

Haltet Euer Urtheil zurück, edle Herren! bis ich geredet. Unter den Kriegern, denn ſolche waren die Männer, befand ſich ein Greis, dieſer ſprach: Wir wollen zuerſt hören!

Zborowſki bezwang ſeine Ungeduld und ſchwieg.

Bevor ich aber in meiner Erzählung fortfahre, iſt es nothwendig, Euch, edler Rabbi! den wahren Zuſammenhang zu erklären. Als ich Polen verließ, regierte nach dem Abſterben des jagelloniſchen Hauſes, der franzöſiſche Heinrich von Anjou. Als er nach dem Tode ſeines Bruders den franzöſi-

schen Thron bestieg, mußte er der polnischen Krone entsagen, und die Nation daher zu einer neuen Wahl schreiten. In Amsterdam erfuhr ich von diesen wichtigen Veränderungen in meinem Vaterlande nichts; ich war mit meinen Privatangelegenheiten beschäftigt, lebte nur in Tauers Gesellschaft, und erhielt vom Hause keine Briefe.

Nach einer neunzehn monatlichen Debatte theilte sich die Nation in zwei Parteien, und den 14. December des Jahres 1576 wurde Kaiser Maximilian der Zweite vom Kanzler des Reichs zum König in Polen ausgerufen, während Graf Zamoisky von dem hohen Adel und der Geistlichkeit unterstützt, den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathori, zum Herrscher wählte. Nun entstand ein heftiger Bürgerkrieg. Mein Geburtsort, an der Gränze des Landes gelegen, war zweimal Gegenstand eines heißen Kampfes gewesen. Die Häuser waren zerstört, die Bewohner gefangen weggeführt worden. Eben jetzt war das Dorf im Besitz der kaiserlichen Partei, und da mein Haus zufällig der allgemeinen Verwüstung entgangen war, hatte Stanislaus von Zborowski, der Anführer einer Kriegerschaar, es zu seinem Wohnhause gewählt.

Ihr könnt Euch denken, edler Rabbi! daß, da alle Einwohner des Dorfes vertrieben waren, und ich mich daher auf keinen berufen konnte, es mir schwer ward, meine Unschuld zu beweisen. Meiner Erzählung, die in der That unter solchen Umständen fast mährchenhaft erschien, wurde kein Glauben beigemessen, und nach einigem Ueberlegen wurde auf den Rath des alten Kriegers, der einen großen Einfluß auf die andern auszuüben schien, beschlossen, mich dem nächsten kaiserlichen Gerichte zu übergeben.

Bei Anbruch des Tages wurde ich in einem geschlossenen Wagen in die nächste Stadt geführt und ehe zwei Stunden vergingen, war mir das Urtheil gesprochen, um Mitternacht zur selben Stunde, als ich die Frevelthat versucht haben sollte, mit dem Beile, durch Henkers Hand, vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Den ganzen Tag verbrachte ich in meinem Gefängnisse im stillen Gebete. Ich sollte also aus dem Leben scheiden, ohne den Meinen Lebewohl gesagt zu haben, ich sollte sie nie wiedersehen! Ich hätte mit wonnigem Entzücken mein Leben ausgehaucht, wäre es mir nur einmal noch, nur ein einziges Mal vergönnt gewesen, mein Weib und mein Kind, diese beiden himmlischen Wesen, zu sehen und zu küssen; und meinen greisen Vater, dessen einziger Sohn, dessen einzige Stütze ich war. Um Mitternacht öffnete man die Pforte meines Kerkers, und brachte mich durch einen verschlossenen Gang in einen großen Saal. Dieser war mit schwarzen Tapeten behängt, und an der, der Thür gegenüberstehenden Wand hing ein großes Crucifix. An dem obern Ende des Saales stand ein halbrunder Tisch, an welchem sieben schwarzgekleidete Männer saßen. Rechts und links befanden sich zwei Nischen, welche durch Vorhänge verdeckt waren. Bei meinem Eintritte erhob sich der Vorsitzende und sprach:

Ihr ſeid zum Tode verurtheilt, weil Ihr bei verſuchtem gewaltſamen Ehebruche mit einem Chriſtenweibe betreten wurdet.

Bei dieſen Worten wurde auf ſeinen Wink der ſchwarze Vorhang der linken Niſche in die Höhe gezogen, ich erblickte ein einfaches Gerüſt und drei Männer in bluthrothen Wämſern, den Scharfrichter und ſeine Knechte. Bei dem Anblicke des blanken Beils, das der Henker geſchwungen hatte, entfuhr meiner gepreßten Bruſt ein lauter Schrei. In dieſem Augenblicke trat die ganze Vergangenheit nochmals in den lebhafteſten Farben vor meine Seele. Mein Tod erſchreckte mich nicht; wäre ich allein geſtanden in der weiten Welt, ich hätte nicht gezagt, ich hätte dem Tode ruhig in's Auge geblickt; aber der Trennungsſchmerz, das Scheiden von meinen Lieben, deren Schickſal ich nicht kannte, und die vielleicht, in einem fernen Winkel der Erde bedrückt und getreten, noch ſtets des rettenden Helfers, des Sohnes, des Gatten, des Vaters harrten, das Scheiden in der bangen Ungewißheit, das war es, was mit tauſend Stichen qualvoll meine Seele zerriß.

Edle Herren und geſtrenge Richter! begann ich mit bebender Stimme, möge es mir geſtattet ſein, noch einige Worte zu ſprechen. Verleiht mir ein gnädiges Gehör, und der Allgerechte wird auch Euch einſt hören, wenn Ihr vor den Stufen ſeines unendlichen Thrones zur Rechenſchaft gezogen werdet. Ich ſchwöre es nochmals hier im Angeſichte des Todes, den ich, wenn es Gottes geheiligter Wille iſt, durch Euren Richterſpruch in kurzer Zeit werde erleiden müſſen, ich ſchwöre es bei dem geheiligten Namen Gottes, und in der Stunde des Sterbens iſt man kein Meineidiger, ich bin unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man mich beſchuldigt. Lüge ich, ſo möge ich, und mein Vater, mein Weib und mein Kind, drei Weſen, für deren Wohlergehen ich täglich die Qualen der Hölle erdulden wollte, nie des jenſeitigen Lebens theilhaftig werden — Amen. Ich hatte den glühenden Blick auf meine Richter geworfen, mir ſchien es, als wären ſie bewegt. Ich wollte den günſtigen Augenblick benützen und fuhr daher fort:

Bedenkt es nochmals, Ihr Herren! bevor Ihr ſchuldloſes Blut vergießt! Ich flehe nicht um meinetwillen, aber ich habe einen greiſen Vater, ein edles Weib, ein holdes Kind; auch Ihr, edle Herrn! habt daheim Väter, Weiber, Kinder, auch Ihr, edle Herren! könnt es fühlen, was ich in dieſem Augenblicke empfinden muß. — Schenkt mir das Leben, ich will's als eine Gnade, als eine Huld betrachten, obwohl es nur Recht iſt; ich will mein Leben neu aus Euren Händen empfangen, und mein Weib und mein Kind werden betend ihre Hände für Euer Wohlergehen zum Himmel erheben, und wenn Engel flehen, erhört der gute Gott! o! ſprecht es aus das ſchöne Wort: du biſt frei! und die Engel im Himmel werden Wonnethränen weinen, um meines Weibes, um meines Kindes willen! Die Richter ſprachen leiſe mit einander. Nach einer kurzen Pauſe, die mir eine Ewigkeit zu ſein ſchien, erhob ſich der Vorſitzende und ſprach:

Das Urtheil des Juden Iſak Solan — ſo war mein Name — iſt gefällt

und bestätigt, und keine irdische Macht kann es mehr ändern! Jedoch haben wir in Anbetracht deiner Jugend beschlossen, dir ein Mittel zu bieten, wie du dein Leben retten kannst. Der Jude Isak Solan ist zum Tode verurtheilt. Wirfst du dich reumüthig in den Schooß der allein seligmachenden katholischen Kirche, so bist du Christ, und der Jude Isak Solan hat aufgehört zu sein. In dem Augenblicke, wo du die Taufe empfängst, wirst du wie neugeboren, deine Vergangenheit fällt der Vergessenheit anheim, und Ehre, Reichthum und Glück erwarten dich. Bei diesen Worten des Richters wurde der rothsammtene Vorhang der andern Nische in die Höhe gezogen. Ich erblickte eine Kapelle, bei dem reichgeschmückten Altare erwartete mich ein Priester mit dem Taufbecken. Ich blieb wie versteinert stehen. Trotz meiner maßlosen Verwirrung konnte ich doch erkennen, daß man mein Flehen vorausgesehen, und es voraus bestimmt gewesen war, mir die Taufe als Rettungsmittel anzubieten.

Edle Herren! begann ich, wenn Ihr gut und gnädig seid, schenkt mir mein Leben, ohne mir meinen Glauben rauben zu wollen. Macht nicht die Gnade werthlos durch die Bedingung. Sagt, kann ich, kann ein Mensch seinen Glauben, seine Ueberzeugung willkührlich ändern? Kann ich zu der Vergangenheit, denn jedem Juden gehört die ganze Vergangenheit und ihre Leiden, kann ich zu meinem Glauben, der wie ein flammender Sinai mein Herz durchzieht, kann ich zu ihm sagen: weiche aus meiner Brust dem neuen fremden Gaste? Würdet Ihr, edle Herren! des Lebens halber, würdet Ihr des Beils, des Scheiterhaufens halber, die Ueberzeugung von Euch werfen, die Euch und Euren Vätern, wahr und werth war? — Das Christenthum zählt Millionen von Bekennern, Kaiser, Könige und Fürsten beugen ihr Knie verehrend vor seinen Strahlen, was kann Euch daran liegen, ob ein verächtlicher Jude ihm oder seinem Glauben huldige? O! sprecht Ihr für mich, edler Priester! denn Euer Auge blickt mild und freundlich wie das meines Vaters, der sterbend einst dem Sohne fluchte, der seiner Väter Glauben verließ!

Der Priester antwortete mir in Worten, die, obwohl sie aus dem Herzen kamen, doch nicht den Weg zu dem meinigen fanden.

Nachdem er gesehen hatte, daß seine Worte fruchtlos waren, sprach er zu meinen Richtern einige Worte in lateinischer Sprache. Es schien mir, als vereinigte er seine Bitten mit den meinigen. Ihr könnt Euch nicht denken, welchen tiefen, unbeschreiblich wohlthätigen Eindruck diese Handlungsweise, unter solchen Umständen, in mir hervorrief. — Einige schienen bewegt, und wäre das einmal ausgesprochene Urtheil, aus mir unbekannten Gesetzesgründen, nicht unumstöslich gewesen, man hätte mir vielleicht als Jude mein Leben geschenkt. Nach einer kurzen, aber lebhaften Unterredung, die ebenfalls in lateinischer Sprache geführt wurde, erhob sich der Vorsitzende und sprach zu mir: Das einmal gefällte Urtheil des peinlichen Gerichtshofes kann nicht umgestoßen werden, um so weniger, als du für die Wahrheit deiner Aussage keine Zeugen anzuführen vermagst, und der Eid eines zum Tode Ver-

urtheilten, keine Beglaubigung findet. Der Jude Isak Solan muß sterben. Trittst du aber zu dem Christenthume über, so rettest du deinen Leib und deine Seele, und von dem Augenblicke an ist das Urtheil null und nichtig. Jetzt entschließe dich.

So will ich sterben, sprach ich tonlos.

Der Henker und die Schergen traten an mich heran, entblößten meinen Hals, den ich auf den Block legte.

In diesem furchtbaren Augenblicke, wo mir das Herz fast aufgehört hatte zu schlagen, erfaßte mich nochmals mächtig der Gedanke an meine Familie, dieser unverlöschliche Gedanke, der wie eine Feuersäule mir stets in der Wüste meines Lebens vorgeschwebt war. Zugleich überkamen mich schreckliche bisher nie gekannte Zweifel an die Gerechtigkeit der Vorsehung. Ich sollte sterben. Was hatte ich verbrochen? Noch war ich rein, noch konnte ich ruhig auf mein verflossenes Leben zurückblicken!

Noch einmal wandte sich der Vorsitzende des Gerichts an mich und sprach:

Bedenke es noch einmal, das letzte Mal, dein Leben ist in deiner Hand!

Ein furchtbar dämonischer Kampf entstand in meiner Brust. — Ich gehörte mehr dem Tode als dem Leben an. Nicht fähig, der mächtigen magischen Erinnerung an meine Lieben Widerstand zu leisten, erlag ich, und weinend floh der verstoßene Engel des Glaubens aus meinem Herzen. Ich ward getauft, ich ward Christ. Während des Taufaktes war ich ohnmächtig geworden. Man brachte mich in diesem Zustand in ein schönes Zimmer.

Des andern Morgens wurde mir bedeutet, daß ich, um den Nachstellungen des mächtigen beleidigten Edelmannes zu entgehen, mein Vaterland sogleich verlassen müsse, und daß ich unter starker Bedeckung nach Böhmen reisen werde.

Als ich hierauf entgegnete, ich wolle zu meiner Familie, ich habe meinen Glauben nur ihretwillen geopfert, antwortete man mir, die Taufe hätte jedes frühere Band zerrissen, — und eine jede Begegnung mit meinen Verwandten sei unmöglich.

Meine Ohnmacht fühlend, mußte ich mich in den bereit gehaltenen Reisewagen setzen, und fuhr, von einem Trupp Soldaten escortirt, Verzweiflung im Herzen, nach Böhmen.

Hier wurde ich einem Truppenkörper einverleibt, und man versicherte mich, daß hochgestellte Personen sich für mein Wohl interessiren.

Vier Wochen nach meiner Ankunft ward ich schon zum Korporal erhoben. Es muß dies eine göttliche Fügung gewesen sein, denn es war an jenem Tage, wo sich der bekannte Unfall ereignete.

Ich bin nun Christ und erfülle getreulich die Gebote meiner neuen Religion, um die ungeheure Kluft in meinem schmerzzerrissenen Herzen auszufüllen. Wäre ich Christ geboren, ich fühlte gewiß bei einem Glaubenswechsel denselben wahnsinnigen Schmerz, der mich jetzt durchzuckt; denn der

Mensch kann nur in seinem angeerbten Glauben, in der Religion seiner Väter glücklich werden. Ich bin unglücklich, sehr unglücklich.

Erlaubt mir nun, Rabbi! als Dank für den der hiesigen Gemeinde, etwa geleisteten Dienst, folgende Bitte auszusprechen. Da ich als Jude für die Gemeinde Israel abgestorben bin, mögt Ihr verordnen, daß für ewige Zeiten, am Vorabende des Jom Kipurs, die Unglücksnacht, in der ich das Weltenlicht erblickte, für mich in der Altneusynagoge ein Kadischgebet abgehalten werde.

In vollster Erwartung blickte der Soldat in das Gesicht des Rabbis.

Die Bitte sei Euch gewährt, sprach dieser. Vielleicht ist es im unerforschlichen Rathschluße der Vorsehung beschlossen, Ihr sollt noch Euren ehemaligen Glaubensbrüdern Schutz und Schirm vor ungerechter Bedrückung gewähren. Die einzige Bedingung, die ich an die Gewährung Eurer Bitte knüpfe, ist die, daß Ihr, wenn Euch die göttliche Fügung, Macht und Ansehen verleihen sollte, es nie unterlassen mögt, die hohe Pflicht der Menschenliebe, dieses erhabene Band, welches gemeinsam den Glauben Euerer Väter und den Eurigen durchzieht, im vollsten Maße auszuüben.

Habt Dank, tausend Dank, edler Rabbi! rief der Soldat; möge Gott Euch diese Wohlthat lohnen. Als er nun weggehen wollte, flehte er mit erstickter Stimme den Rabbi um seinen Segen. Dieser legte die Hand auf sein Haupt, und sprach nur die Worte:

Der Allgerechte ist auch allerbarmend.

Es mochten wohl mehr als fünfzig Jahre verflossen sein, Rab. Mordechai und sein Weib waren schon längst gestorben, auch der würdige Raf war heimgegangen zu seinen Vätern, und als sein Nachfolger saß sein Sohn auf dem prager Rabbinerstuhle, als der Raf, Moze Jomkipur*), da er die Synagoge verließ, von einem Manne angesprochen wurde. Erlaubt, sprach der Fremde, daß ich Euch in Euere Wohnung begleite.

Als die beiden in der Wohnung des Rafs angelangt waren, hatte dieser, nun auch ein Greis von 80 Jahren, Gelegenheit, den Fremden näher zu betrachten. Die ganze Gestalt des greisen Kriegers, denn ein solcher war es, war in einen Mantel gehüllt. Die dunklen Feueraugen waren von der Macht des Alters nicht gebrochen, ein milchweißer Schnurbart überschattete die Lippen, welche stets ein schmerzhafter Zug umschwebte. Die Silberlocken verdeckten nur theilweise die Säbelhiebe an der hohen Stirn.

Ich möchte gerne mit Euch allein sein, Rabbi! sprach der Fremde. Als sich die andern entfernt hatten, warf er den Mantel ab, und vor dem erstaunten Rabbi stand ein General der ungarischen Cavallerie, dessen Brust mit Ordensbändern und Sternen übersäet war.

Erfurchtsvoll erhob sich der Raf von seinem Sitze.

*) Dem Abende nach dem Versöhnungstage.

Bleibt, edler Rabbi! sprach der Fremde. Ihr kennt mich nicht mehr, es wundert mich nicht; es sind schon mehr als 50 Jahre, wir waren damals noch beide, junge Männer, als ich bei Eurem seligen Vater war, und ich mag mich seit jener Zeit wohl bedeutend verändert haben. Ich bin der Korporal, der in den aseres jeme hatschuwa,*) des Jahres 1577 die Wache in der Judenstadt befehligte, und dadurch in den Stand gesetzt war, die hiesige Gemeinde vor unverdientem Unheil zu bewahren.

Ich erinnere mich dieser Begebenheit um so lebhafter, sprach der Rabbi, als mein Vater, sein Andenken sei gesegnet, mir noch auf dem Todtenbette das Kadischgebet am Col-nidre auf das strengste empfahl, und mir dabei Eure Lebensgeschichte, die er bisher niemanden, selbst mir nicht, mitgetheilt hatte, erzählt.

Der edle Mann! sprach der General gerührt. Wenn es Euch interessirt, Rabbi! so will ich Euch den weitern Verlauf meines Lebens erzählen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte der Rabbi den Worten des Generals.

Euer würdiger Vater hatte mir gesagt: Vielleicht ist es in dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung beschlossen, daß Ihr einst Eueren ehemaligen Glaubensbrüdern Schutz vor ungerechter Bedrückung gewähren sollt. Von diesem Augenblicke an, schien seine Prophezeihung in Erfüllung zu gehen. Die hochgestellten Männer, die mich zur Taufe veranlaßt hatten, ließen mich keinen Augenblick außer Acht, und zweifelsohne habe ich es nur ihren Bestrebungen zu danken, daß ich in zwei Jahren zum Offizier befördert wurde. In dieser neuen Stellung war es mir möglich, mich nach den Meinen zu erkundigen, und ich erhielt die erschütternde Kunde, mein Vater wäre gebrochenen Herzens gestorben, mein schutzloses Weib und ihr Kind hätten in Hunger und Elend ihr Leben verhaucht.

Es ist nunmehr schon ein halbes Jahrhundert, sprach der General, und Thränen erstickten seine Stimme, ein halbes Jahrhundert und noch ist die klaffende Wunde meines Herzens nicht vernarbt, noch bedeckt nicht das wuchernde Moos der Vergessenheit die gähnende Kluft meines Busens.

Am Tage dieser Schreckensbotschaft erhielten wir die Nachricht, es sei Krieg ausgebrochen. Unser Regiment sollte den blutigen Reigen eröffnen, man führte uns gegen den Feind, gegen die Rebellen. Verzweiflung in der Seele, focht ich wie ein Wüthender, ich stürzte den feindlichen Kanonen entgegen, ganze Reihen sanken nieder, wir wateten bis an den Knieen in warmem Blut, ich allein blieb unberührt. Kugeln pfiffen um mich herum, tödteten mein Pferd, — ich blieb, wie durch ein Kainszeichen geschützt, unberührt. Mein Fähnlein, durch meine scheinbare Tollkühnheit angefeuert, folgte mir, der Sieg war unser. Ich suchte den Tod und fand Ruhm. Ich flog von Stufe zu Stufe und schon 1602 wurde ich beim Sturm von Ofen, auf den eroberten Schanzen, Obrist meines Regiments. Ich focht nun bald

*) Die zehn Bußtage zwischen dem Neujahrfeste und dem Versöhnungstage.

in Ungarn, bald in Deutschland, bald in Böhmen. Das Glück war meinen Waffen günstig. Geburt und Rang wurden in der Armee nicht berücksichtigt, ein tüchtiger Arm, ein heller Kopf, das war es, was man brauchte, und so ward ich das, was ich jetzt bin, General-Lieutenant seiner apostolischen Majestät, meines gnädigen Herrn und Kaisers Ferdinand, und Feldherr der Croaten, Panduren und der gesammten ungarischen Reiterei. — Das schwarze Meer und der Belt haben die siegenden Fahnen meiner Regimenter gesehen, Deutschland nennt meinen Namen unter den Tapfersten; aber nicht mein Muth, meine Verzweiflung gewann Schlachten, eroberte Städte und Länder. Das wildeste Getümmel der Schlacht, der Donnerruf der Kanonen konnte den Aufschrei in meinem Innern nicht übertäuben. Auch die Worte Eures Vaters, der mir befahl, menschlich zu sein, hatte ich nie vergessen. Viele Menschenleben habe ich gerettet; Katholiken, Protestanten, Juden und Osmanen, Deutsche, Schweden, Spanier, Wallonen, jedes Menschenleben war mir gleich heilig.

Ich bin nun ergraut im Kriege, und schon vor einiger Zeit wollte ich mein Schwert meinem Kaiser zu Füßen legen; aber die Pflicht der Dankbarkeit hielt mich zurück. Ferdinand hatte mich mit Huld und Gnade überhäuft, und ich sollte ihn zur Zeit der Noth verlassen?! Tilli war ergraut und sein Stern im Sinken. Wallenstein war, seit dem Reichstage zu Regensburg, aus dem kaiserlichen Dienste entlassen, Pappenheim wohl tapfer, aber jung und unerfahren. Jetzt aber, da Friedland's Kriegessonne mit neuem Glanze auf dem blutigen Schauplatz leuchtet, ist mein greiser müder Arm entbehrlich. Ich komme von Wien, ich habe meinem Fürsten die Hand geküßt und um meine Entlassung gebeten. Er hat mir das da umgehängt — er wies auf ein Ordenskreuz, das an seiner Brust hing — und mich seiner fortwährenden Gnade versichert. Ich gehe nach Polen, um dort mein reichbewegtes Leben auf den Gräbern meiner Lieben zu beschließen. Riß mich das Leben aus ihrer Mitte, möge der Tod uns wieder vereinigen. — Gestern war ich in der Altneuschnagoge, und habe gesehen, wie Euer Vater sein Versprechen getreulich bis über den Tod hinaus gehalten. Erlaubt mir nun Euch zu bitten, diese Geldrollen an die Armen und Bedürftigen Euerer Gemeinde, welche durch die harten Kriegszeiten viel gelitten hat, zu vertheilen. — Meinen Kriegernamen werdet Ihr wohl errathen haben, möge er nie über Eure Lippen kommen. Ich entäußere mich alles Prunkes und Glanzes, und will ungekannt in meiner Heimath den Tod erwarten, der wohl nicht mehr lange säumen wird, zu kommen. Und nun, edler Rabbi! lebt wohl, schließt mich in Euer Gebet ein, und möge man nie den Kadisch vor Col-nidre vergessen.

Verlaßt Euch darauf, sprach der Rabbi, so lange die prager Gemeinde, und die Altneuschnagoge, Gott erhalte beide, bestehen wird, wird dies Gebet für Euer Seelenheil abgehalten werden.

Nun, so scheide ich getröstet und erhoben.

Sie drückten sich gerührt die Hände, und Thränen entquollen den Augen der beiden Greise. Fast willenlos sanken sie einander in die Arme, und küßten sich, der Rabbi und der Feldherr!

Endlich entriß sich der General schluchzend der Umarmung, hüllte sich in seinen Mantel und ging. Seit der Zeit hatte der Rabbi nichts von ihm vernommen.

Die Mitwelt konnte sich das plötzliche Verschwinden eines großen Feldherrn jener Zeit von dem Kriegsschauplatze nicht erklären; blos der prager Rabbi mußte, daß nur sein Name gestorben.

Das Versprechen des Rabbi wurde getreulich erfüllt, und noch jetzt wird in der Altneuschnagoge vor dem Beginne des Col-nidre ein Kadischgebet verrichtet. Den Wenigsten ist die Ursache dieses Gebrauches bekannt.

S. K.

Bildad,

der reisende Heilkünstler.

Nach dem Hebräischen von Dr. **M. Letteris.**

Die aufgehende Sonne, die durch die Fenster des marmornen Pallastes dem Länderbeherrscher, dem Gott der Erde, den Morgengruß heiter und strahlend zuwinkt, wie sie in niedere Hütten, Sorgen verscheuchend, dringt, blickte an einem schönen Frühlingsmorgen auch durch das Gitter eines Gefängnisses, und warf ihre belebenden erquickenden Strahlen auf ein blasses, ernstes Angesicht.

Es war der Mundschenk des gewaltigen Pharao, Egyptens unumschränkten Herrschers, der nachdenkend auf seinem ärmlichen Lager saß, auf welchem er unruhige Nächte zuzubringen pflegte. Eine Wolke des Kummers lag auf seinem blassen Gesichte, und sein Blick starrte vor sich hin, auf einen Punkt geheftet, wie sein inneres Auge auf *einen* Gedanken gerichtet war, der seine ganze Denkkraft beschäftigte.

Sein hohes Amt, die königliche Gunst, die er durch ein leichtes Vergehen eingebüßt, brachte ihn in diesen finstern Kerker. Das Grämen und Brüten über sein Mißgeschick, die Furcht vor einem schmählichen Tode, den der hartherzige Tyrann über ihn, als Folge seines Vergehens, verhängen könnte, erzeugten oft in seinem erhitzten Gehirn Schreckgebilde, die auch des Nachts in düstern Zauberschleiern der Träume gehüllt, Leben und Dasein

gewannen, um ihn zu ängstigen und ihm die erquickende Ruhe des Schlafes — die einzige Labung, die der Unglückliche ungehindert in's Elend mit sich nehmen darf — zu rauben. Unter solche Schreckbilder der Selbstqual mischte sich von Zeit zu Zeit auch eine heitere Erscheinung, ihm ein Bild aus früherer Zeit, aus den Tagen des Glückes und eine tröstliche frohe Zukunft spiegelnd.

So einen Traum, die fröhlichen Züge seiner Hoffnungen im Gesichte, sah der königliche Mundschenk in der eben entschwundenen Nacht. So labend ihn dieses Traumbild während des Schlummers erquickte, so traurig faßte ihn beim Erwachen die traurige Gegenwart mit ihrer gewissen Noth.

Er sah sich nämlich im Traume wieder im königlichen Gemache beim frohen Mahle, zur Seite des mächtigen Herrschers. Er reichte ihm wieder den goldenen Pokal, in welchen er eben das Traubenblut dreier goldener Reben gedrückt — und der König nahm mit versöhntem lächelndem Gesichte den kredenzten Becher, des flüssigen Goldes voll, aus seiner Hand. —

Auch der Oberbäcker des Königs, aus einem ähnlichen Vergehen sein Kerkergenoß, sah in derselben Nacht eine Erscheinung, seinem Lebensberufe und seinen Hoffnungen entnommen, wie es die heilige Schrift berichtet*). Beide königliche Diener saßen da, die Vergangenheit und Zukunft bedenkend, von Furcht und Hoffnung bewegt.

Wie sie so nachdenkend da saßen, trat Joseph ein, dem ein Traum seiner Kindheit den Todeshaß seiner Brüder und den Verlust seiner Jugendfreuden, seiner Heimat und seiner Freiheit verursachte — und jetzt den zwei hohen Hofbeamten aufzuwarten hatte. Er erkundigte sich nach der Ursache ihrer stillen Trauer, die er an ihnen bis zur Zeit nicht bemerkte. Da nahm der königliche Mundschenk das Wort und sprach: „Wir hatten beide diese Nacht seltsame Träume, die uns Bilder aus unserem Leben vorspiegelten. Es fehlt uns aber ein Traumdeuter, der uns die dunkle Himmelsschrift deuten könnte. Ersuche doch in unserem Namen den Kerkermeister, der dir gewogen, daß er nach einem der königlichen Astrologen und Hieroglyphen-Kundigen sende, damit dieser uns der peinigenden Ungewißheit entziehe und den geheimen Willen der Götter enträthsele."

Joseph erwiederte darauf: „Es bedarf wohl keines Magiers oder Sternkundigen, um dieses nächtliche Geheimniß zu entwirren. Vom Ewigen kommt die Deutung des Lebens, wie auch des Traumes, dem Lebens-Schatten zu vergleichen. Erzählet mir euren Traum, ich will versuchen, euch des Himmels geheimnißvolle Kunde nach meinen schwachen Kräften zu deuten."

Da fuhr ihn der königliche Mundschenk zornig an: „Willst du unserer spotten? Woher kam dir, dem Niedriggeborenen, solche Kunde? dir, dem ehemaligen Leibeigenen des Anführers der Scharfrichter? Seit wann gibt es — Maulthiere, die sich der heiligen Wissenschaft der Traumdeutung rühmen?"

Joseph schwieg erröthend eine Weile. Eine Thräne des unterdrückten

*) Genesis 40.

Unwillens perlte leise seine morgenröthlich schöne Wangen hinab. Doch mit des Lebens Nöthen mancher Art vertraut, faßte er sich bald und sprach ernst und bescheiden: „Herr! hast du jemals Kunde erhalten von Bildad, dem berühmten Heilkünstler der Vorzeit?“ —

„Sein Name und seine Wunderwerke sind mir aus den heiligen Büchern der Geschichte bekannt,“ erwiederte der königliche Mundschenk ruhiger als zuvor.

„So höre denn, was ihm einst begegnete. Die Liebe zu den Wissenschaften, so wie sein edler Wunsch, die menschlichen Leiden in fernen Landen nach Kräften zu lindern, führten ihn in fremde Himmelsstriche, um theils den Schatz seines erworbenen Wissens zu vermehren, theils auch mit der ihm gewordenen Gottesgabe hilfsbedürftige Leidende zu unterstützen und vom Verderben des Todes zu retten. So ging er längere Zeit auf Reisen, überall den alten Kampf mit des Lebens Feinde auf's Neue zu kämpfen, und das Gift der Todespfeile mit seinem Lebensbalsam zu vertilgen und unschädlich zu machen. Er reiste ohne Prunk, ohne Begleitung. Reitend auf einem Maulthiere, führte er blos ein kleines Kästchen mit Gileads köstlichen Spezereien und Heilmitteln mit sich. Er übte Wunder, wo er nur hinkam, als wäre der Feind der Lebenden, der Todesengel, alt und schwach geworden, und seine Alles besiegende Macht durch Menschenkraft gebrochen. Es begab sich einmal, als er durch Kanaan (Palästina) zog, daß ihn die drückende, sengende Sonnenhitze unweit der großen Stadt Bethar so übermannte, daß er vom Heerwege ablenkte und einer Palmengruppe zuritt. Dort stieg er von seinem Maulthiere hinunter und lagerte sich im Schatten, um den ermatteten, sonnverbrannten Gliedern Ruhe und erquickende Kühle zu verschaffen. Er legte ab sein Ehrengewand, sein Oberkleid, band das weidende Thier an einen Palmenzweig, und legte sich nieder, der Ruhe zu pflegen, sein müdes Haupt auf das Arzneikästchen gestützt.

Ein fester betäubender Schlaf befiel ihn bald, als nahete ihm der Todesengel mit seiner blassen Larve, um Probe zu halten und zu sehen, wie der ewige Schlummer einst diesem seinem geschwornen Feinde zu Gesichte stehen wird.

Wie er so in tiefen Schlaf versunken da lag, ging ein zerlumpter Landstreicher seines Weges hier vorbei und freute sich des unverhofften köstlichen Fundes. Er bemächtigte sich rasch der Kleider und des Maulthieres des Schlafenden, entledigte seiner Lumpen sich, ließ diese dem Heilkünstler großmüthig zum geneigten Andenken zurück, und eilte gut gekleidet und beritten schnell davon.

Nach einiger Zeit erwachte der Arzt, sah staunend sich mit Lumpen bedeckt, seiner Kleider und des Maulthieres beraubt. Er richtete sich auf und rief seufzend aus: „Wohl hat er recht, der Weise: Zerrissene Kleider verleihet die Schlafsucht!“ — Doch was konnte er thun? Er mußte sich in sein Schicksal fügen. Er zog die Lumpen der Armuth und des Verbrechens

mit Ekel an, nahm sein Arzneikästchen auf die Schulter, und ging so der Stadt mit raschen Schrittten zu.

Wie er in die Stadt kam und einige Straßen und Gässen auf und ab ging, da hörte er aus den hohen Fenstern eines marmornen Pallastes ein Wehklagen und Jammergeschrei in die Ferne dringen. Es zog ihn in das Haus mit Allgewalt; ihm war es, als riefe man ihn zu Hilfe, irgend ein großes Unheil abzuwenden. Er schreitet durch das Portal, durch den Säulengang; Niemand stand seinem Eingange hindernd im Wege, denn die Verwirrung im Hause schien sehr groß zu sein. Ein Gegenstand schien alle Hausbewohner zu beschäftigen, alles andere unbeachtend.

Er stieg die hohe Treppe hinan, ging durch mehrere Gemächer und Prunkzimmer ungehindert fort, den wehklagenden Stimmen nach. Da sah er einen schwererkrankten Jüngling in brennender Fieberhitze auf seinem Schmerzenslager hingestreckt, mit dem nahen Tode ringend. Sein Lebensgeist stand kaum noch an des Lebens Schwelle und war bereit, im Fluge die morsche, wankende Hütte zu verlassen. Drei Aerzte umstanden das Krankenlager, an jeder menschlichen Hilfe verzweifelnd. Im Nebenzimmer weinte der Vater, wehklagte händeringend die Mutter mit herzzereißendem Jammer.

Bildad betrachtete unbemerkt von Ferne mit seinem geübten, scharfen Blicke den leidenden Jüngling eine kleine Weile, erkannte sogleich das Wesen seiner Krankheit, sah bald ein, daß dieses junge Leben der Gruft noch nicht verfallen, daß Hilfe noch vorhanden sei. Er erbarmte sich der hinwelkenden, zarten Lebensblüthe, und näher tretend, wendete er sich treuherzig an seine Umgebung, sprechend: „Meine Freunde! vertrauet mir den kranken Jüngling an, ich will ihn mit Gottes Hilfe wieder herstellen durch die Kraft meiner Heilmittel."

Die Aerzte sahen den zerlumpten Fremdling verwundert an, und konnten sich kaum des Lachens enthalten. Sie richteten jedoch an ihn einige verletzende Worte, giftige Pfeile des Spottes, so wenig auch Ort und Zeit dazu geeignet waren. Der betrübte und tiefgebeugte Herr des Hauses aber eilte herbei, und fuhr den Unschuldigen zornig an, daß er hier in so herber ernster Stunde als ein Gegenstand des Gelächters erschienen, wie nur für ein Haus der Freude sich zieme, nicht für ein Haus der Trauer und der Todesangst, wie das seinige. Ohne viel zu überlegen was er that, ergriff er den berühmten Heilkünstler an der Brust und stieß ihn mit Gewalt zur Thüre hinaus. Dieser verließ, mit Schmach und Schande beladen, das Haus der Trauer, seine verzweifelte Lage bedenkend, in die ihn der Straßenräuber versetzt. Im Fortgehen aber sprach Bildad zu sich selbst, daß es nun höchste Zeit sei, sich zu erkennen zu geben, damit ihm nicht wieder eine ähnliche Schmach widerfahre.

Inzwischen verließen jene drei Aerzte das Bett des Kranken, dessen Wiedergenesung sie bereits aufgegeben. Da wendete sich die Frau vom Hause, von bitterem Grame gefoltert, mit folgenden Worten an ihren Ge-

mal: „Ach, warum hast du so übereilt und jähzornig den armen Mann verstoßen, der sich so willig und zuversichtlich angeboten, unser geliebtes, einziges Kind wieder herzustellen? Hättest doch wenigstens Erkundigungen einziehen sollen, vielleicht ist ihm Etwas von der Heilwissenschaft bekannt geworden; vielleicht weilte er einst in der Nähe berühmter Aerzte, so daß er sich Einiges von ihrer Kunst angeeignet. Führte er doch mit sich ein Kästchen, in welchem seine Arzneien aufbewahrt sein können. Ach, wie übereilt warst du doch in deinem Jähzorn!"

Da ereiferte sich ihr Gemal und fuhr auf seine Lebensgefährten los: „Hab' ich an meinem Herzeleid nicht schon genug, willst du es mit deinen Thorheiten noch vermehren? — Willst du mich vielleicht in deiner Verblendung gar bereden, dieser Bettler sei ein bekannter Arzt, vielleicht gar Bildad, der berühmte reisende Heilkünstler gewesen? Sein kostbares Gewand, das er anhatte, konnte es freilich vermuthen lassen! — Weißt du, Thörin! was solche Leute für Kram mit sich zu führen pflegen? Schimmlichte Brodkrumen, alte Schuhe, zerfallene Kleidungsstücke und dergleichen Kostbarkeiten. — Kaum erblickte sie einen Wahnwitzigen, gleich ist sie bereit, das Leben ihres einzigen Kindes ihm anzuvertrauen! Schweige, Thörin! und errege mir meine Galle nicht!" —

Der Abend dämmerte, die Sonne sank; auch die Lebenssonne der reichen — armen Eltern sank in düstere Todesnacht. Ihr Sohn, ihr einziges, geliebtes Kind, erlag seiner Krankheit. — Der Schmerz der Eltern stieg bis zur Verzweiflung. —

Der Morgen nahete heiter und labend, entfaltend seine thaufeuchten, blinkenden Balsam-Schwingen am rosigen Osten. Manche Sorge, manchen stillen, in Thränen durchwachten Gram der Menschen linderte die Königin des Himmels, Lichtstrahlen von ihrem Sonnenwagen, wie frische Rosen und süß duftende Blumen, zur Erde streuend.

Bildad erwachte mit dem Morgenroth, durchwandelte die Stadt, ausrufend mit lauter Stimme: „Ich bin Bildad, der Heilkünstler; bringet mir, ihr treuen Bewohner dieser Stadt, eure Kranken, daß ich sie heile und mit der Hilfe des Allmächtigen, gepriesen sei sein Name, dem Leben wieder zurückgebe!"

Das versammelte Volk hörte die Reden des seltsamen Ausrufers mit Spott und Gelächter an; doch Niemand wollte seiner menschenfreundlichen Einladung Gehör geben. Da öffnete Bildad sein Arznei-Kästchen, nahm die köstlichen, wohlriechenden Gläser und Violen heraus, und reihte sie um sich. Der balsamische, stärkende Wohlgeruch drang in die Ferne, denn die in diesen Gefäßen mühsam gesammelten Säfte, den holden Inbegriff aller geheimen Naturkräfte in sich fassend, kündeten sich von selbst als lebenerhaltende Mittel an. Da strömte alles Volk von Nah und Fern herbei, staunte die Wunderdinge an und zeigte sich endlich geneigt, dem wunderwirkenden Heilkünstler Glauben zu schenken. Wohl fragte Mancher: „Wie kam

es aber, daß so ein berühmter Mann, den Könige mit ihrem Purpur bekleiden würden, in einer so armseligen Hülle erscheint?" Bildad aber befriedigte die Neugierde Aller und erzählte ihnen seine ganze Geschichte, wie er zu diesem befremdenden Anzug gekommen, der ihm so viele Schmach und Kränkung verursacht.

Man brachte ihm viele Kranke, an deren Aufkommen man schon längst verzweifelt. Er heilte ihre Schäden und Gebrechen auf wunderbare Weise. Bald drang sein Ruf durch die ganze Stadt und die Vornehmsten und Aeltesten eilten herbei, ihn zu ehren und seine frühere Erniedrigung durch tausendfache Ehrenbezeigungen in Vergessenheit zu bringen.

Als die Eltern des frühverblichenen einzigen Sohnes diese wundersame Mähr' erfuhren, da erfaßte sie ihr Gram wie mit glühenden Eisenkrallen; es bluteten auf's Neue ihre frischen brennenden Wunden. Die arme Mutter wehklagte und jammerte, und überhäufte mit bittern Vorwürfen ihren Gatten: „O unglückseliger Jähzorn! welchen Jammer brachte über mich deine Wuth? Rasender! du stürztest das junge Leben deines einzigen Kindes in die frühe Gruft. Deine Unbesonnenheit, blind vom Zorn hingerissen, beging einen unerhörten Mord an deinem eigenen Fleisch und Blut. Weh über dich, unbarmherzigen Vater! Wehe, weh in aller Ewigkeit!" — Der arme Vater aber, vom unaussprechlichen Schmerze erfaßt, stürzte bewußtlos zusammen. Wie er zu sich kam, war sein Geist zerrüttet. Er blieb wahnsinnig sein Leben lang. —

Das war die Frucht des zügellosen Jähzorns, der einen armen Mann wegen seines unscheinbaren Aeußeren verspottete und verstieß, den bessern Theil seines innern Lebens mißkennend. Ich bin" — schloß Joseph seine Erzählung — „in einem ähnlichen Falle. Nicht wurde es mir an meiner Wiege gesungen, daß ich einst Sklavendienste werde verrichten müssen. — Ich sehe es ein, in meinem Sklavenkleide wird es mir schwerlich gelingen, dein Zutrauen zu gewinnen. Ich muß schon den geheimen Wunderschrank der von meinen Verfahren ererbten Wissenschaft vor deinen Augen erschließen. Wisse, o Herr! ich bin kein geborner Sklave, noch eines Sklaven Sohn; sondern der Sprößling eines weisen und gerechten Mannes, den Gott geliebt und in seine wunderbaren Geheimnisse eingeweihet. Er unterwies mich in seiner göttlichen Wissenschaft, das Zukünftige zu verkünden. Nur durch die unerforschliche Fügung des Himmels litt mein Jugendglück Schiffbruch auf dem sturmdurchwühlten Meere des Hasses und der Eifersucht; doch mein Lebenstag ist noch nicht zu Ende, und ich harre getrost der mir gewordenen frohen göttlichen Verheißung."

Der königliche Mundschenk wurde von der Erzählung und dem bescheidenen sanften Wesen Joseph's tief ergriffen. Er und der Oberbäcker Pha-

rao's erzählten ihm nacheinander ihre Träume. Joseph verkündete Beiden die Deutung ihrer nächtlichen Erscheinungen mit ruhigen, sichern Prophetenworten. Seine Prophezeihungen trafen nach Verlauf von drei Tagen genau ein, wie es verzeichnet wurde im ewigen Lebensbuche des heiligen Gesetzes für ewige Zeiten.

Die Zwillings-Geschwister.

Paraphrase von **Wolf Meyer.**

Als Titus die Verbannten von Jerusalem gefesselt und gefangen nach Rom führen ließ, befand sich unter ihnen auch das Zwillings-Paar Jonathan und Miriam, die Kinder des Hohenpriesters Rabbi Ismael; zwei liebliche Gestalten, an Körper- wie an Seelen-Anmuth gleich ausgezeichnet. Jonathan, ein hochgewachsener Jüngling, schlank wie die Ceder Libanons und kräftig wie eine Eiche aus Baschans Wäldern. Das Feuer seines blitzenden, lebensprühenden Auges wurde durch die milden Züge seines sanften, männlich schönen Angesichts gemildert; ernste Würde thronte auf seiner Stirn, und selbst in Sklavenketten blieb das Herrscherzeichen ihm unverkennbar eingeprägt.

Das liebliche, milde Angesicht Miriam's aber war weiß und zart wie die Lilien Scharon's, von einem zarten Roth der Wangen gehoben, die wie eine Rose im Blumenthal die aufgehende Morgenröthe ihres jungfräulichen Lebens verkündete; Sanftmuth war der Grundzug ihrer Schönheit und sprach uns allen ihren Zügen. War auch ihr klares Auge vom düstern Schleier der Schwermuth umschattet, so strahlte doch himmlische Milde, wie der blasse Mond in einer Frühlingsnacht durch zerrissene Wolken, durch ihre stille Trauer leuchtend hervor, und ließ den Einblick in ihre reine Seele offen.

Der Jüngling wurde als Sklave an einem vormaligen römischen Senator, Namens Sulpitius, verkauft; das Mädchen aber erhandelte auf dem Sklavenmarkte der Patrizier Cajus.

Es begab sich, daß Sulpitius und Cajus, Güternachbarn, einst am festlichen Gelage in großer Versammlung sich freundschaftlich unterhielten; und da zu jener Zeit die Eroberung Jerusalems und die Vertreibung der Juden von ihrem väterlichen Erbtheile viel Aufsehen machte und beinahe den einzigen Gegenstand aller gesellschaftlichen Unterhaltung bildete, so war es natürlich, daß auch hier nur dieses Weltereigniß die Gemüther und die Zungen der fröhlichen Versammlung beschäftigte.

Man erzählte sich viel von der Halsstarrigkeit des jüdischen Volkes, von ihrem Heldenmuthe und ihrer Geringschätzung des Lebens, als sie gezwungen waren um ihre heiligsten Güter zu kämpfen. Da sprach einer der Gäste: „Da aber alle Hoffnung zum Siege in diesem Vernichtungskriege der sieggewohnten Römer dahin war, da war es ja ein tollkühnes Wagen, im Untergange noch ihren Starrsinn zu zeigen, um noch an den Pforten des Todes ihre Rachsucht befriedigen zu können. Wie roh waren doch die Männer von Judäa, dem reißenden Thiere gleich, ohne Erfolg zu wüthen und Blut zu vergießen!"

Da nahm Sulpitius das Wort und sprach: „Trotz der Rohheit und Starrsinnigkeit dieses Volkes, trotz ihrer Hartnäckigkeit gibt es unter ihnen noch viele sanfte, milde und edelherzige Gemüther; ja ich kenne sogar Einige, die sehr gebildet und mit den klassischen Schriftstellern der Griechen und Römer sehr vertraut sind. Selbst mein Sklave Jonathan, der einer vornehmen Familie anzugehören scheint, wiewohl er immer behauptet, er sei nur von geringer, unbedeutender Herkunft, ist nicht nur mit der griechischen und lateinischen Sprache sehr wohl bekannt, sondern sogar Aristoteles und Seneka sind ihm nicht fremd. Er besitzt eine ungeheure Körperkraft, und doch einen sehr zarten Gliederbau, der fast im Widerspruche zu seiner Muskelkraft zu stehen scheint; er verrichtet die mühseligsten Arbeiten mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, die bewundernswürdig ist. Dabei ist seine Gemüthsart sehr milde und nachgiebig, und überziehen auch schwarze, düstere Wolken manchmal seine Stirn, bricht doch bald wieder seine Heiterkeit hervor und er tröstet und ermuntert seine Mitsklaven zur Geduld."

Hierauf sprach Cajus: „Auch ich habe eine sehr schöne jüdische Sklavin erkauft, die ebenfalls ihre Herkunft nicht gestehen will; aber ihr ganzes Wesen zeugt von einer hohen Abkunft. Sie verrichtet die gemeinsten Arbeiten einer niedrigen Sklavin mit einem Anstande, dessen sich wohl eine römische Patrizierin nicht zu schämen brauchte. Dabei versteht sie sich auch auf alle Kunstarbeit, auf Sticken und Kunstweberei; doch geht sie mit allen ihren Mitsklavinen so sanft um, daß sie sie alle wie ein höheres Wesen verehren und ihr wie einer Gebieterin gehorchen. Der Muth, mit dem sie ihr trauriges Schicksal erträgt, beurkundet eine große Seele."

„Wie wär's," versetzte darauf Sulpitius, „wenn mir die beiden schönen Sklaven zusammen gäben, um dadurch eine Race zu gewinnen, die uns, wenn wir sie als Sklaven verkaufen, wohl manchen Vortheil bringen könnte?"

„Ich bin es wohl zufrieden," sagte Cajus; „doch mir fährt ein Einfall durch den Kopf. Du weißt, Sulpitius! daß diese Nation strenge am Monotheismus hält, alle andern Religionsgenossen als ein Gräuel betrachtet und jede eheliche Verbindung mit ihnen verabscheuet. Wie wäre es also, wenn wir sie zusammenkommen ließen, ohne ihnen mitzutheilen, daß sie beide von der jüdischen Nation sind? Sie werden sich gewaltsam dagegen sträuben und vielleicht lieber den Tod wählen, als eine solche Missethat begehen zu

wollen. Wir wollen sie daher in eine finstere Kammer zusammen einschließen und ihnen streng befehlen, sich als Eheleute zu betrachten und gegenseitig zu behandeln. In einer Nebenkammer lauschen wir dann ihrer Selbstgespräche; denn gewiß werden sie zusammen kein Wort sprechen wollen. Wenn sie sich dann am Morgen erkennen und gegenseitig mit Wohlgefallen anblicken, wie sehr werden sie nicht, von Dankbarkeit durchdrungen, uns zu Füßen sinken und recht lebhaft unsere Wohlthat anerkennen."

„So sei es!" sagte Sulpitius, und Abends wurde Jonathan und Miriam in eine finstere Kammer gesperrt und von ihren Herren ihnen strenge aufgetragen, diese Nacht als Brautnacht zu feiern. — Weder Bitten noch Thränen konnten die Herren erweichen und sie in ihrem Vorsatze wankend machen. Als der Abend hereinbrach, mußten sich diese verzweifelten Brautleute in die bestimmte Kammer ohne Licht begeben und hinter ihnen wurde die Thür verschlossen. Es versteht sich, daß ein jedes von ihnen sich in einen andern Winkel hinsetzte und in jämmerliche Klagen ausbrach. Jonathan sprach: „Ich, der Sohn des Hohenpriesters, der den heiligen Namen des Ewigen auf seiner Stirn prangend trägt, der dem Allerheiligsten einmal des Jahres sich nahet, eintritt in die Stätte, wohin kein Fuß eines andern Sterblichen treten darf, ja der ich selbst heilige Dienste verrichte, und auf dessen Haupt die göttliche Krone des heiligen Oeles strahlt, soll eine heidnische Sklavin ehelichen und dadurch meine Nachkommenschaft für alle Zeiten des Priesterthums unwürdig machen? — Nein, ehe dieses geschähe, soll mein Geist entfesselt, rein und makellos sich zu Gott aufschwingen. Wie der Tag anbricht, stürze ich mich in die Tiber, um meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen."

Aus einem entgegengesetzten Winkel ertönten die leisen, jämmerlichen Klagen Miriams, welche rief: „Gott! o Gott! wie schwer liegt deine Hand auf uns! Hat denn alle Gnade ein Ende, hat Gott an seine Barmherzigkeit vergessen, hat das Blut der Tausenden deinen Zorn noch nicht versöhnt? — O Gott! ich, die Tochter des Hohenpriesters, soll eine entweihte Buhlerin und für ewige Zeiten entwürdigt sein, das Weib eines Dieners unseres Gottes zu werden? — Nein, ehe ich mich dazu herabwürdige, soll ein freiwilliger Tod meinen Lebensfaden durchschneiden! Der Tod erscheint ja unter tausenderlei Gestalten, er wird sich doch auch mir in einer zeigen; ja, mag er noch so grausam sein, immer ist er doch besser, als schimpflich und verworfen in ewiger Schande und unvertilgbarer Schmach zu leben. — Wie der Morgen graut, werde ich unter seinen tausend Gestalten mir eine wählen, und meine Seele soll in ihrer jungfräulichen Reinheit in ihr Vaterhaus zurückkehren!"

So jammerte und wehklagte das unglückliche Geschwisterpaar händeringend die ganze Nacht durch, und als endlich der erste Morgenstrahl hereinbrach und das Geschwisterpaar sich erkannte, stürzten beide mit dem Aus-

rufe: „O Bruder! O Schwester!“ einander in die Arme, und in einem langen, süßen Kusse hauchten sie ihre schönen, reinen Seelen aus, und vereint schwangen sich nun diese beiden reinen Geister auf den Schwingen der Morgenröthe zum Lichtthrone des Allerheiligsten auf.

Die Juden in Böhmens Vorzeit.

Ankunft derselben in Böhmen.

Die Geschichte der Juden in Böhmens Vorzeit ist in tiefes Dunkel gehüllt. Die hervorragendesten Geschichtsforscher aller Zeiten sind im Streite darüber, wann die Juden nach Böhmen kamen, die möglicherweise vorhanden gewesenen jüdischen Quellen wurden bei mehreren Feuersbrünsten, von denen die Judenstadt namentlich im Jahre **1560** heimgesucht ward, vernichtet; und so dürfte es vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein, wenn wir hier mehrere Notizen über die Geschichte der böhmischen Juden mittheilen. Sie sind der Abschrift eines Manuskriptes entnommen, welches sich in der berühmten Oppenheim'schen Bibliothek (bekanntlich jetzt das Eigenthum der Oxforder Universität) vorfand. Es wird dem Leser leicht werden, die Sagen ihres mythischen Gewandes zu entkleiden, und so den wahren Kern zu erkennen.

Einer alten Ueberlieferung zu Folge, wird in dieser Schrift erzählt, soll schon zur Zeit des zweiten Tempels an der Stelle, wo jetzt Prag steht, eine blühende Stadt gestanden, und sich hier Juden aufgehalten haben. Die Stadt wurde aber später zerstört und die Einwohner vertrieben. Jedoch ist diese Nachricht durch das Dunkel, welches überhaupt über diesen Theil der Geschichte ruht, unverbürgt.

Libuša, die Prag im Jahre **730** erbaute, galt bekanntlich als eine Seherin; auf dem Todtenbette ließ sie ihren Sohn Nezamysl rufen und sprach zu ihm:

„Ich gehe heim zu meinen Vorfahren und will vor meinem Verscheiden dir Zukünftiges enthüllen. Wenn dein Enkel über mein Volk herrschen wird, wird ein fremdes, verstoßenes und bedrängtes Völkchen, das zu einem einzigen Gotte fleht, Schutz in unseren Wäldern suchen. Mögen sie gastlich aufgenommen werden, möge dein Enkel ihnen Schutz verleihen; denn sie werden Segen bringen über die Fluren unseres Landes.“ — Sie starb; — doch ihre Prophezeihung lebte im Munde der Herrscher fort. Als mehr denn ein Jahrhundert nach Libušens Tode Hostiwid den Thron seiner Väter bestieg, erschien ihm diese im Traume und sprach: „Es ist die Zeit ge-

kommen, wo meine Prophezeihung in Erfüllung geht, es wird ein kleines bedrängtes Völkchen, das zu einem einzigen Gotte fleht, hilfesuchend vor den Stufen deines Thrones erscheinen; nehme sie gastlich und gnädig auf, verleih' ihnen Schutz und Schirm."

Als im Jahre 850 sich die mächtigen Wenden über Litthauen und Moscovien ergoßen, die Einwohner verjagten, das Land eroberten, und zu ihrem Wohnsitze erwählten, ward auch eine jüdische Gemeinde aus Moscovien vertrieben. Zehn Jahre durchirrten diese Unglücklichen heimathslos die Welt, sie langten in Böhmen an; des endlosen Wanderns müde, erbaten sie sich von dem Herrscher des Landes, Herzog Hostiwit, Gehör. Ihre Bitte ward gewährt und ihnen bedeutet, zwei der Aeltesten aus ihrer Mitte vor den Herzog zu schicken. Dieser empfing sie gnädig und sprach: „Wer seid Ihr und was ist Euer Verlangen?" Die Abgesandten fielen auf's Knie und sprachen: „Mächtiger Herzog! wir sind aus einem kleinen Volke, und nennen uns nach dem Stammvater unserer Nation — Abraham, — Hebräer. Unsere Gemeinde zählt mit Weibern und Kindern 150 Köpfe. Wir lebten ruhig in einer moscovitischen Provinz, als ein mächtiger Feind kam, das Land eroberte und die Einwohner vertrieb. Ruhelos durchzogen wir die weite Welt; die kalte Heide war unser Bett, der harte Stein unser Kissen, der blaue Himmel unser Dach. Wir sind ein ruhiges Volk, klein an Zahl und schwach an Kraft. Wir folgen der Lehre Moses; wir glauben an einen einzigen Gott, der allwissend, allmächtig, allgerecht und allerbarmend ist, und dessen Herrlichkeit erfüllt den ganzen Erdball. — Wir flehen demuthsvoll vor dir, o Herzog! es möge dir gefallen uns zu gestatten, uns hier niederzulassen und Hütten zu bauen. Dein Land ist weit genug und dein Volk scheint treu und bieder. Verleih' uns deinen mächtigen Schutz, o Herzog! und wir werden treue Unterthanen sein, und zu unserem Gotte flehen, er möge dir und deinem Volke Ruhm und Sieg verlethen." Als die Abgesandten geendet, hatte der Herzog alsogleich erkannt, daß dieses dasjenige Volk wäre, dessen Ankunft ihm vorher verkündigt worden. Er sprach aber weislich: „Harret zwei Tage der Antwort. Uebermorgen erscheinet vor mir, und ich werde Euch dann sagen, ob ich Euere Bitte gewähren kann."

Nächsten Morgen versammelte er alle Wladyken und sprach: „Meine Ahnfrau Libuša hat vor ihrem Tode prophezeiht, daß ein Völkchen hilfesuchend zu uns kommen wird. Als ich den Thron bestieg, erschien sie mir im nächtlichen Traume, mir zu sagen, daß die Zeit nahe sei, wo ihre Prophezeihung in Erfüllung gehen wird, daß dieses unter meiner Regierung geschehen wird, und daß ich die Bedrängten, die einen einzigen Gott anbeten, im Lande dulden und ihnen Schutz gewähren solle. Sehet, gestern traten zwei Abgesandte einer Gemeinde vor mich, die dem uralten und ehrwürdigen Volke der Juden angehört. Sie baten um die Erlaubniß, sich in unsern Wäldern niederlassen zu dürfen, ich zweifle nicht, daß es die Männer sind, welche meine große Ahnfrau bezeichnete. Ich will ihnen gerne einen Wohn-

platz bei uns anweisen, denn sie werden uns Glück und Segen bringen, Libuša hat es gesagt. Doch beschied ich sie auf morgen, da ich zuerst Eure Stimme, edle Männer und Wladyken! vernehmen wollte."

„Thue wie du gesprochen, edler Fürst!" entgegneten diese; „dein Wille ist auch der unsere. — Libuša hat es befohlen, es sei, die Männer werden uns Glück und Segen bringen."

Als des andern Morgens die Abgesandten der Juden vor dem Herzog erschienen, sprach dieser: „Ich will Euch im Lande einen Wohnplatz anweisen und Euch schützen vor jeglicher Unbill. Ich hoffe aber, Ihr werdet treue und gehorsame Unterthanen sein, und zu Eurem Gotte für mein und meines Volkes Wohlergehen flehen." Als die Männer diese gnädigen Worte vernahmen, fielen sie auf's Antlitz und sprachen: „O! hoher Fürst! möge dein Ruhm währen, so lange Sonne und Mond bestehet, möge dein Name ertönen von einem Ende des Erdballs bis zum andern; möge Gott dir den Sieg verleihen, daß deine Feinde dir den Nacken wenden, und machtlos vor dir hinsinken! — Wir werden treue und gehorsame Unterthanen sein und unser neues Vaterland so lieben, wie unsere Väter das gelobte Land Canaan liebten, das ihnen der Herr unser Gott gegeben, und aus welchem er sie ihrer Sünden halber vertrieb."

Der Herzog wies ihnen hierauf eine Stelle am linken Moldau-Ufer, wo jetzt der Augezd steht, zur Wohnstätte an. Die Juden hielten treulich ihr Wort, und schon der älteste Chronist Böhmens, Cosmas, erzählt, daß die prager Juden den Herzog Hostiwit, als er die Deutschen bekriegte, mit Geld und Proviant so kräftig unterstützten, daß es ihm gelang, die Deutschen aus Böhmens Gauen zu vertreiben.

Wir finden also die Juden in Böhmen schon zur Zeit des Heidenthums, ehe noch der christliche Glaube hier gekannt war.

Unter der Regierung Borïwoj's, der im Jahre 900 (nach Palacky 871) die christliche Taufe empfing, hatten die Juden sich bedeutend vermehrt, der ihnen angewiesene Raum ward zu eng, und sie erbaten sich von dem Herzog einen andern Platz. Der Herzog wies ihnen jene Stelle am rechten Moldau-Ufer an, wo noch jetzt die Judenstadt steht. Der große Platz ward der Judengemeinde geschenkt, und die einzelnen Unbemittelten wurden beim Baue ihrer Häuser vom Herzog großmüthigst unterstützt. Auch ward ihnen später ein großer Platz in der Nähe der Judenstadt als Friedhof eingeräumt. Der Bau der Judenstadt ward im Jahre 907 begonnen. Sie bestand anfänglich nur aus 30 meistens hölzernen Häusern. Da die Baukunst zu jener Zeit in Böhmen sehr wenig gekannt war, so mußten zu den größern Bauten, Meister aus dem entfernten Italien berufen werden. Dies war nur dem Herzoge und einigen vornehmen Wladyken möglich. Die erste Synagoge der prager Judengemeinde, wurde daher nur aus Holz erbaut.

Da die prager Juden aus Moscovien kamen, kleideten sie sich polnisch und hatten in ihrer Synagoge die polnischen Gebräuche eingeführt, welche

sich noch bis in die Jetztzeit erhalten haben. Der erste Naf der prager Gemeinde hieß Reb' Malchi, war in Krakau geboren, und ein großer Gelehrter. — Die prager Gemeinde zählte mehrere sehr reiche Mitglieder, die einen blühenden Handel betrieben. Die Judenschaft vermehrte sich sehr stark, und blieb von den Fürsten geschützt in dem Besitze der ihnen eingeräumten Rechte. Diese wurden sogar bei mehreren Gelegenheiten, wo sich die Juden in verschiedener Art auszeichneten, vermehrt. Als z. B. im Jahre 1150 unter der Regierung des Königs Wladislaw sich Sectirer bildeten, die sich Geißler nannten, und der herrschenden Religion schädlich zu werden anfingen, indem sie das Volk zum Uebertritte verleiten wollten, befahl der König, daß alle Geißler, Prag und das Land verlassen müßten. Die Geißler, zu schwach, um sich dem königlichen Willen zu widersetzen, hatten sich als Opfer ihrer Rache die unschuldigen Juden ausersehen. Nächtlicherweise wurde die Judenstadt überfallen; aber sie hatten sich getäuscht. Die jüdischen Fleischer, deren es zu jener Zeit eine große Anzahl gab, versammelten sich beim ersten Lärmruf. In einer Hand das mächtige Schlachtmesser, in der andern eine brennende Fackel schwingend, stürzten sie den Wüthenden entgegen. Diese, obgleich in starker Ueberzahl, wurden von einem panischen Schrecken erfaßt, und ergriffen die Flucht. Die jüdischen Fleischer verfolgten sie aber, und warfen sie aus der Stadt.

König Wladislaw ließ die jüdischen Fleischer vorrufen, lobte ihr tapferes und unerschrockenes Benehmen, und war eben so erfreut darüber, daß sie die Judenstadt vor dem meuterischen Ueberfalle geschützt hatten, als auch darüber, daß sie die Ruhestörer aus dem Bereiche der Stadt gejagt hatten. Zur Belohnung gestattete er ihnen, den böhmischen Löwen mit zweifachem Schweife in ihr Wappen aufzunehmen. Dieses Privilegium wurde auch von allen nachfolgenden böhmischen Königen bestätigt. Der König Wladislaw gab auch der prager Judenschaft das Recht, ihre Stadt mit Thoren, die des Nachts zur Verhütung ähnlicher Ueberfälle geschlossen wurden, zu versehen.

Von Wladislaw bis zu Georg von Podébrad's Zeiten lebten die Juden trotz der mächtigen Stürme, die das Vaterland bewegten, in ungestörter Ruhe, sich der allgemeinen Achtung erfreuend. — Von diesem Zeitpunkte an erhoben sich von Zeit zu Zeit Verläumdungen gegen die Juden, sie wurden mehrmals aus dem Lande verwiesen, aber dann bald zurückgerufen, indem man sich überzeugte, daß diese Verläumdungen dem niedrigsten Hasse entsprungen waren.

Die Juden erfüllten aber dennoch getreulich ihre Pflichten, und waren stets ruhige und aufopfernde Unterthanen.

Gott, der das Volk Israel nicht verläßt, war auch in ihrer Hilfe, und ließ sie wieder Gnade finden vor den Herrschern des Landes.

Dies ist der Inhalt der eingangserwähnten Handschrift.

Wir fanden diese Erzählung auch bestätigt in einem andern Manuskripte, welches uns aus einer andern Quelle zukam. Es wird in demselben nämlich

die Erbauung der Altneusynagoge in Prag,

dieses merkwürdigen alten Gebäudes, erzählt, und eine kurze Geschichte der Ankunft der Juden in Böhmen, die vorausgeschickt wird, ist fast nur eine wörtliche Wiederholung der von uns angeführten Sage. Wird hierdurch auch nicht ein vollgiltiger Beweis für die Wahrheit derselben gegeben, so ist doch durch dieses Zusammentreffen ersichtlich, daß diese Sage so schon lange im Munde des Volkes lebte. Die Altneuschule ist, die Synagoge zu Worms, wo sich schon zur Zeit des zweiten Tempels eine Judengemeinde aufhielt, ausgenommen, das älteste Bethaus in der Judenheit, denn die westliche Mauer des Tempels zu Jerusalem, welche sich im Laufe der Zeiten unversehrt erhalten hat, kann nur als eine Ruine betrachtet werden. —

Die Altneusynagoge ist in dem gothisch-germanischen Styl gehalten, welcher die mittelalterliche Architektur in Europa charakterisirte, und in seiner vollkommensten Ausbildung in Deutschland zu finden ist. Man kann schon von außen drei Theile unterscheiden: die Männersynagoge, jene für die Frauen, und ein kleines Betzimmer, in welchem zumeist der Gottesdienst für jene abgehalten wird, welche verhindert sind, die Synagoge zur Zeit des allgemeinen Gottesdienstes zu besuchen. Die zwei letztern Theile, namentlich aber die Frauensynagoge, scheinen einer späteren Zeit anzugehören. Der Eingang befindet sich an der Südseite und einige Stufen führen in das Innere. Was das Innere dieses ehrwürdigen Alterthums betrifft, sind wir einer nähern Beschreibung aus dem Grunde überhoben, weil die bald folgende Abbildung eine äußerst gelungene ist, und wir überdies bei einer andern Gelegenheit das Innere dieser Synagoge beschrieben haben. —

Wir hatten erzählt, daß die erste Judengemeinde Prags sich längere Zeit mit einem aus Holz erbauten Bethause begnügen mußte. Als aber die prager Judenschaft sich so vermehrte, daß die Andächtigen nicht mehr Raum im Gotteshause fanden, traten, im Jahre 4690 nach Erschaffung der Welt, d. i. 929 der üblichen Zeitrechnung, die Vornehmsten der Gemeinde zusammen, und beschlossen eine schöne große Synagoge aus Stein zu erbauen. Ein öder Hügel in der Judenstadt, von Steinhaufen, Gestrüpp und halbverfaulten Bäumen überdeckt, sollte geebnet, und auf demselben das neue Gotteshaus erbaut werden. Bei dem Umgraben dieses Hügels stießen die Arbeiter auf mehrere ganz unversehrte Mauern aus weißen Quadersteinen, welche die Wände eines alten Gotteshauses zu sein schienen. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit erhoben, als man eine heilige Schriftrolle auf Hirschpergament und einige Gebetbücher in hebräischer Schrift vorfand.

Zu jener Zeit waren gerade zwei Abgesandte der Gemeinde zu Jeru-

salem in Prag, welche Geld zur Unterstützung der Armen in der heiligen Stadt sammeln sollten. Da dies Männer von ausgezeichneter Weisheit und tiefen talmudischen Kenntnissen waren, so wurden sie beim Bau von der Gemeinde, deren Rabbiner ein großer Talmudist, Namens Reb Chisde war, um Rath gefragt. Man war besonders darüber im Zweifel, was man mit den Steinen der aufgefundenen Mauern machen sollte. Die beiden Jerusalemiter aber sprachen: Es müssen bestimmt hier schon zur Zeit des zweiten Tempels, Juden gewohnt und dieses Gotteshaus gebaut haben. Da nun diese Steine einmal dem heiligen Zwecke geweiht und auch noch gut erhalten und brauchbar sind, so soll man diese Steine zu dem Neubau verwenden. Dann rathen wir Euch auch, diese Synagoge, wie jene in Tiberias, das ist, nach dem Bilde des heiligen Tempels in Jerusalem zu bauen. Mögt Ihr daher auch die Fenster (שקופים אטומים[1] machen, d. h. die Fensteröffnungen sollen an der Außenwand breit sein, sich aber nach innen zu, in der ganzen Dicke der Mauer verengen. Das mächtige Gewölbe werde durch zwei Säulen getragen, und einige Stufen sollen in das Innere der Synagoge führen, die tiefer liegen soll, da es heißt: Aus den Tiefen ruf ich zu dir, o Herr[2])! — Werdet Ihr die Synagoge so bauen, so wird der Allmächtige Euch an dieser Stätte erhören und dieses der Andacht geweihte Haus vor Zerstörung durch Feuer und Wasser gnädiglich schützen.

Allein nicht alle Gemeindeglieder waren mit diesem Rathe zufrieden. Einige meinten, es wäre dies eine Entweihung der Heiligkeit des jerusalemitischen Tempels. Als aber dem Gemeindevorsteher Reb Schlome Kuns, der Prophet Elias im Traume erschien und ihm befahl, dem Rathe dieser Männer Folge zu leisten, so stimmten alle darin überein, und die zwei Palästinenser verließen Prag, beladen mit reichen Gaben für die Armen der heiligen Stadt[3]). — Zur Ausführung des Baues wurde ein sächsischer Architekt, Namens Lirensky, berufen. Der Bau ging schnell von statten, und schon zwei Jahre später, am Schebuothfeste im Jahre 931, wurde die neue Synagoge feierlich eingeweiht. Man nannte diese Synagoge deshalb die Altneuschul, weil die neue Schule aus den Steinen der alten gebaut wurde.[4])

An dem Innern des Gebäudes sind durchaus keine wesentlichen Ver-

---

[1]) 1. Buch der Könige, Cap. 6.

[2]) Psalmen Cap. 130.

[3]) Es wird von Einigen behauptet, daß man, um auch dem Theile der Gemeinde zu genügen, welcher den Bau nach dem Bilde des jerusalemitischen Tempels, für eine Entweihung des letztern hielt, die Wände zum Zeichen der Trauer, schwarz übertünchte.

[4]) Die Erklärung dieses Namens wird auf verschiedene Art gegeben. Einige geben ihm einen hebräischen Ursprung Al Tnaj (על תנאי) bedingungsweise. Am wahrscheinlichsten aber wird der Name davon herrühren: Als man diese Synagoge baute, nannte man sie die neue, und die hölzerne die alte. Als nun später noch eine dritte erbaut wurde, mag man diese die neue, die hölzerne die alte, und die eben besprochene, als der Zwischenzeit angehörend, die Altneuschsynagoge genannt haben.

änderungen vorgenommen worden[1]), und ein Jahrtausend hat die Mauern in das tiefste Schwarz gehüllt. Da in mehreren Versen der Name Gottes an den Mauern angeschrieben ist, durften die Wände nie übertüncht werden. Aber auch dieser Jahrtausend alte Staub ist dem Juden eine heilige Vergangenheit, denn an den Wänden haftet das Blut seiner Väter, das sie willig für ihren Glauben verspritzten. Es war im Jahre 1388 unter der Regierung Wenzel des Faulen, als ein zügelloser Pöbelhaufe einen wilden Sturm gegen die Judenstadt unternahm. Die Juden sollten ihren Glauben abschwören oder sterben. Ueberrascht und zu schwach, sich der Ueberzahl entgegen zu stellen, floh ein Haufe von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, in die Altneuſynagoge. Die Wüthenden folgten, die Thüre ward erbrochen, und da auch nicht *einer* seinen Glauben verlassen wollte, so wurden sie alle — Kinder vor den Augen ihrer Mütter, Väter vor den Augen ihrer Söhne — alle, alle schonungslos niedergemetzelt, und das Blut der Unschuldigen spritzte ein reines Opfer an den Wänden des Gotteshauses empor. —

Das uns vorliegende Manuskript behauptet zwar, daß König Wenzel dieser Rotte, die nach dem ausgeübten Frevel sogleich die Hauptstadt verließ und nach Deutschland floh, einen Reitertrupp nachsandte, der sie aber nicht mehr einzuholen vermochte; aber die meisten Geschichtsforscher stimmen darin überein, daß Wenzel diese Unthat unbestraft, und sogar ohne gerichtliche Untersuchung hingehen ließ, ein Umstand, der bei den Großen des Landes, so wie bei der Gesammtheit des Volkes, das früher schon durch die gränzenlosen Ausschweifungen und die unerhörten Grausamkeiten des Königs, der die Königin von seinen Fanghunden zerreißen, ihren Beichtvater in die Moldau stürzen, und viele andere unbescholtene Männer des Landes hinrichten ließ, gereizt war, die größte Gährung erregte.

Es ist merkwürdig, daß sich dieses ehrwürdige Alterthum bei den Feuersbrünsten, von welchen die Judenstadt verheert wurde, unversehrt erhielt. Der fromme, kindliche Glaube des Volkes will während der Feuersbrunst des Jahres 1558 zwei weiße Tauben auf dem Gipfel dieser Synagoge gesehen haben, die erst nach dem gänzlichen Erlöschen des Feuers, als die Altneuschule eines besondern Schutzes nicht mehr bedurfte, sich in die Lüfte emporschwangen und bald in den Wolken verschwanden. —

Die Synagoge ist im Besitze von mehr als 60 zum Theil sehr reich mit Gold und Perlen verzierten Vorhängen vor die Bundeslade, unter denen

[1]) Im Jahre 1784 wurde die hölzerne mit vergoldetem Schnitzwerk reich verzierte Bundeslade durch die große Überschwemmung beschädigt, und der prager Rabbiner Ezechiel Landau ordnete an, daß die neue aus gegossenem Metall angefertigt werde. Es wurden zu diesem Zwecke von allen Gemeindegliedern, Gaben, die in metallenen Geräthschaften bestanden, angenommen. Und mancher Arme gab, um auch sein Schärflein beizutragen, nichts — als einen zinnernen Knopf.

sich eines von Karpel Sachs, dem ersten Parneß der prager Judengemeinde, vom Jahre 1601, und eines von dem berühmten Jekew Schmiles und dessen Gattin, deren Gräber man noch auf dem alten Friedhofe zeigt, und die in der Judenstadt am Dreibrunnenplatze eine eigene Münzstätte hielten, befindet.[1]) S. K.

Der hohe Rabbi Löw und der Graf.

Von **C. Ludw. Kapper.**

Unter der Regierung Rudolf des II. war Prag insbesondere der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit, wie Tycho de Brahe, Keppler Longomontanus, Boetius und anderer. Die hohe Gelehrsamkeit des Kaisers, seine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften, hatte nicht nur einen großen Haufen von Alchymisten und Astrologen aus allen Ländern herbeigezogen, sondern das würdige Beispiel hatte viele des damaligen hohen Adels, und dann die Meisten, die um des Kaisers Person selber waren, zur Betreibung dieser genannten Wissenschaften bestimmt.

Unter andern lebte auch unweit von Prag ein mächtiger und reicher Graf, der zurückgezogen von der Welt, seine Tage blos mit astrologischen und alchymistischen Studien dahinbrachte. Von dem tiefforschenden Geiste des hohen Rabbi Löw angezogen, lud er ihn öfter auf sein Schloß, und der Rabbi selbst liebte den Umgang jenes in den geheimen Wissenschaften wohl bewanderten Grafen. Eines Tages, nachdem Beide sich schon mehre Stunden lang durch wechselseitige gelehrte Gespräche unterhielten, und der Rabbi schon bereit war, wieder nach Prag zurückzukehren, sprach der Graf:

„Höre, Rabbi! erkläre mir noch eins: wie stellst du es an, daß du für eine Anzahl von mehr als 400 Schüler, die du um dich versammelt hast, Raum genug in deiner Wohnung findest, da du, so viel ich weiß, blos ein kleines Häuschen und darin 2 Kammern besitzest?"

„Herr Graf!" antwortete der Rabbi, „sie fänden Platz auch dann, wenn sich ihre Anzahl um das Doppelte, ja um das Dreifache vermehren würde."

„Kaum glaublich!"

„Und wolltet Ihr, Herr Graf! von der Wahrheit meiner Worte Euch überzeugen," sprach der Rabbi weiter, „so will ich Euer Gnaden um die Erlaubniß gebeten haben, Euch sammt der beliebigen Anzahl Eurer Freunde und Dienerschaft in Gegenwart aller meiner Bacherim (Schüler) eines Mittags bewirthen zu dürfen. Nur würde ich zugleich bitten mir den Tag,

[1]) Dem Jekew Schmiles war das Recht eingeräumt, Geld zu prägen, und noch jetzt findet man bisweilen die sogenannten Schmilesthaler.

wann Ihr Eueren unterthänigen Diener mit Eurer Gegenwart beehren wollet, zu bestimmen!"

Der Graf nahm die Einladung an, bestimmte den Tag, und der Rabbi kehrte eilend nach Prag zurück, denn schon drängte die Zeit, wo das Mincha-Gebeth[1]) verrichtet zu werden pflegte.

Der festgesetzte Tag kam und mit ihm auch der Graf mit mehren andern Bekannten, die gleich ihm den Stein des Weisen suchten, und zugleich einige Leute seiner Dienerschaft.

Sie stiegen vor dem schlichten Hause des Rabbi ab, und die von Rauch und Alter schwarzen Mauern desselben schienen dem Grafen gerade nicht sehr einladend zu sein. Er trat hinein — kaum traute er seinen Sinnen; so unansehnlich selbst das Gebäude von Außen schien, so herrlich und stammenswürdig war es von Innen. Wohin das Auge blickte, sah es, daß es nach den Regeln der höhern Baukunst aufgeführt war; die vollendetste Symmetrie, und die außerordentlichste Pracht nach allen Seiten, wohin man auch schaute, obgleich das Wohnhaus nach Innen aus weitläufigen Nebengebäuden bestand.

Die breite Haupttreppe war mit den reichsten Teppichen belegt, und die Wände enthielten Malereien, deren wahrhaft künstlerische Auffassung und Durchführung das Auge lange beschäftigte. Man trat in das Vorzimmer ein, eine weite Reihe von Zimmern zeigte sich. Hier erst schien der Luxus und die verschwenderische Pracht seinen Sitz aufgeschlagen zu haben. Was die damalige Kunst bieten konnte, war hier in geschmackvoller Aufstellung gereiht. Der Graf und seine Freunde waren über den Kunstsinn des luxuriösen Rabbi nicht wenig erstaunt, da der Rabbi seinen Gesprächen zu Folge, wenig der Mode zu fröhnen schien. Die Essensstunde kam heran, und die beiden Flügeln des Speisesaales öffneten sich, wie auf höhern Wink. — Hier stand ein langer Tisch mit dem herrlichsten und feinsten Servisse gedeckt, statt der Gläser sah man goldene Pokale und in hohen silbernen Schüsseln dufteten die zubereiteten Speisen. Der Graf und alle seine Freunde, die wohl öfter an der königlichen Tafel saßen, verwunderten sich über den unermeßlichen Reichthum, der hier aufgestellt war, und mußten sich leise gestehen, daß dieses Tafelgeschirr dem des mächtigen Kaisers in keiner Beziehung nachstehe. Man setzte sich zu Tische, und im lebendigen Wortaustausche ließ man sich's schmecken, und die ganze Gesellschaft war wohlgemuth und aufgeräumt. Während des Tisches aber, gab der Graf seinem Kammerdiener einen Wink, der ihm nichts anders bedeutete, als daß er einen jener goldenen Becher heimlich zu sich nehme.

Nach geendigtem Mahle erhoben sich die hohen Gäste, und unter Lobsprüchen und deutlichen Zeichen ihrer Zufriedenheit, verließen sie endlich die Wohnung des hohen Rabbi Löw.

---

[1]) Abendgebet oder vielmehr Nachmittagsgebet.

Kurze Zeit nach dem oben erzählten Besuche, den der Rabbi hatte, las der Graf eines Tages die seltsam befremdende Nachricht, daß ein Schloß, beiläufig 200 Meilen von hier entfernt, eines Tages plötzlich mit allen seinen werthvollen Kunstschätzen verschwunden sei, des andern Tages jedoch wieder auf seinem alten Platze gefunden wurde, glücklicher Weise aber keines der vorhandenen werthvollen Kostbarkeiten bis auf einen goldenen Becher abhanden kam. Der Graf rief alsogleich jenes Festmahl beim Rabbi, und den Befehl, den er seinem Kammerdiener gegeben hatte, einen der goldenen Becher einzustecken, sich in's Gedächtniß zurück.

„So hätte ich mich in meinen Vermuthungen doch nicht betrogen," sprach er, „so ist jener Jude, wie ich lange ahnte, in der geheimen Wissenschaft der Kabbalah nicht ganz fremd, — wie nothwendig kann mir diese Wissenschaft aller Wissenschaften, diese Krone alles Wissens werden, nach der ich umsonst so viele Jahre schon gestrebt — wie nothwendig und nützlich für den Kaiser, der, lehrte ich ihn dieselbe, mir Zeit seines Lebens verpflichtet wäre, da sie zugleich ihn für seine Person, als auch für die Verwaltung seiner Länder nicht zu Schaden gereichen würde."

Er überlegte nicht viel und sogleich sandte er eiligst nach dem Rabbi, der nicht lange auf sich warten ließ.

„Höre, Rabbi!" sprach der Graf, als dieser eintrat. „Mir ist es jetzt nicht unbekannt, daß du in der Kabbalah, deren Kenntnisse du bisher streng geläugnet, bewandert bist; diesmal wirst du dich vergebens bemühen mich mit deiner gänzlichen Unkenntniß derselben zu beschwichtigen, ich habe gegründete Ursache, und sie wird dir auch nicht unbekannt sein, zu glauben, daß dein Wirken durch die hohe Wissenschaft groß ist. — Warum suchst du dieselbe zu verbergen?"

Der Rabbi aber antwortete: „In der Schrift heißt es: „„mit deinen Reichthümern sollst du nicht brüsten, denn sie sind vergänglich und unnützlich"" ; wenn auch ich mit einigen Kenntnissen dieser Wissenschaft ausgerüstet bin, so sind diese nur so gering, daß ich nicht von ihnen reden durfte, denn". . . . .

„Denn?" unterbrach ihn der Graf, „hier gilt keine Entschuldigung, und damit du weißt, warum ich dich hierher forderte, so will ich kurz zu dir reden; ich verlange, daß du, Rabbi! mich in diese hohe Wissenschaft einweihest." —

Der hohe Rabbi Löw wich einige Schritte vor Schrecken zurück.

„Daß du mich," sprach der Graf weiter, „ganz ernstlich in diese Welt der höhern Mächte einführst."

„Unmöglich, das ist unmöglich, Graf!" protestirte der erschrockene Rabbi, „ich kann nicht." —

„Du wirst es können, was ist dir unmöglich? geize nicht mit deinen Kenntnissen. — Siehst du, Freund! es ist so schön, so erhaben der Gedanke, der Lehrer zu sein, sich größer fühlen, als ich, der Schüler."

Nein, nein, möge der Graf nicht in mich dringen, es ist umsonst, ich darf nicht." —

„Du darfst nicht? und warum, wer vermag es zu hindern, wenn du es willst?"

„Möget Ihr es einsehen lernen," sprach der ängstliche Rabbi, „mit wie vielen und großen Schwierigkeiten das Betreiben dieser Wissenschaft für einen Israeliten ist, und wie erst häufen sich die Hindernisse, — Ihr werdet verzeihen, wenn ich sage — wie häufen sich erst die Hindernisse den hohen Bergen gleich, bei einem Nichtisraeliten."

„Ist es das, was dich hindert? —du wirst dein Amt als Lehrer übernehmen," versetzte darauf der Graf in barschem Tone, „hier gilt keine Ausrede."

„Noch einmal, Graf! es kann nicht sein."

„Du mußt, ich werde dich zwingen, ich will es, und du mußt wo ich will, — reize, Rabbi! meinen Zorn nicht, denn schon zu lange spieltest du mit meiner Geduld; ich bin angesehn beim Kaiser — ich selbst bin mächtig, es ist um dein Leben, um das Leben der Deinigen zu thun, wofern du dich weigerst — ich werde alle meine Geltung aufbieten, dich und die Deinigen zu verderben; du weißt, ich kann es, durch die leiseste Anklage blos, drum wähle — Verderben oder —"

„Oder?" fiel der Rabbi in's Wort und Schweißtropfen bedeckten seine Stirn; — „ich werde thun, was Ihr befehlet — doch Geduld, ich habe einen Freund, einen Genossen in der erhabenen Wissenschaft, den Rabbi Don Abraham, doch er weilet in Spanien, wollet Ihr so lange Euch gedulden, bis ich ihn berufen, der soll mir helfen, die, bei dem Allmächtigen! für mich so schwere Aufgabe zu lösen."

„Das sei dir gewährt, jetzt aber kannst du dich wieder entfernen," sprach im gütigen Tone der Graf, „und bald sehe ich dich wieder."

Der Rabbi eilte in sich gekehrt und still nachdenkend nach Hause; hier angekommen, zog er sich in sein Kämmerchen zurück, und überlegte lange, was er in dieser für ihn so schwierigen Angelegenheit zu thun habe; sollte er wirklich um jenen Genossen und Studienfreund Rabbi Abraham schreiben? mit welcher Miene wird dieser vor ihn treten, wenn er die weite Reise gemacht und am Ende nichts anderes hier zu thun hätte, als einen Nichtjuden in der Kabbalah zu unterrichten, oder sollte er sich selbst weigern, den Grafen zu unterrichten, welche böse Folgen könnte dann diese Weigerung für ihn und die ganze Gemeinde haben. — Der Graf hat es ja so geschworen. Dies überlegte der Rabbi. Schon wurde es Abend, da erwachte er plötzlich, raffte sich auf und wollte eben in die Synagoge eilen, denn es war Freitag Abend, und die Sabbathfeier mußte schon begonnen haben, als plötzlich ein fremder Mann in's Zimmer trat, auf ihn losstürzte, den Rabbi in seine Arme drückte und die Begrüßungsformel Schalom (Frieden) sprach.

Kaum konnte der würdige Rabbi seinen Augen trauen, noch einmal

und wieder blickte er den Fremden scharf an, denn es war — Rabbi Don Abraham, sein Freund aus Sarragossa.

„Wie kommst du her? was führt dich zu mir? eben recht, wie gerufen," dieses waren Fragen, die der hohe Rabbi Löw that, „doch jetzt nicht; erst deinem Gotte und dann wieder zu deinen Freunden, wir wollen erst Beide den Sabbath begrüßen, und dann erzählst du mir." Mit diesen Worten eilten sie beide in die Synagoge, das Abendgebet zu verrichten.

Als sie wieder zurückkamen, sprach der Rabbi Don Abraham: „Du brauchst mir nicht zu erzählen, in welcher Noth du dich jetzt befindest, denn ich weiß alles, und es soll dich nicht befremden, wenn ich dir sage, daß ich eben deßwegen die Reise gemacht habe. — Höre, ich hatte einen Traum, der mir alles, was du in kurzer Zeit erlebt, vorgespielt hatte, ich machte mich also gleich auf, denn ich wußte, wie glücklich du sein würdest, mich in deiner Nähe zu sehen; die Reise dauerte kaum 12 Stunden, höhere Mächte haben mich hierher geführt. Tröste dich, es wird alles nach dem besten Wunsche ausfallen."

Am Sonntage schickte der hohe Rabbi Löw einen Boten zu dem Grafen, mit der Nachricht, daß er am Dienstage schon erscheinen werde, allwo auch der erste Unterricht beginnen würde, und zugleich ließ er an ihn auch die Bitte stellen, ein geheimes Zimmer zu diesem Zwecke einrichten zu wollen.

Als der anberaumte Tag kam, wanderten die beiden Rabbinen in das Schloß des Grafen. Hier angekommen, stellte sogleich der hohe Rabbi Löw den Rabbi Abraham als seinen Freund und als künftigen Lehrgenossen vor; Rabbi Don Abraham verneigte sich und sprach: „Ihr möget mir verzeihen, Graf! wenn ich es wage, noch einige Worte, ehe wir in die Wissenschaft selbst eingehen, zu sagen."

„Hier nicht," entgegnete der zufriedene Graf, — „wir wollen hinunterschreiten in das Zimmer, das ich zu diesem Zwecke in den unterirdischen Gewölben eingerichtet habe." Sie schritten schweigend hinab. Das Zimmer, in das sie jetzt traten, hatte einen eigenthümlichen Charakter. — Der Graf hatte sich alle Mühe genommen, dasselbe recht feierlich auszustatten. Es war seiner vollkommenen Länge und Breite nach mit schwarzem Tuche behangen, und das düstere finstere Aussehen desselben hatte etwas geheimnißvolles, gleich der Wissenschaft, die eben hier gelehrt werden sollte; nur eine Lampe abseits warf ihr trübes Licht auf die drei Gestalten, die stumm und ruhig standen gleich Grabentstiegenen.

Sie schwiegen — und eine bange ahnungsvolle Ruhe hatte seine weiten Flügel gleich einem schwarzen Raben ausgespannt, nur der leise Athem war noch zu hören.

Endlich brach der Rabbi Don Abraham das düstere Schweigen: „Noch Eins, ehe wir an's Werk gehen; die Kabbalah, Graf! hat seine Wurzeln tief in den wahren Glauben an ein hohes einziges Wesen geschlagen, sie

kann nur mit der Religion beſtehen, und nicht ohne ſie, darum betreiben ſie nur die Gottesfürchtigen, auf denen keine böſe That laſtet, — denen keine Gewiſſensbiſſe Seufzer aus der Bruſt ſtoßen; wer frei und ungeſcheut den Schleier der Geheimniſſe aufdecken und in die Zukunft blicken will, deſſen Auge muß frei und ungetrübt die Vergangenheit ſchauen können, kein Verbrechen darf ihn daraus vertreiben; darum bedenket: ſeid Ihr frei von aller Schuld? doch was frage ich, Ihr ſeid es." —

„Ich bin's!" rief der Graf.

„Blicket hinter Euch," nahm wieder der Rabbi Abraham das Wort, „blickt hinter Euch"— der Graf ſchaute ſich um; entſetzt fuhr er drei Schritte zurück, und mit Beben entſchlüpften ihm die Worte: „Seh' ich recht, ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme, wie ſie aus dem Dunkel hervorſtarrt, o Herr! erbarme dich."

„Kennt Ihr dieſe?" frug der Rabbi.

„Mein Gott, mein Gott! ich kenne ſie — meine Schweſter — ihr Kind!!"

Das Phantom verſchwand wieder ſo ſchnell, als es unſichtbar gekommen.

Darauf ſprach im feierlichen Tone der Rabbi:

„Ihr ſeid ſchuldig! — das war Euere Schweſter und ihr Kind, — Euer Kind, — beide ſtarben durch Euch!"

Er ſchwieg.

Der Graf ſtand einige Augenblicke wie verſteinert, dann ſprach er leiſe: „Ihr kennt meine Schuld; wie Ihr ſie kennt, das weiß Gott, der über uns waltet. — O gewiß, Ihr werdet ſchweigen, obgleich die böſe That in mir nicht ſchweigt. Die Kabbalah? ich darf ſie nicht betreiben, ich weiß es, daß ich mich ihrer unwürdig gemacht. Jetzt erſt, Rabbi! verſtehe ich deine weiſen Worte: סוד יי ליראיו Die Geheimniſſe Gottes geziemen nur einem Frommen. Dem gewöhnlichen Menſchen iſt anbefohlen: במופלא ממך אל תדרוש ובמכוסה ממך אל תחקור Was von dir unerreichbar, dem hänge nicht nach, und dem dir Verborgenen forſche nicht nach."

Sie ſtiegen wieder hinauf — nach langer Unterredung entließ ſie der Graf und beide Rabbinen kehrten, ſelbſt ergriffen, wieder nach Prag zurück.

Rabbi Buſtenai, Reſch-Gelutha. [1])

Von

Gutmann Klemperer.

Ward auch durch die Eroberung des heiligen Landes die Dynaſtie David's vom Throne geſtoßen, die Krone von ihrem Haupte geriſſen, ſo bewährte ſich doch lange Zeit nachher noch der alte Spruch des ſterbenden Patriarchen: „Nicht weichen wird das Scepter von Juda, nicht der Herrſcherſtab zwiſchen ſeinen Füßen.“ Denn auch in der Gefangenſchaft fanden die zerſplitterten Glieder des iſraelitiſchen Volkes ſich bald zu einem, durch Glaubensbande geeinigten Ganzen zuſammen. Aus der Nachkommenſchaft vom Hauſe David's wurden die Exilarchen gewählt, welche alle innere Angelegenheiten der ihnen untergeordneten Judenheit ſchlichteten, und auch als deren Vertreter bei der Landesregirung angeſehen wurden. Dieſe wußten ſich oftmals bald durch überlegene Geiſteskraft, bald durch freigebige Geſchenke an die Großen des Reiches eine ſehr große Autorität am königlichen Hofe zu verſchaffen, und ſtanden zuweilen mit dem Beherrſcher ſelbſt im unmittelbarſten Verkehre. Doch wie der Blitz größtentheils nur die hohen, hervorragenden Gebäude trifft, ſo pflegte ſich auch auf den Häuptern dieſer Männer der Grimm jener Machthaber zu entladen, welche Iſrael anfeindeten und verfolgten, und ſie fielen oft als Märtyrer ihres Glaubens, als blutige Sühnopfer für die ganze Nation. Könnten wir auch, wenn wir die von einen authentiſchen Geſchichtsſchreiber[2]) erzählte, im Jahre 649 ſtattgehabte, und auch ſpäterhin ſich wiederholende, gegen die Exilarchen gerichtete blutige Verfolgung der Perſerkönige leſen, zu der Vermuthung verleitet werden, daß die königliche Abkunft der Exilarchen vereinigt mit deren außerordentlichem Einfluſſe auf die ſehr bedeutende, damals noch nicht ſo zerſtiebte Maſſe der jüdiſchen Bevölkerung den Deſpoten gewiſſer Maßen gefährlich ſcheinen durfte, ſo muß die Nichtigkeit einer ſolchen Annahme ſich alsbald klar herausſtellen, wenn wir im Gegentheile bedenken, daß ſeit der letzten Kraftanſtrengung Iſraels unter der Leitung Bar-Cocheba's um Wiedererlangung ſeiner Selbſtſtändigkeit, das Verhalten dieſer Nation ſelbſt in Zeiten grauſamſter Bedrückung ſtets paſſiv geweſen, und nie zu dem leiſeſten Verdachte einer meuteriſchen Bewegung den geringſten Anlaß geben konnte. Dergleichen traurige, die Menſchenwürde ſchändende Erſcheinungen, die in der Geſchichte Iſraels eben nicht zu den ſeltenſten gehören, ſind daher unſerer geringen Anſicht nach nur dem frevlen Muthwillen bösartiger Tyrannenſee-

[1]) Reſch-Gelutha oder Exilarch war nach Zerſtörung des Tempels das Oberhaupt der außerhalb Paläſtina wohnenden Juden.

[2]) Scherira Gaon in ſeinem Sendſchreiben.

len allein zuzuschreiben. Als Bewährung des hier Gesagten wollen wir die bei einigen alten Schriftstellern sich vorfindende Geschichte von dem merkwürdigen Schicksale des Mar Naw Busienai, welcher im siebenten Jahrhundert den Rang eines Exilarchen zu Pumbedita[1]) bekleidete, mittheilen, fügen aber zugleich die Bemerkung hinzu, daß folgende Erzählung, in der hier erscheinenden Gestalt, nicht völlige Glaubenswürdigkeit verdient, und so mancher hierbei obwaltende Umstand nur als eine, aller historischen Begründung ermangelnde Sage angesehen werden kann.

I.

Der Garten.

Nicht lange vor dem Sturze des persischen Reiches durch die Araber wurde ersteres von einem mit dem bittersten Hasse gegen die Familie David's erfüllten Könige beherrscht. Dieser faßte auch den Beschluß, jenes fürstliche Geschlecht mit Stumpf und Stiel auszurotten; er ließ deßhalb die schärfsten Nachforschungen in seinem ganzen Reiche anstellen, und wo Juden von königlichem Geblüte sich fanden, alle ohne Erbarmen hinwürgen. Man achtete weder der Greise greises Haupt, noch der Jünglinge blühendes Antlitz, selbst das lallende Kindlein in der Wiege und der lächelnde Säugling an der Mutterbrust wurde schonungslos dem Henker überliefert. Schon war dem jüdischen Herrscherstamme kein Ueberrest mehr geblieben, denn dessen letzter Sprößling, ein erst vor kurzem verheirateter Jüngling, starb auf des Barbaren Befehl den blutigen Tod. Er ließ eine trostlose Witwe zurück, die nun in ihrem Elternhause eine Zufluchtsstätte suchte, aber dieses ebenfalls öde und verlassen fand, indem der Wüthrich auch ihren Vater und alle ihre Angehörige in's Gefängniß hatte werfen lassen.

Doch Er, der das Herz der Regenten in seiner Hand hält, um es nach Gutdünken zu leiten, schlug mit mächtigem Arme des Tyrannen Felsenherz, bis es weich wurde und wie Wachs vor des Feuers Hitze zerschmolz. Er sandte dem blutdürstigen Könige, welcher unter einem Sammt-Baldachin auf weichem Lager seine Glieder zur bequemen Nachtruhe hinstreckte, einen schweren, schrecklichen Traum.

Er sah sich nämlich in einen prächtigen, mit lieblichen Pflanzen allerlei Art ausgeschmückten Lustgarten versetzt. Wohlriechende Blüthen erfüllten die Luft mit balsamischen Düften. Dicht belaubte Aeste boten kühlende Schatten zur süßen, labenden Ruhe; und an den schwer beladenen Zweigen hingen köstliche, saftige Früchte, angenehm für's Auge und einladend zum Genuße. Auf den stolz hervorragenden Wipfeln der Bäume wiegte

[1]) Stadt in Assyrien, siehe Literaturblatt des Orients Nro. 51 des Jahrgangs 1846.

sich fröhliches Gefieder, dessen sanfte, wonnige Töne in melodiereichen Chören das Ohr entzückten.

Doch mitten unter dieser Fülle paradiesischer Herrlichkeit stand er, der blutgierige König, da, mit wildem, verzerrtem Angesichte, die majestätische Pracht erhabener Naturschönheit rührte seine schwarze Seele nicht. Hochemporgeschwungen hielt er in seiner Rechten eine schwere eiserne Art, womit er die fruchtreichen Zweige abbrach, und die hohen schlanken Stämme darnieder fällte, die, vom schweren Schlage hart getroffen, krachend zusammenstürzten. So ging er umher, ein verheerender Engel mit dem Werkzeuge des Verderbens von Stamm zu Stamm, bis sie alle hingeschmettert am Boden lagen, gleich den Leichen auf einem Schlachtfelde. Der Orkan in seinem Herzen hatte noch nicht ausgetobt, sein zerstörungssüchtiger Blick gewahrte noch sein kleines, dem Boden frisch entkeimendes Reis; mit erneuerter Wuth erhob er die vernichtende Waffe, — da ward ihm plötzlich die Axt aus der Hand gerissen.

Der König blickte auf, vor ihm stand ein von majestätischer Würde strahlender Geist. Der riesige Wuchs desselben zeigte einen Helden der Vorzeit, silbergraue Locken krönten den erhabenen Scheitel, ein schneeweißer Bart floß wie der Thau am Berge Hermon von dem edlen, mit Purpurröthe bedecktem Angesichte, Feuerflammen blitzten aus dem großen, hellen Augenpaare. Unter fürchterlichem, dem Brüllen eines seiner Jungen beraubten Löwen gleichem Geschrei erhob der Greis die dem König entrissene Axt, schlug ihm damit heftig auf die Stirne, bis das Blut in Strömen herabfloß. Der Verwundete fiel zu Boden, und rief mit flehender Stimme: Habe doch Erbarmen mit mir, o Greis! und schone meines Lebens! Was habe ich dir denn zu Leide gethan, daß du mich tödten wolleſt? Wie, entgegnete der Greis wehmüthig, was du mir zu Leide gethan? Blick um dich, wie du meinen so herrlichen Garten, daran mit Luſt sich das Auge geweidet, in eine wüſte Einöde verwandelt, und nicht genug, daß du mit grausamer Zerstörungswuth die Pflanzen, die ich mit Mühe großgezogen, mit unaussprechlicher Sorgfalt bewahrt und bewacht, vertilgt, erhebſt du noch jetzt frevlerisch die bluttriefende Hand, auch den letzten, deinem verheerenden Grimm bisher entgangenen Sprößling auszurotten; das letzte edle Reis auszujätten, das mir zum einzigen Troſte geblieben, daran alle meine Hoffnung sich feſt geklammert, es einſt zum riesigen Stamme hervorschießen zu sehen, und mit deſſen lieblichen Sprossen dieſen nun mehr wüſten Anger wieder anzubauen. Der König sprach in demuthsvollem, zerknirschtem Tone: Ehrwürdiger Greis! Schwer habe ich mich gegen dich vergangen, und in meinen wilden, gifterfüllten Zorneifer dir unſägliches Weh' bereitet; aber es ſoll nun meine Lebensaufgabe sein, die große Schuld zu ſühnen. So wie ich die früheren Sprößlinge deiner Luſtpflanzung mit teufliſchem Ingrimme niedergehauen, will ich das übriggebliebene Reislein mit Engelsmilde warten, will es hüten wie meinen Augapfel, mit zärtlicher Sorgfalt sein hegen und pflegen, mit eigener

Hand es feuchten und tränken, bis daß es geworden zum großen starken Baume, um aus dessen Zweigen deinen Garten wieder schöner und herrlicher denn jemals herzustellen; — somit, edler Mann! vergib, was ich dir Böses zugefügt! Der König streckte dem Alten die Hand entgegen, welche dieser mit nerviger Kraft schüttelte, durch welche heftige Erschütterung ersterer erwachte. Das Traumgesicht war zwar geschwunden, hatte aber blutige Spuren zurückgelassen, von der wirklich verwundeten Stirne floß noch immer der rothe Lebenssaft, und auch die Lagerstätte war blutig gefärbt.

Eine heftige Unruhe bemächtigte sich des Königs, und als der Morgen anbrach, berief er sogleich die Weisen und Magier des Reiches, erzählte den merkwürdigen Traum, dessen Deutung zu erfahren, — aber niemand wußte Bescheid. Da erblaßte der König, fieberhafte Angst schüttelte seine Glieder, bis die Kniee aneinander schlugen, seines Herzens Pulse pochten gewaltig. Hierauf begann einer der vornehmsten Staatsräthe: Möge mein Herr und König ewig leben! Geruhe, o Herr! den Worten deines treuen Dieners ein geneigtes Ohr zu schenken, und zürne nicht deinem sehr ergebenen Knecht. Meinem königlichen Gebieter kann es wohl nicht unbekannt sein, daß von jeher die weisesten Männer aus der Mitte des jüdischen Volkes hervorgegangen, vorzüglich die von der Nachkommenschaft ihres Königs David haben sich immer durch große Kenntnisse, viel umfassendes Wissen ausgezeichnet; ihr Gott, dessen Lieblinge sie sind, begabte sie mit hoher Einsicht und durchdringendem Verstande, die dunkelsten Geheimnisse zu ergründen, die tief verborgenen Dinge zu enthüllen, schwierige Knoten zu entwirren, schwere Räthsel zu lösen, und auch Träume richtig und wahrhaft auszulegen. Als Nebuchadnezar, König von Babylon und sein Enkel Belschatschar von schreckhaften Traumgebilden geängstigt wurden, war es einzig und allein Daniel, ein Jüngling vom jüdischen Königsstamme, der die Deutung kündete, welche nachher genau und buchstäblich eingetroffen. Es gefalle daher meinem Herrn und Könige, einen jener im Kerker schmachtenden Juden vor sich kommen zu lassen, und ich zweifle nicht, daß dein Herzenswunsch befriedigt werden wird. Diese Rede fand Wohlgefallen in den Augen des Königs, er schickte sogleich hin, einen der eingekerkerten Juden vor ihn zu bringen, und ihm eine Frage zur Beantwortung vorzulegen.

Als die Gefangenen des Königs Befehl vernahmen, erschraken sie heftig, weil sie nicht wußten, was er von ihnen verlangen würde. Da meldete sich der alte Vater jener Witwe, deren Gemal, weil vom königlichen Geblüte, kurz nach der Hochzeit getödtet worden, er sei bereit, vor den Regenten zu erscheinen, und dessen Fragen zu lösen. Seine Mitgefangenen warnten ihn vor einem solchen verwegenen Schritte, er aber sprach: Seid meinethalben außer Furcht, ich bin meiner Sache gewiß; ich kenne das Anliegen des Königs, es handelt sich um ein, ihm vorige Nacht erschienenees Traumbild, das ich ebenfalls gesehen, und dessen Deutung ich vollständig zu geben weiß. Auf das Geheiß des königlichen Dieners, sich das wildge-

wachſene Haar abzuſcheren, ſeinen Leib zu waſchen und ſeine Kleider zu wechſeln, gegenredete er: Mich bindet ein heiliger Eidſchwur, nicht eher mein Gefängnißkleid abzulegen, als bis meine Sendungen an den König vollbracht iſt. — Im ſchmutzigen elenden Kerkergewande betrat er alſo den von Gold und Edelgeſtein ſchimmernden Pallaſt, und alle, die ihn ſahen, fühlten für den vom Schickſal ſo hart getroffenen, von Kummer und Trübſal ſo ſchwer gebeugten Greis, das tiefſte Mitleid. Dem Könige vorgeſtellt, redete ihn dieſer an: Du biſt von jenem Stamme, der ſich von jeher durch Wiſſenſchaft geheimer Dinge, durch tiefe Kenntniß des dem Menſchenauge Verhüllten würdig hervorgethan; wäreſt du nun im Stande mir einen Traum der Wahrheit gemäß auszulegen? Da lautete alſo des Greiſes Antwort: Nur Er, der hocherhaben thront, und in die tiefſte Tiefe ſchauet, nur Er, dem die Finſterniß helle, weil bei ihm weilet das ewige Licht, nur Er, der Allwiſſende und Allſehende, verleihet Weisheit dem Weiſen und Vernunft dem Einſichtsvollen; und ſo hat auch Er, der Allweiſe, in ſeiner großen Güte und Gnade mir, dem ſchwachen Sterblichen, das, was mein Herr und König zu wiſſen begehrt, geoffenbart; und zum Beweiſe, daß des Traumes Deutung mir nicht fremd, will ich dir, o königlicher Gebieter! ſelbſt die Gebilde, die deine Seele im Schlafe dir vorgeführt, kund thun. Der Greis erzählte demnach umſtändlich den ganzen Traum, und brachte ſogar gewiſſe hierbei obgewaltete Geringfügigkeiten in Erinnerung, die bereits dem Gedächtniſſe des Königs entſchwunden waren. Dieſer erſtaunte und erwartete in höchſter Spannung die Auslegung. Der Greis fuhr fort: Der Garten, den du, mein König! geſehen mit niedern und hohen Bäumen, knoſpenden Blüthen und hochſtämmigen Aeſten, das deutet auf das zahlreiche Geſchlecht David's, des Sohnes Iſai, einſtmaligen Königs in Iſrael. Da gab es junge und alte Leute, Kindlein in der Wiege und lebensſatte Greiſe, dem Ende ihrer Laufbahn nahend; und der kühlende Schatten, den das dichtbelaubte Gezweige bot, ſtellt dar den Muth und die Tapferkeit, womit jenes edle Geſchlecht die ihrer Obhut anheim Gegebenen ſchützte und wahrte. Die prangenden erquickenden Früchte an den ſchwer beladenen Zweigen ſind ein Bild der allumfaſſenden Weisheit, womit die Söhne des von Gott erwählten Herrſchers ausgerüſtet waren, zu leiten die Unerfahrenen, zu belehren die Unwiſſenden. Das muntere Gefieder auf der Bäume Wipfel, bedeutet die freudigen auf dieſen Herrſcherſtamm beruhenden Hoffnungen Iſraels, welche die göttlichen Verheißungen der Gottesmänner unſerm Herzen eingegoſſen, die Unglücklichen zu tröſten, den Muth der ſchwer Geſunkenen aufrecht zu erhalten. Und du, o König! biſt mit eiſerner Art eingedrungen in den Garten des Herrn, haſt ihn wüſt und öde gemacht; auf den Ausſpruch deines Mundes wurden die Abkömmlinge dieſer königlichen Familie hingeſchlachtet, und keiner von ihnen blieb am Leben; noch vor Kurzem fiel der Letzte der Davididen, ein Jüngling, kurze Zeit verehelicht, unter dem Beile des Henkers und ließ eine gramerfüllte junge Witwe zurück, deren Vater und Ver-

wandte gefesselt im Kerker schmachten. — Hier mußte der Greis inne halten, denn lautes Schluchzen erstickte seine Stimme, und erschöpft ließ er das Haupt auf die Brust sinken.

Doch bald richtete er sich wieder auf, und fuhr in seiner Rede gelassener weiter: Die hohe ehrwürdige Gestalt eines Greises, welcher dir urplötzlich die Art entrissen, und ein furchtbares Geschrei gleich dem brüllenden Leuen in der Wüste erhoben, war kein Anderer, als der Gott erkohrene gesalbte Häuptling, unser Fürst David, König in Israel. Du bist wohl mit dem Gedanken umgegangen, auch jene junge Witwe, die erst seit wenigen Wochen einen Embryo vom königlichen Geblüte in ihrem Schooße trägt, umzubringen, und so auch das letzte schwache Reis jenes edlen Stammes zu vertilgen; aber von nun an hat dein Sinn sich geändert, Gott hat das Kieselherz dir genommen, und ein Herz von Fleisch dir eingesetzt. — Der König nahm das Wort: Ich bin von der Zuverlässigkeit deiner Rede innigst überzeugt. Ich will des Traumes Deutung gänzlich in Erfüllung bringen, und mein, dem Gesalbten des Herrn, dem Könige David gegebenes Wort treulich halten. Gehe du hin, suche mir auch jene junge hinterbliebene Witwe; denn unter meiner Obhut soll sie von nun an geborgen sein, des Kindes im Mutterleibe will ich warten, wie ein zärtlicher Vater. Ein Strom heißer Zähren entstürzte den Augen des Greises, als er dem Könige versetzte: Ich, ich selbst bin der Vater dieses Weibes, meiner Tochter Gatte war der letzte aus dem Hause Davids, *mein* Haupt hat das schwere Unglück getroffen. Besänftigend sagte der reuemüthige König: Ich will das, was ich an dir verübt, so viel meine königlichliche Macht gestattet, gut machen. Die Todten kann ich nicht mehr aus dem Grabe erwecken, aber den Lebendigen will ich meine Gunst im vollsten Maße angedeihen lassen. Du und die Deinigen, ihr seid der Haft entlassen, bleibet an meinem Hofe, und es soll königlich für euch gesorgt werden. Jetzt eile nach Hause, deine schwangere Tochter mir herzubringen. — Mit freudestrahlendem Antlitze ging der Alte hin, den Seinigen das ihnen bevorstehende große Glück zu melden. Der König hielt Wort, ließ ein besonderes Gemach, mit allem Nöthigen versehen, für die junge Frau herrichten, und als die Zeit ihrer Niederkunft herankam, gewann sie einen Sohn, welches große Freude in Israel verbreitete. Man nannte das Kind Bustenai, chaldäisch „Garten", zum Andenken an den merkwürdigen Traum des Königs.

2. Die Mücke.

Bustenai wuchs heran zur Freude Israels, mit den Vorzügen seines Körpers entwickelten sich auch die seines Geistes immer mehr und mehr. Von Statur wohlgebaut, nahm er durch eine, seinem Alter angemessene Lebensweise täglich an Stärke und blühender Gesundheit zu, und auch seine

Seele entfaltete seltene Anlagen und Fähigkeiten, mit denen er einen ausdauernden, nicht ermüdenden Fleiß verband. Bald übertraf er alle Jünglinge seines Alter an physischer wie geistiger Schönheit. Der Ruhm seines Namens verbreitete sich immer weiter, und als der König dieses erfuhr, war er hoch erfreuet, und ließ ihn sogleich vor sich holen, um sich hievon augenscheinlich zu überzeugen. Bustenai erschien, der König unterhielt sich lange mit ihm, und seine äußere überraschende Wohlgestalt, seine würdevolle, die hohe Abkunft nicht verläugnende Haltung, wie nicht minder sein Geistesreichthum, der große Schatz seines Wissens, womit er über alle ihm vorgelegten Fragen treffend und schlagend Bescheid zu geben, der gediegene, ausgebildete Sinn, die Schärfe und Klarheit des Verstandes, womit er über Gegenstände mannigfacher Art zu urtheilen wußte, gewannen ihm die Gunst des Königs in so hohem Grade, daß er ihn nicht mehr von sich lassen wollte und zur Aufwartung in seinem eigenen Gemache bestimmte.

Einst setzte sich ihm von ungefähr eine Mücke auf die Stirne, und stach ihn so heftig, daß sie seine Haut aufritzte und Blut hervordrang; er aber, aus Achtung vor des Königs Gegenwart rührte weder mit dem Kopfe, noch hob er die Hand auf, die Mücke zu vertreiben. Der König bemerkte dies, und fragte, warum er das stechende Insekt nicht weggejagt? Bustenai erwiederte im bescheidenen einfachen Tone: Seitdem Juda seine Selbständigkeit verloren, meine Ahnen von des Thrones Höhe herabgesunken, der Glanz unseres Fürstenhauses erloschen und dessen Söhne an fremden Höfen dienen, hatten diese stets feine Sitte und Wohlanständigkeit in ihrem Dienste bewährt. Sie hegten vor der geheiligten Person eines gekrönten Hauptes stets die tiefste ehrfurchtsvolle Scheu, und um selbe nicht durch die leiseste unanständige Bewegung zu verletzen, wußten sie selbst den quälendsten Schmerz zu überwinden. Diese Selbstbeherrschung habe ich von meinen Vätern geerbt, wie dürfte ich es also wagen, in Anwesenheit meines hohen Gebieters mit dem Haupte zu schütteln oder gar den Arm zu erheben? Ich, dem die Ehre zu Theil ward, meinem Herrn und Könige gegenüber zu stehen, muß wohl eine viel schmerzlichere Qual als einen bloßen Mückenstich ertragen können, ohne meine Empfindung durch die geringste Gebärde zu verrathen. Diese von hoher, adeliger Gesinnung zeugende Antwort bestimmte den König, Bustenai sogleich die seinem Stamme zukommende höchste Würde zu übertragen, und ihn zum Resch Gelutha einzusetzen. Er befahl auch, ihn in seinem Staatswagen durch die Straßen der Residenz zu führen, und vor ihm her auszurufen: So geschieht dem Manne, den der König zum Oberhaupt der Juden ernannt, und allenthalben zu ehren und hochzuachten gebietet. Bustenai erhielt auch die Gewalt, Lehrer und Richter in seiner Nation nach Gutdünken ein- und abzusetzen, und hatte auch zu jeder Zeit Zutritt bei dem Könige. Beim Antritte seiner Exilarchenwürde ließ er zum Andenken eine Mücke seinem Siegel eingraben, und alle seine Nachfolger aus dem Hause Davids führten ebenfalls eine Mücke als Siegelwappen. Selbst

nachher, als der Perſerkönig Jezdejerd III. das Reich verlor und die Türken daſelbſt zur Herrſchaft gelangten, ſtand er bei dem Kalifen Omar ebenfalls in großem Anſehen, und dieſer gab ihm ſogar eine Prinzeſſin des gefangenen Jezdejerd, eine ſehr ſchöne Jungfrau, nachdem ſie die jüdiſche Religion angenommen, zur Gemalin! Unter ſeiner Leitung fühlte ſich überhaupt Iſrael ſehr glücklich, und es wurden auf ihn die Worte des Propheten Jeſaias gedeutet: „Der entronnene Ueberreſt des Hauſes David's wird wieder unten Wurzel faſſen, und oben Früchte tragen.“

Der wunderbare Baumeiſter.

Von L. Weiſel.

Seit zehn Jahren lebte ein frommer gottesfürchtiger Rabbi, obgleich in drückender Armuth, dennoch ganz zufrieden, mit ſeiner fleißigen klugen Ehehälfte. Der Herr hatte das glückliche Paar, wenn auch nicht mit Geld, dennoch mit einer Schaar Kinder geſegnet, die faſt alle Knaben und zum Studiren des Geſetzes fähig waren. Allein je größer die Zahl der Kinder ward, um ſo höher ſtieg die Noth und das Elend im Hauſe, und da der fromme Gatte Tag und Nacht im Talmud ſtudirte, ſich um irdiſches Treiben und Gut wenig kümmerte, das betriebſame Weib mit ihrer Hände Arbeit den nothwendigen Bedarf nicht mehr erſchwingen konnte, ſo ſtieg das Elend auf's höchſte. Weder Kleider den Leib zu bedecken, noch Brod den Hunger zu ſtillen, befand ſich nun mehr im Hauſe des Rabbi. Unter dieſen traurigen Umſtänden ſah die redliche Gattin ſich nothgedrungen, ihren gleichgiltigen Gatten in ſeinem ruhigen Forſchen im Talmud zu ſtören, und ihm ihre Noth klar vorzuſtellen.

„Willſt du denn noch immer forſchen und ſtudiren im Soher und Talmud?“ ſprach ſie eines Tages. „Sieh, alles iſt aufgezehrt, die Kinder jammern nach Brod und deine Kabbala vermag nicht einmal ihren Hunger zu ſtillen. Sollen wir denn Alle verſchmachten und hinſterben? Laß ab von deinen leeren Betrachtungen und gehe hinaus in die Welt, für dich und die Deinigen Nahrung zu ſuchen.“ — „Was kann ich thun, liebes Weib! entgegnete der fromme Gatte, „vertraue nur auf den, der Alles verſorgt und nährt in der Welt.“ — „Vertrauen allein iſt nicht genug,“ nahm die kluge Mutter das Wort, „man muß dabei thätig ſein. Nicht zu jeder Zeit geſchehen Wunder, nicht jedem ſchickt Er nährende Raben. Du ſelbſt mußt mühevoll dein Brod ſuchen.“ — „Wie kann ich denn weg? wohin ſoll ich gehen?“ fragte weinend der zaghafte Mann; „ſchau her, dieſe Fetzen bedecken ja kaum meinen ſiechen Körper. Auch nicht einen Heller zur Reiſe. Gott erbarme ſich unſerer Noth!“ — „Dafür habe ich geſorgt, des Nach-

bars Gewand ausgeborgt, auch einiges Geld zur Reise. Gehe, mein Lieber! hinaus in die Welt, vielleicht sendet dir Gott seine Engel des Erbarmens." So sprach das Weib, kleidete ihren Gatten in das erborgte Kleid, und legte etwas Geld in den Beutel. Was sollte der bedrängte Rabbi thun? er mußte sich in den Willen der Gattin fügen; seufzend legte er den zerblätterten Soher zur Seite, segnete die Kinder, küßte daß heilige Pfostenamulet, ergriff den Wanderstab und verließ die ruhige Wohnung, worin er so viele Jahre ungestört das Gesetz des Herrn ausgelegt hatte. Ohne zu wissen, wohin er den Weg einschlagen solle, lenkte er seine Schritte gen Sonnenaufgang, wanderte ohne Rast den ganzen Tag vorwärts, und gelangte am Abend in die Hauptstadt des Landes. Die großen Häuser, die prachtvollen Paläste, das Gewimmel der Menschen, das Rollen der Wägen, betäubten den armen Rabbi so sehr, daß er sich ermattet auf die Stufen eines Hauses in einer abgelegenen Gasse niederwarf und bitterlich weinte. Aber es achtete Niemand auf den Unglücklichen und auf dessen Thränen, jeder eilte vorüber nach seinem Geschäfte und fragte nicht nach dem Kummer des armen Fremden, der von Hunger gequält, nach einem Trunke schmachtend, auf dem harten Gestein lag. „Herr! warum lassest du es deinem Knechte so schlecht gehen?" lispelte er mit bebenden Lippen, den Blick nach dem Himmel gewendet, „was haben die unschuldigen Kinder gethan, daß sie vor Hunger vergehen? Während Tausende hier im Ueberfluß schwelgen, sitze ich da ohne Obdach, ohne Schutz in einer ganz fremden Stadt. Was wird aus mir, was aus den Meinigen, wenn du mir, gerechter Gott! nicht bald deine allmächtige Hand hilfreich bietest." Kaum hatte er ausgeredet, da fühlte er seine Schulter sanft berührt, er wandte das Gesicht und sah einen ehrwürdigen Greis in einen langen Mantel gehüllt, mit einem weißen Barte bis zum Gürtel herab, vor sich stehen.

„Salom Alecha Rabbi!" sprach der Fremde, indem er ihm die hagere Hand zum Gruße bot. — „Alecha Salom Rabbi Mori!" erwiederte der Begrüßte und erhob sich ehrfurchtsvoll vor dem Fremden. „Warum ist Euer Angesicht so betrübt?" fragt dieser. — „Wie soll ich, Herr! nicht betrübt sein, nachdem alles aufgezehrt ist im Hause, und Weib und Kind vor Hunger vergehen?" antwortete jener. — „Wie bist du so sehr in's Elend gerathen?" — „Ach Herr, ich habe mein Lebenlang das Gesetz studirt, habe den Talmud zehnmal durchforscht, auch den Soher und andere heilige Bücher eifrig gelesen!" — „Ja, damit kann man aber kein Brod für Weib und Kind erwerben," fiel der Fremde ein. „Schön ist Gelehrtheit mit Weltsitten gepaart. Ihr hättet auch thätig sein sollen." — „Ich erkenne mein Unrecht, und möchte nun gerne arbeiten und erwerben, wüßte ich nur auf welchem Wege, ich bin auch deßhalb ausgegangen; aber ich habe keine Kenntniß von Geschäften und nur wenig Geld, irgend welches zu unternehmen." — „Gut, Euer Unglück rührt mich und ich will Euch einen Weg zum Reichthume zeigen, wenn Ihr mir folgen wollet in Allem, was ich verlange." —

„Gerne, mein Herr! so Ihr nichts begehrt, was wider das Recht und das Gesetz Moses ist.“ — „Fern sei dies von mir, Euch vom Wege der Rechtschaffenheit abzuleiten; jetzt aber kommt mit mir in meine Wohnung, die Nacht ist nicht mehr fern, eine Herberge thut Euern müden Füßen noth, und ein erquickendes Mahl scheint mir nicht überflüssig.“ Beide Rabbi's gingen von dannen nach einer bequemen Herberge, und der fromme arme Rabbi dankte Gott im Herzen und segnete tausend Mal seinen unbekannten Gönner.

Am andern Tage, nachdem Beide das Morgengebet verrichtet hatten, sprach der Wirth: „Nun laß uns unserem Geschäfte nachgehen; du kleide dich hier in die Gewänder, damit man dich für einen vornehmen Mann halte, und dann gehen wir zusammen nach dem Sklavenmarkt, und du rufest mit starker Stimme: Wer will einen Sklaven kaufen, dessen Gleichen nicht ist in der Welt?“ – „Ach Herr! warum spottet Ihr meiner, wo hab' ich denn einen Sklaven zum Verkauf?“ — „Ich werde selbst dein Sklave sein, und fragt dich jemand nach den Eigenschaften deines Knechtes, so sage, er sei ein geschickter Baumeister, der die schönsten Gebäude in der kürzesten Zeit mit den geringsten Auslagen aufzuführen versteht.“ — „Nimmermehr! Soll der Knecht den eigenen Herrn verkaufen? Wie wollt Ihr mir ein so verkehrtes Recht zumuthen?“ — „Sei ohne Sorge, so ich meine Aufgabe gelöset, werde ich wieder frei, und du bist dann ein reicher Mann.“ — „Welche Aufgabe wollt Ihr denn lösen? Ich kann mir wahrhaftig Euer Vorhaben nicht erklären.“ — „So höre denn: Der Fürst des Landes will einen Pallast aufbauen, wozu sein Urahn den Plan angelegt, der an Pracht dem Pallaste des Nero fast gleichkömmt; ein reicher Spekulant hatte diesen Bau über sich genommen. Dieser ließ Baumeister und Handwerker aus allen Ländern kommen; doch es vermag Niemand den kunstreichen Bau zu vollenden. Hört nun der Kaufmann deine Worte, wird er nicht anstehen zu zahlen, was du verlangst.“ — „Aber Herr! versteht Ihr denn die Kunst, ein solches Gebäude aufzuführen? Sollen wir uns in Gefahr setzen, als Betrüger gestraft zu werden?“ — „Nichts soll dir geschehen; Elias, der ewig lebende Prophet, versichert dich dessen.“

Kaum hatte der Fromme den Namen gehört, faßte er Muth, ging stolz voran, ihm folgte der scheinbare Sklave nach dem Markte. Bald hatte sich eine Menge neugierigen Volkes um die zwei sonderbaren bärtigen Fremden versammelt, und Alles lachte und spottete über die Worte des Rabbi und das Aussehen des vorgeblichen Baumeisters. Auch ein dicker Kaufmann ging vorüber, und wie er den Ausruf: „Wer kauft einen Sklaven ohne Gleichen?“ vernahm, kam er näher und fragte nach den Eigenschaften des greisen Knechtes.

„Er ist einer der geschicktesten Baumeister in der Welt,“ war die Antwort. Nun ließ der reiche Kaufmann nicht mehr ab und erkaufte den Sklaven für achthundert Tausend Gulden. „Ich kann Euch aber die Summe

nicht eher auszahlen, als bis ich von der Wahrheit Eurer Worte überzeugt bin," sprach der vorsichtige Spekulant, nachdem sie in seine Wohnung gekommen waren, „darum werdet Ihr hier bleiben, bis ich meiner Sache gewiß sein werde; und du," wandte er sich zum Sklaven, „sollst die Freiheit erhalten, wenn du mir, wie dein Herr vorgibt, in der kürzesten Zeit den Pallast nach den Regeln der Kunst und nach vorliegendem Plane vollendest." — „Wohl ist dieses mächtige Gebäude," entgegnete der Sklave, „eines der künstlichsten und für Menschenhände fast unausführbar; allein es gibt noch andere Künstler. Der Bau soll in drei Tagen vollendet dastehen."

Der Kaufmann führte hierauf den neuen Baumeister hinaus, wo der große Pallast nur halb erbaut stand, und stellte ihn den Arbeitern als ihren Obern vor; diese aber lachten hellauf, als sie den bärtigen Architekten sahen, und dachten, ihr Herr wäre vielleicht aus zu großer Sorge närrisch geworden. Man arbeitete mit verdoppeltem Eifer Tag und Nacht, selbst der neue Baudirektor legte Hand an die Arbeit, und dennoch war am dritten Tage das Werk um ein Geringes nur vorwärts gerückt. Der Kaufmann war sehr verdrießlich, schimpfte den armen Rabbi einen Betrüger und drohte ihn nach Gebühr zu züchtigen, wenn seine Zusage nicht in wenigen Tagen in Erfüllung gehen sollte; dieser konnte in seiner großen Verlegenheit nichts anderes beginnen, als beten. Gegen Abend entließ der Rabbi alle seine Leute mit den Worten: „Gehet nun heim jeder nach seiner Wohnung, die Arbeit soll auch ohne euer Zuthun fertig werden."

Nun zweifelte Niemand an dem Irrwahne des Fremden, lachend und spottend zogen Maurer und Taglöhner von dannen. Der Rabbi aber warf sich auf die Kniee, erhob die Hände gen Himmel und flehte: „Gott Abraham's, Isak's und Jakob's, der du mich erhörtest einst am Berge Karmel, vernimm auch heute mein Gebet und laß mich nicht zu Schanden werden deiner und des heiligen Namens halber. Ich habe mich als Sklaven verkaufen lassen, einem Frommen zu Liebe, damit Jedermann erkenne, daß du deine Kinder nicht verlassest in der Noth! Herr, der du das Weltall mit einem „Werde" geschaffen, vollende auch dies Gebäude!" Und wie er geendet hatte, da stiegen die Mauern immer höher und höher, Quader auf Quader ordneten sich symmetrisch über einander, prachtvolle großartige Säulen reiheten sich zusammen, regelmäßig und zweckvoll, Thüren und Fenster mit architektonischer Gleichheit bildeten sich, das Gebälke ward gezimmert, der Dachstuhl aufgesetzt, mit Verzierungen und Schnörkeln, nach den Regeln der Kunst, war das Gesimse und die Wände ausgeschmückt, Alleen und Gartenanlagen stiegen aus dem Boden, und wandelten die Umgebung zu einem Eden um; dies Alles geschah von unsichtbaren Händen, durch die Schaaren des allmächtigen Gottes, und ehe noch das vierte Morgenroth leuchtete, stand das Gebäude vollendet, mit all' seinen Thürmen und Kuppeln, mit allen den kunstvollen Terrassen und Säulengängen ganz nach dem vorgelegten Plane. — Der Kaufmann kam und blieb vor Bewun-

dennng ſtehen, der Fürſt erſchien mit allen Hofleuten, die ganze Stadt eilte herbei, das wunderbare prachtvolle Gebäude anzuſtaunen.

„Du haſt dein Wort erfüllt, ich will auch das meinige halten," ſprach der Kaufmann. „Du biſt frei und deinem Verkäufer ſoll die Summe ſogleich ausgezahlt werden." Der fromme Rabbi ward ſeiner Haft entlaſſen, achthunderttauſend Gulden wurden ihm ohne Zögern ausgezahlt, und dankend nahm er von ſeinem Gönner, dem Propheten Elias, Abſchied und kam vergnügt zu den Seinigen nach Hauſe, die ihn freudig empfingen. Der wunderbare Baumeiſter verſchwand und Niemand wußte wohin. Nur bei dem Rabbi, der jetzt nicht mehr unthätig und müſſig vor ſeinem Soher ſitzen blieb, ſondern fleißig den Geſchäften nachging, bei dieſem ſoll er öfters am Paſſahfeſt eingekehrt ſein und den Becher geleert haben, der für ihn gefüllt ward.

Das Wunderſchloß ſoll heutigen Tages noch ganz unbeſchädigt da ſtehen; doch in welchem Lande iſt niemanden bekannt.

Der Gang nach den Kalkgruben.

Von Dr. Th. Buddens.

Die Sieſta war vorüber; aus dem ſchweren Schlummer, welchen die glühende Sonne Cordovas über die Menſchen breitet, erwachte der Vicekönig. Sein Geſicht ſchaute verdrießlich; ſeine Augen wanderten mit einem Anflug von großer Langweile durch das prächtige Zimmer; er ſchien mit einem gewiſſen Aerger die Umgebungen zu betrachten, welche ihm mit aller Heiterkeit des Glanzes entgegenlachten. Plötzlich jedoch veränderten ſich ſeine Geſichtszüge; ſeine Augen hafteten freundlicher auf einem Gegenſtande, der ihm von einem Tiſche entgegenwinkte. Raſch ſprang er auf, eilte nach dem Tiſche und ergriff eine ſchön geſchriebene Pergamentrolle, deren äußere Rundung den Namen Moſes ben Maimon trug. Er überblickte die Rolle; ſein Auge belebte ſich von Minute zu Minute mehr; zuletzt erfaßte ihn eine wirkliche Begeiſterung, die ihn zu dem Ausrufe verleitete: O Moſes, wunderbarer Menſch! biſt du ein vom Himmel gefallener Engel, der der Menſchheit die Geheimniſſe des Lebens und der Ewigkeit entſchleiert? Welche Tiefe der Kenntniß! Ich ſchaue ſchon hinab in die Schachte der Geheimniſſe. Dieſes Pergament iſt der goldene Schlüſſel zu den Pforten einer neuen Welt, die in der Zukunft zwar noch begraben liegt, aber deren Sonne ſchon als Morgenröthe am Horizonte dämmert. Ja — dieſer Moſes iſt ein Seher der Zukunft, ein wunderbarer Arzt, der jede innere und äußere Krankheit ſchnell und einfach zu heilen verſteht, ein Licht, ein vom Geiſt Ergriffener, ein Gottgeliebter!

Der Vicekönig ſtand mit dieſen Worten von dem Polſter auf, ſchellte dem Diener, ließ ſich ankleiden und verfügte ſich in ſeinen Salon, wo er die ausgezeichnetſten ſeiner Hofleute, gelehrte Männer, Künſtler und gebildete Frauen empfing. Eine große Anzahl derſelben war ſchon verſammelt und der Vicekönig grüßte ſie freundlich.

Iſt Maimonides nicht hier? — fragte er, die Verſammlung noch einmal überblickend.

Nein, gnädiger Herr! — antwortete einer der Hofleute — Maimonides hat mehr zu thun, als in dem Salon ſeines Fürſten zu ſchmeicheln. —

Was ſoll das? — fragte der Vicekönig finſter. — Kann Moſes nie ohne eine neidiſche Bemerkung erwähnt werden? Hab' ich nicht ſchon ſo vielmal öffentlich erklärt, daß ich den Mann ſchätze, ja liebe, und daß ich keine Rüge ſeiner Handlungsweiſe verlange? Freilich — ſetzte der Fürſt hinzu — freilich kann kein großer Menſch der Verleumdung entfliehen; je beredter von der Zunge deſſelben die Worte der Wahrheit fließen, je beredter umziſchen ihn die Zungen Anderer, die nicht leiden mögen, daß ihre Honigzungen mit dem Salze der Wahrheit gewaſchen werden. Doch genug! — Man rufe Maimonides — ich verlange nach ihm! —

Gnädiger Herr! — ſagte der Hofmann ſüß lächelnd, — es thut mir Leid, Ihren Zorn erregt zu haben; aber ich konnte nicht anders. Ich hänge meinem Fürſten zu ſehr an, um jemals leiden zu wollen, daß ein gelehrter Jude ſo trotzig gegen Staat und Kirche eifert, wie Maimonides es thut.

Schweigen Sie! — rief der Fürſt zornig — Maimonides iſt nichts weniger, als Staatsverräther. So eben las ich eine Schrift von ihm, die er mir geſtern überſandte. Sie enthält eine ſo klare inhalttiefe Löſung einen ſchweren Lebensfrage, daß mir im Moment Ihre Anklage eine lächerliche ſcheint! —

Mit dieſen Worten wandte der Fürſt dem Hofmann den Rücken, ſprach mit andern über dies und Jenes und blickte dabei oft nach der Thüre, ſehnſüchtig den Maimonides erwartend.

Plötzlich wurde dieſe geöffnet. Schreckenbleich ſtürzte der nach Moſes geſandte Diener herein und verkündete mit keuchendem Athem, daß ſo eben Maimonides auf offener Straße ermordet worden ſei.

Ermordet! — ſchrie der Fürſt — Menſch, bedenke, was du da ſagſt.

Gnädiger Herr — ich ſpreche die Wahrheit — ſtammelte der Diener. Maimonides hatte in der Synagoge geſprochen und war auf dem Wege nach ſeiner Wohnung begriffen. Da ſchoſſen plötzlich zwei Vermummte an ihm vorbei; der zur Rechten hatte ihm einen Dolch in's Herz geſtoſſen, daß er auf der Stelle zu Boden ſtürzte. Um ihn ſammelte ſich das Volk; es entſtand ein wirrer ungeheurer Tummelt, durch den ich kaum mir Bahn brechen konnte, um Ihnen die Mähr mitzutheilen.

Der Vicekönig verhüllte ſich das Geſicht mit beiden Händen. Dann wandte er ſich raſch zur Verſammlung und ſagte: Entſchuldigung, meine

Herren und Damen, wenn ich Sie jetzt verlasse. Maimonides war mein Freund — ich muß ihn noch einmal sehen, vielleicht sprechen . . . Verhüte der gütige Gott, daß sein Auge schon gebrochen von der Todesnacht und daß ich nicht einmal noch schauen kann in die klaren Sterne, die seine reine Seele im Leben abspiegelten.

Der Vicekönig empfahl sich und eilte rasch nach der Wohnung des Maimonides.

Wo ist Euer Herr? — fragte er den alten Diener des Meisters, welcher im Vorsaal arbeitete.

In seinem Zimmer, gnädiger Herr! . . . . . er arbeitet — entgegnete der Diener.

Wie? Er arbeitet . . . . .? Er liegt nicht zu Bette? . . er ist gesund und wohl?

Er ist es wieder, gnädiger Herr! . . . . der Dolchstoß ging durch den Mantel auf die Bibelrolle und durchbohrte sie . . . . das Fleisch selbst auf der Brust blutet nur wenig. — Gott sei Dank! rief der Fürst und eilte hinauf in das Zimmer. Maimonides trat ihm entgegen, verbeugte sich, und sagte: Euern Eintritt segne der Herr, der mich gerettet hat aus den Stricken meiner Feinde. Noch lebe ich; von dem Schwerte des Todesengels fiel der bittre Galltropfen noch nicht auf meine Lippen, die immerdar bereit sind, für die heiligen Wahrheiten des Lebens zu streiten.

O wie froh bin ich, daß Ihr gerettet seid, mein theurer Freund! — rief der König. — Aber sagt — ist es wahr, daß der Dolch die Bibelrolle durchstach, mit welcher Ihr aus der Synagoge zurückkamt?

Ja — gnädigster Fürst — so ist es! — sagte Maimonides und nahm die Rolle von seinem Arbeitstische. — Hier ist der Stoß durchgegangen! —

Der Fürst nahm die Rolle und las die vom Dolch durchbohrte Stelle. Sie lautete:

„Auf, Herr! und hilf mir, denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst die Zähne der Gottlosen." [1])

Gott ist groß! — rief der Fürst erschüttert und schloß den gelehrten Meister in seine Arme. Seit jener Zeit wurde Maimonides der erklärte Freund und Günstling des Fürsten. Er stieg täglich höher in der Gunst seines Herrn, der ihn, unbekümmert um die neidischen Angriffe Anderer, auszeichnete und verehrte.

Aber der Neid ist ein geschäftiger Bote, dessen Lippen vom Gifte triefen. Wenn des Holzes viel ist, wird des Feuers desto mehr, und wenn die Leute gewaltig sind, wird der Zorn desto größer. Die Ohrenbläser zischeln und flüstern so lange, bis das Ohr sich öffnet und den Verdacht einläßt. Jener Hofmann mochte den Maimonides nicht leiden, aber am allerwenig-

[1]) Psalm 3, 8.

ſten ertrug er, daß der gelehrte Jude im Schooße ſeines Fürſten ſaß. Wuth und Rache kochten in ihm; die Schlangen des Haſſes züngelten aus ſeinen Augen, von ſeinen Lippen.

So erſchien er eines Tages vor dem Vicekönig und brachte wie zufällig die Rede auf Maimonides.

Gnädigſter Herr! — ſagte er ſüßlächelnd — ich bitte Sie recht ſehr um Verzeihung. Den Maimonides habe ich unbeſonnener Weiſe der Staatsverrätherei angeklagt — ich nehme mein Wort zurück — Maimonides iſt ein gelehrter Mann, der niemals gegen den Staat conſpiriren wird. Aber eins verdrießt mich doch von ihm — ja es iſt ſogar abſcheulich, daß ſolche Falſchheit gefunden wird unter den Menſchen. . . . . .

Der Vicekönig wandte ſich bei dieſen Worten erzürnt nach dem Hofmann.

Sie ſind ein Elender! rief er — den meine unendliche Langmuth bisher geſchont hat. Jetzt bricht der Faden meiner Geduld. Sie werden meinen Hof verlaſſen. — Königliche Hoheit! rief der Hofmann — hören Sie mich, ehe Sie mich verdammen. Maimonides hat in einer Geſellſchaft öffentlich erklärt, daß es ihm höchſt unangenehm ſei, mit Ew. königlichen Hoheit zu reden, weil... weil .... doch ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr! daß ich es wage, eine ſolche unverſchämte Lüge Ihnen gegenüber auszuſprechen.

Eine Lüge von Ihnen? — fragte der Fürſt kalt.

Nein, nein! — verſicherte der Höfling — vom Maimonides, den mein Fürſt abgöttiſch verehrt, vom Maimonides, der Ihre Unterredungen fürchtet, weil Sie einen übelriechenden Athem hätten, wie er öffentlich erklärt hat.

Abſcheulich! — zürnte der Fürſt — Aber es iſt nicht wahr! — Prüfen Sie ſelbſt — lächelte der Höfling — und dann — verdammen Sie mich, wenn Sie es können!

Den Fürſten erſchütterte dieſe hartnäckige Kaltblütigkeit des Hofmannes. Ein leiſer Zweifel gegen die Treue des Maimonides ſtieg in ihm auf und er beſchloß ihn zu prüfen.

Indeſſen aber hatte der glatte doppelzüngige Schmeichler beim Maimonides dieſelbe Rede gepflogen.

Gelehrter Meiſter! — ſagte er — Ihr denkt im Schooße Eures Fürſten warm und weich zu ſitzen; aber Ihr irrt Euch — der Fürſt iſt ein eigener launiſcher Mann, dem man's mit dem beſten Willen und Gewiſſen nie recht macht. So — denkt Euch — hat er ſich auch über Euch beklagt.

Aber worüber? — fragte Maimonides verwundert.

Ihr hättet — ſagte er — einen übelriechenden Athem, der ihm die Luſt verleide, mit Euch zu ſprechen.

Als ſich der Höfling entfernt hatte, lächelte Maimonides traurig und bitter, langte ein weißes feines Nastuch aus ſeinem Koffer und verfügte ſich nach dem Pallaſt des Vicekönigs. Es war die Stunde, wo dieſer den gelehrten Juden erwartete. Bei ſeinem Eintritt in den Salon fand er den Fürſten allein, grüßte ihn freundlichſt und näherte ſich ihm, ſein Schnupftuch feſt an den Mund gedrückt, um ihn nicht durch ſeinen üblen Athem zu beleidigen. Der Fürſt aber, gleicher Weiſe zartfühlend, hatte wie Maimonides ein Tuch vor dem Munde, um den gelehrten Freund nicht zu kränken; aber in ſeinem Herzen kochte der Zorn furchtbar. Die Wahrheit der höfiſchen Worte ſchien ihm ausgemacht; es dünkte ihm eine Falſchheit und Untreue ſonder Gleichen, daß ein Freund wie Moſes öffentlich ihn eines übelriechenden Athems beſchuldigen konnte, und er beſchloß — den Falſchen zu verderben. Er verabſchiedete den Gelehrten kalt, rief einen getreuen Diener in's Zimmer und befahl ihm, ſogleich nach den Kalkgruben von Cordova zu eilen.

Findeſt du die Kalkbrenner am Ofen, ſo gebiete ihnen in meinem Namen, denjenigen auf der Stelle in den Ofen zu ſchleudern, welcher im Verlauf einer Stunde kommen wird und die Frage an ſie richtet: ob mein Befehl vollzogen?

Der Diener entfernte ſich und eilte nach den Kalkgruben. Einen zweiten Diener ſandte der Vicekönig ſogleich zum Maimonides, welchem er den Befehl ertheilen ließ, augenblicklich nach den Kalköfen von Cordova zu gehen und die dortigen Kalkbrenner zu fragen, ob ſein Befehl vollzogen. Dem glattzüngigen Höfling, der gerade im Salon zugegen war, dankte er für ſeine Treue, die er ſo lange leider verkannt habe und gab ihm die Zuſicherung ſeiner unwandelbaren Gnade. Auch theilte er ihm den über Maimonides verhängten Todesplan mit. Es war ſchon gegen Abend, als Maimonides ſich auf den Weg machte, den Befehl ſeines Herrn zu vollziehen. Einige Sterne waren ſchon am Himmel erglommen; die kühlen Lüfte, welche der ſtille friedenvolle Abend brachte, wehten Dufte durch die Natur, gewürzige wunderbar ſüße Gerüche, aus den Limonien- und Pomeranzenhainen aufſteigend, welche die Mauern Cordova's umſchatten. Maimonides ging ſtillſinnend durch die duftigen Felder. Seine Gedanken flogen von der Erde zum Himmel. Er überblickte die ſaphirne Wölbung mit heiliger Empfindung, die ſich zur Gottentzückung ſteigerte, als der Mond am Horizonte wie ein erderleuchtendes Himmelsauge aufſtieg nnd die weiten Flächen mit flüſſigem Silber bedeckte.

Er dünkte ſich in dieſem Augenblicke ein von der Erde bis zum Himmel reichender Adam, der aus Staub erſchaffen, doch mit ſeinen Gefühlen und Gedanken an das Ewige geknüpft iſt, und nie von dieſem getrennt werden kann.

Doch auf einmal wurde er aus ſeinem tiefen Sinnen aufgeſchreckt. Ein altes Weib ſtürzte aus einer zerbrechlichen Hütte auf ihn zu und rief

und ſchrie: Rabbi, Rabbi! komm herein zu mir, daß du meine kranke Tochter tröſteſt!

Der Rabbi ſagte: Warte, bis ich zurückkomme; der Vicekönig gab mir einen Auftrag, den ich nicht verſäumen darf.

Aber das Weib ließ nicht ab mit Bitten und Beſchwörungen, hing ſich an ihn mit der ganzen Gewalt des Mutterſchmerzes, bat und flehte ſo innig, daß Maimonides nicht mehr widerſtand, ſondern mit ihr in's Haus ging, wo ihn die Alte an das Strohbett ihrer armen Tochter führte.

Der blaſſe Schimmer einer Lampe beleuchtete das bleiche Geſicht der Kranken, die im Fiebertaumel lag. Sie fuhr öfters über die rothgefärbten Augen, als ſchmerzte ſie der Lichtſtrahl. — Löſch die Kerze, Frau! — gebot der Rabbi, der dies bemerkte.

Aber, Rabbi! — wendete die Frau ein — es iſt ja Sabbath heute. Darf man nach dem Geſetze eine Kerze löſchen, wenn ſie dem Kranken beſchwerlich fällt?

Du darfſt — erklärte Moſes — thue, wie ich dir befohlen! — Die Alte löſchte die Kerze.

Siehſt du — fuhr Moſes fort — da droben am Himmel leuchten jetzt die Lichter Gottes — ſie ſcheinen durch's Fenſterlein auf das Bett deiner Tochter; aber ihr Strahl beleidigt das kranke Auge nicht. Laß deine Tochter ſchlummern, gutes Weib; denn wenn ſie erwacht, wird ſie geſund ſein! —

Die Mutter ſah dem Rabbi entzückt in's Geſicht. Sie traute ſeinen Worten; denn ſie wußte, daß er auch Arzt war, der kranke Körper und nicht blos kranke Geiſter heile.

Als Maimonides wieder in's Freie trat, waren die Sterne alle am Himmel aufgeblüht und leuchteten zur Erde nieder. Er ging raſch vorwärts und eilte auf einem näheren Fußpfad den Gebäuden entgegen, wo die Kalkbrenner ihre Wohnung hatten. Bald hatte er ſie erreicht, und Qualm und erſtickender dicker Dampf ſtieg aus den Schlöten zum Himmel. Feuerſtrahlen ſchoſſen mitunter wie brillantene Leuchtkugeln in die Nacht herein — und in den Hof eintretend, blickte er plötzlich in die hölliſche Glut eines ziſchenden praßelnden Ofens. Vier Knechte ſtanden an demſelben, von der Glut beleuchtet, wilde grinſende Geſichter mit höniſch aufgeworfenen Lippen. Der Rabbi trat näher und fragte: Iſt das geſchehen, was der Fürſt gebot? — Da lächelten die Kalkbrenner und deuteten grinſend nach dem Ofen:

Der iſt beſorgt und aufgehoben;
Der Fürſt wird ſeine Diener loben!

Maimonides verwunderte ſich ob dieſes Beſcheids; jedoch zu treu ſeinem Fürſten, um deſſen Geheimniſſe erforſchen zu wollen, ging er raſch wieder von den Kalköfen weg und eilte in der ſchönen warmen Sommernacht nach Hauſe.

Den andern Morgen verfügte er sich zur bestimmten Stunde in den Salon des Fürsten. Kaum aber erblickte ihn dieser, als er wie vor einer Geistererscheinung erschreckt, aufsprang, dem Rabbi entgegenstürzte und ihm zurief: Herr, himmlischer Gott und alle Heiligen! wo kommt Ihr her? — Was ficht Euch an, mein gnädiger Fürst? — fragte Maimonides erstaunt und erschreckt zugleich. —

Wart Ihr nicht auf meinen Befehl gestern nach den Kalkgruben gegangen? — zitterte der Fürst.

Ja, Herr — und die Kalkbrenner versicherten mir auf die Frage ob Ew. Hoheit Befehl vollzogen sei: er sei besorgt und aufgehoben. —

Gott, Gott! Was ist hier vorgegangen! schrie der Fürst entsetzt — Am Ende ist ein Unschuldiger in die Ofenglut geworfen worden — Wehe, wehe mir, was hab' ich gethan!

Gewiß nichts Böses — versichterte Maimonides. — Mein Fürst ist zu besonnen, um eine Uebelthat zu begehen. — Nein, nein! ich war nicht besonnen — schrie der Fürst. —

O Unglücklicher — wüßtest du, was ich gethan! — Ich wollte dich, dich, Moses! in die höllische Glut eines Kalkofens schleudern lassen. Deßhalb sandte ich dich gestern zu den Kalkgruben.

Mich, mein Fürst? rief Maimonides erstaunt. — Und was that ich, einen so entsetzlichen Tod zu verdienen? — Jener Höfling — entgegnete der Fürst — dein Feind, der so oft dich anschwärzte, sagte mir, du habest in einer Gesellschaft öffentlich erklärt, daß ich einen übelriechenden Athem habe, welcher dir jede Unterhaltung mit mir unangenehm mache. Ich glaubte ihm, weil du bald darauf mit dem Nastuch vor mir erschienst, und beschloß dich zu vernichten. — Und derselbe Höfling, — erklärte Maimonides — der meinen Fürsten belog, belog auch mich. Mir sagte er dasselbe von Euch — und so mußte es kommen, daß gegenseitiges Zartgefühl unsre Augen mit dem Schleier der Täuschung bedeckte.

Ist es möglich! — rief der Vicekönig. — O so komm in meine Arme, geehrter, geliebter Freund, und vergiß die Kränkung, die ich dir angethan. Fortan sollst du mir das Theuerste sein, was ich besitze, und keine Macht der Erde soll fernerhin das Band unsrer Liebe zerreißen.

Noch lag Maimonides in den Armen seines fürstlichen Freundes, als ein Kammerdiener eintrat und einen der Kalkbrenner anmeldete, der den Fürsten zu sprechen wünsche.

Er trete ein! — gebot der Vicekönig.

Gnädiger Fürst! — sagte der eintretende Mensch. — Auf Ihrem Befehl warfen wir gestern den Abgesandten in den Ofen. Hier aber übergeben wir seine Brillantuhr und seinen Siegelring, den wir ihm vom Finger zogen. Meine Kameraden wollten die Dinger als gute Beute erklären; aber ich nahm sie ihnen ohne Weiters ab, weil sie nicht uns gehören.

Der Fürst griff rasch nach dem Siegelring.

Großer Gott! — rief er erſchüttert — das iſt der Ring deines Feindes, des Höflings, der dich bei mir anſchwärzte! — O unerforſchliche Weisheit! — rief Maimonides — du ſchützeſt mich vom Verderben. Dank dir, ewigen Dank, daß du die verſteckten Wege des Böſewichts entſchleierteſt!

Aber — ſag mir, Freund, wo warſt du, als der Höfling nach den Kalkgruben eilte?

Ich ſaß an dem Krankenbett einer Fieberſchwachen und tröſtete die betrübte Mutter — ſagte Maimonides. Indeſſen hat der heimtückiſche Höfling die Zeit nicht erwarten können, bis er die Nachricht meines ſichern Todes empfing — er iſt früher gekommen, als ich und hat ſtatt freudiger Kunde den Tod gewonnen.

So hat Gott gerichtet! — rief der Fürſt.

Die Hoffärtigen höhnen und ſpotten; aber die Rache lauert auf ſie, wie ein Löwe — ſagte Maimonides. Es müſſen ſich ſchämen und gehöhnt werden, die nach meiner Seele ſtehen, es müſſen zu Schanden werden, die mir übel wollen. Sie müſſen werden wie Spreu vor dem Winde und der Engel des Herrn ſtoße ſie weg.

Rachel vor Gott.

Nach dem Midraſch von **Wolf Mayer.**

> So ſpricht der Ewige zu jener Stimme, die man zu Ramah hört als wimmerndes Klagegetön. Rachel beweint ihre Kinder, verweigert allen Troſt, dieweil ſie vertrieben ſind. So ſpricht der Ewige: Halte ein vom Weinen die Stimme, von Thränen das Auge! Deine Tugend findet ihren Lohn — der Ewige verſpricht's. Sie kehren wieder aus Feindes Land. Deiner Nachkommenſchaft ſprießt Hoffnung auf — der Ewige verſpricht's. Sie kehren wieder, die Söhne, in ihr Gebiet.
>
> Jeremias XXXI. 15—17.

Als der Ewige, Gott Iſraels, in ſeinem gerechten Zorne beſchloß, Jeruſalem der Zerſtörung und ſeinen heiligen Tempel den Flammen Preis zu geben, Iſrael unter alle Völker zu zerſtreuen und es durch unausſprechliches Elend und Drangſale ſeinen Abfall büßen zu laſſen, und ſelbſt die Fürbitte der weinenden Engel, die um Schonung für Iſrael flehten, unerhört zurückwies und dieſen ſeinen Entſchluß dem Propheten Jeremias offenbarte, da jammerte der getreue Knecht Gottes untröſtlich, denn Jeremias liebte ſeine Nation ſehr, ungeachtet der ihm zugefügten Mißhandlung und der Verachtung, die er von ihr erdulden mußte. Die Ketten, in die ſie ihn feſſelten, drück-

ten ihn nun um so schwerer, da er die Zukunft überschauend, wußte, daß es seinen Mitbrüdern wohl nicht besser ergehen werde. Er jammerte: „Wie lange wird es noch anstehen, so werden die Edlen meines Volkes, dessen Fürsten und Priester, eben in solchen Banden nach Babel geführt werden, nach Babel, zu einem Volke, das von jeher Israel so feindlich gegenüber stand und das sich über dessen Sturz freuen wird. Ach! Was soll ich thun? rief er aus. Woher soll Rettung kommen für Israel? Soll ich in Sack und Asche gehüllt mich hinwerfen vor den Ewigen und für Israel eine Bitte einlegen um Milderung ihres harten Schicksals? Aber, wird er mich wohl erhören? Werden meine Thränen ihn, den Unwandelbaren, vermögen zu erweichen, seinen Entschluß zu ändern? Er, der sein Ohr dem Flehen der Cherubim und Seraphim verschloß, wird er wohl die Stimme eines schwachen, sündigen Menschen erhören?“ Indem Jeremias verzweifelnd und rathlos so zu sich selbst sprach, da durchzückte blitzschnell ein Gedanke seine umdüsterte Seele. Entschlossen sprang er auf und rief: „Gott hat meine Seele erleuchtet; nun habe ich das Mittel ausfindig gemacht, für Israels Bestes ersprießlich wirken zu können. Ich will hingehen nach Hebron, will die dort schlummernden Erzväter durch mein Jammergeschrei aus ihrem Todesschlafe erwecken. Sie mögen hintreten vor Gottes Lichtthron, sich hinwerfen vor dem Allmächtigen und ihn bitten, daß er sich Israels wieder erbarme und seine drohend ausgestreckte Hand gnädigst zurückziehe. Diese wird der Ewige gewiß nicht unerhört zurückweisen; hat doch der Herr ihnen zugeschworen, daß er des Bundes, den er mit ihnen geschlossen hatte, immer eingedenk sein wird, und daß der Name Israel wie Sonne und Mond für und für auf Erden bleibe.“ — Er gürtete seine Lenden und pilgerte hin zu der heiligen Stätte, wo die Erzväter ruhen, warf sich nieder am Eingange der Höhle Machpela und rief unter Strömen heißer Thränen: „Wie könnet Ihr hier ruhig schlafen, da der heilige Tempel, dessen Stätte schon von Euch zum Gotteshaus geweiht wurde, in Flammen aufging, und statt der täglichen Opfer, Priester und Weise auf dem heiligen Altar verbluten? Statt des Duftes des Räucherwerks, der zum angenehmen Geruche dem Ewigen zu Ehren zum Himmel sich erhob, steigen Rauchsäulen der verbrannten heiligen Gefäße auf, und Eure Nachkommenschaft, die so erhaben über alle Völker war, wandelt gefangen in Elend und Schmach, und an den Strömen Babels sitzen die Leviten mit den verstummten Harfen und weinen. Auf, Ihr Väter! Gehet hin und werfet Euch vor Gottes Throne nieder und lasset nicht ab, bis er die über Israel geschwungene Geißel zurückhält und über sein Volk wie früher seinen Gnadenblick strahlend leuchten läßt.“

Die Erzväter erwachten und wallten hin zu des Himmels Pforte und fleheten um Einlaß. Da ertönte ihnen aus dem Innern der göttlichen Wohnung eine Stimme entgegen, die ernst, aber milde rief: „Kehret zurück zu Euren Gräbern, Ihr Auserwählten Gottes! Kehret zurück, auf daß Euer Auge nicht das entartete Volk Euerer Enkel erschaue. Israel ist abgefallen

von mir, hat meine göttliche Lehre verworfen, in meinen Wegen nicht wandeln wollen, und alle Greuelthaten jener Völker, die ich vor ihnen vertrieben habe, nachgeahmt, Schandthaten auf Schandthaten gehäuft und alles das gethan, was meinen heiligen Namen entweiht. Lange habe ich Nachsicht gehabt um Euretwegen, nun aber bin ich müde es zu ertragen, denn eben jetzt stellen sie im Allerheiligsten, wo ich über den Cherubim erschien, das verworfene Bild jenes verabscheuungswürdigen Götzen auf."

Als die Erzväter dieses vernahmen, sprachen sie in Wehmuth ergeben: „Herr! gerecht bist du, gerecht dein Strafurtheil! Möge daher das entartete Israel zur Ehre deines geheiligten Namens von der Erde vertilgt werden. Sie sprachen's und wandelten gebeugt ihren Gräbern zu. Der Prophet Jeremias aber ist während der Zeit zu dem einsamen Grabe Rachel's zu Ramah geeilt, damit auch sie ihre Bitte mit jener der Erzväter vereinen möge. Sie erstand auch aus ihrem Grabe und schwebte gen Himmel empor, traf aber die Väter händeringend schon von der Himmelspforte zurückkehren. Ihr zerstörtes Wesen zeigte genugsam den schlechten Erfolg, den ihre Verwendung hatte. Sie ließ sich jedoch nicht abhalten und wandelte fest entschlossen hin zu Gottes Throne, und flehete, bittere Thränen weinend, um Erbarmen für ihre Kinder. Und dies ist eben die Stimme, von der der Prophet sagt: „Eine Stimme ertönt zu Ramah. Rachel beweint ihre Kinder, verweigert allen Trost, dieweil sie vertrieben sind."— Gott aber antwortete ihr dasselbe, was er den Erzvätern erwiedert hatte: „Israel hat mich verworfen, mein Heiligthum geschändet, und nun möge es die Frucht seiner Missethaten übersatt werden." Rachel sprach aber muthvoll: „Herr! ich fordere nur Gerechtigkeit von dir. Erhöre deine Magd und verschließe dein Ohr ihrem Flehen nicht. Wie, Allbarmherziger! Soll der schwache, hinfällige, in Sünden geschaffene Mensch, dessen Sinn von Jugend auf frevelnd ist, dich an Milde und Großmuth übertreffen? Wie bin ich, ein schwaches Weib, gegen meine Schwester Leah verfahren! Dir ist es bekannt, Allwissender! mit welch' inniger und unaussprechlicher Liebe mein Herz an Jacob hing, und als mein Vater Laban mir vertraute, welchen Betrug er Jacob spielen wollte, da empörte sich zwar im ersten Augenblicke meine Weiblichkeit und nagende Eifersucht bemeisterte sich meiner ganzen Seele. Ich beschloß sogleich hinzugehen und Jacob Alles zu entdecken; aber bald erwachte mein besseres Ich und ich dachte: Wie, kannst du so gegen deine Schwester handeln? Sie, gegen die die Natur sich etwas unmütterlich zeigte, solltest du der Verachtung, der Beschimpfung Preis geben? Nein, nimmermehr! Ich will meine Leidenschaft bekämpfen, meinen Jacob ihr überlassen, und im Bewußtsein meiner edlen That, Beruhigung und Ersatz für meinen irdischen Verlust suchen und gewiß auch finden. Ich blieb diesem meinem Entschlusse getreu, so viel Opfer es mich auch kostete. Und als Jacob, der immer Mißtrauen gegen meinen Vater hegte, Betrug ahnend, mit mir die Verabredung traf, daß ich mich ihm durch gewisse geheime Kennzeichen zu erkennen geben solle, auf daß er wisse, daß ich

es sei und keine andere Person statt meiner ihm zugeführt werde, offenbarte ich sogleich dieses Geheimniß meiner Schwester, damit sie sich nicht verrathe; ja als die für mich so traurige Brautnacht nahete und ich meine Schwester Leah ganz mißmuthig und niedergeschlagen im Hause herumschleichen sah, da tröstete ich sie, daß sie durch ihre Sanftmuth sich bald die Neigung und Liebe Jacobs erwerben werde, und sie erwiederte: Wie! Würde Jacob nicht aus der ersten Antwort, die ich ihm auf eine seiner Fragen geben möchte, meine Stimme erkennen? mich mit Verachtung von sich stoßen und ich auf immer verworfen und beschimpft sein? Die ihren Augen entquillenden Ströme von Thränen rührten mich so sehr, daß ich sogleich den festen Vorsatz faßte, meine arme Schwester aus dieser verzweifelten Lage durch meine Opferung und Selbstverleugnung zu retten. Ich ging also hin in die Brautkammer, versteckte mich in einem Winkel nahe an dem Brautbette, und jede Frage, die Jacob an meine Schwester gerichtet, beantwortete ich, so daß Jacob den Betrug erst des Morgens bemerkte. Das, himmlischer Vater! that ich, ein Weib, das menschlich fühlt und mit menschlichen Leidenschaften behaftet ist! Ich unterdrückte meine gerechte Eifersucht gegen ein Wesen meines Gleichen, — ich, in deren Adern nur Blut rieselte und in deren Herzen nur menschliches Gefühl innewohnt! — Und du, erhabenes Wesen! willst eifersüchtig sein auf ein lebloses, stummes Götzenbild?" — Da tönten wie Harfenklänge lieblich in ihr Ohr die Worte: Halte ein vom Weinen die Stimme, vom Thränen das Aug'! Deine Tugend, wie du nämlich an deiner Schwester gehandelt, findet ihren Lohn: sie kehren wieder aus Feindes Land. Der Ewige spricht's; deiner Nachkommenschaft sprießt Hoffnung auf. — Sie kehren wieder, die Kinder, in ihr Gebiet.

Ein siebzigjähriger Traum.*)

Eine altjüdische Sage von **Joachim Rosenauer.**

Wohl nie weilten auf Kanaans heiligem Boden edlere Jünglinge, als Amnon und Elifaß es waren; aber auch nie — seit der Heldenzeit des Da-

*) Der folgenden poetischen Sage liegt das herrliche Gedicht des berühmten Dr. M. Letteris: „Der siebzigjährige Traum" (orientalische Sagen, Karlsruh 1847 bei C. H. Malkoth) zu Grunde. Die Erzählung ist dieselbe; doch Form und Einkleidung (wenige, einzelne Ausdrücke, die der Kenner jenes Gedichtes wohl bald herausfinden dürfte, etwa abgerechnet) eine der Prosa mehr zusagende. — Der als hebräischer, wie auch als deutscher Dichter gleich ausgezeichnete Gelehrte, benützte bei Ausarbeitung dieser Sage (laut seiner Noten zu benanntem Gedichte) den Talmud (Tractat Taanit 23, a), die wunderbare Begebenheit Choni Hamagal's, den Abulpharage (Geschichte der Dynastien Hegira 623) und endlich mündliche Mittheilungen, da diese Sage (nach seiner Angabe) „unter mancherlei Disformen im Volke, besonders in Polen, lebt".

vid und Jonathan, athmeten die würzige Luft Palläſtina's treuere Freunde ein, als Amnon und Eliſaß! Schon in der Kindheit unſchuldsvollen Tagen hatten ſie mit der innigſten Liebe und Freundſchaft einander ſich zugeſellt; ſchon beim erſten Begegnen durchglühte die Flamme der reinſten Zuneigung derart ihre nur Liebe athmenden Seelen, daß es ſchien, als ob dieſes gegenſeitige erſte Erſehen, nur ein unverhofftes Wiederſehen nach langer ſchmerzlicher Trennung wäre, oder als ob bereits in ſeligern Gefilden das Band der zärtlichen Liebe und Freundſchaft ſie umſchlungen hätte, und in dieſem Augenblicke nur die Erneuerung jenes heiligen und nie entweiheten Bundes von ihnen gefeiert würde.

Konnte es aber auch anders ſein? — Waren ſie doch wie für einander geſchaffen! — Verſchwiſterte doch ſolch' ſeltener harmoniſcher Einklang ihre gleich ſanften und edlen Gemüther, daß es ſchien, als ob jedem von ihnen nur die Hälfte einer und derſelben Seele zu Theil geworden wäre, oder als ob das Sein und das Beſtehen des einen göttlichen Geiſtes nur von dem Sein und Beſtehen des andern bedingt würde. — Was Amnon liebte, erſchien auch dem Eliſaß liebenswürdig, was Amnon haßte, war auch ſeinem Freunde haſſenswerth. — Beide waren gleich begeiſtert für alles Edle und Erhabene, beide gaben ſich gleich gern den Empfindungen des Mitleidens und Erbarmens hin; aber auch beide fühlten ſich gleich ſtark von den Schönheiten der Natur und der Schöpfung angezogen.

Jedoch nur zu oft bewähret es leider die Erfahrung, daß von ſolchem Alles mit milder Liebe umfaſſenden Sinne bis zur Schwärmerei nur ein Schritt ſei; daß Begeiſterung für die Natur, endlich zur Begeiſterung für die Geheimniſſe der Natur führe, und daß derjenige, der mit der Welt der Körper ſich vertraut gemacht, ſich bald darnach ſehne, auch in der Welt der Geiſter heimiſch zu werden.

Alſo geſchah es auch bei dieſen Jünglingen. Ihr Eifer, ſelbſt in dem unbedeutendſten Weſen die Gottheit zu erſpähen, ihre Zuneigung zur Erforſchung alles desjenigen, das außer dem Bereiche menſchlichen Wiſſens liegt, wandelte ſich bald in eine heiße, nicht zu beſchwichtigende Sehnſucht nach Erkenntniß derjenigen Geheimniſſe der Schöpfung, die den Menſchen zunächſt angehen, und die, von einer allwaltenden Verſehung weiſe verſchleiert, ſchon manchen forſchenden Denkern bange Zweifel erregten. —

Wiedergekehrt war der Lenz und übergoß mit ſeiner zauberiſchen Pracht die reizenden Gefilde Kanaans. — Die Wieſen grünten wieder, die Bäume belaubten ſich, und an den Ufern des klar durch die Gegend ſich ſchlängelnden Bächleins hauchten die zarten Kinder des Frühlings balſamiſche Düfte aus. — Amnon und Eliſaß wandelten in's Freie. Es war bereits Abend worden und die blaſſe Scheibe des Mondes tauchte eben im Weſten auf. Still und in ſich gekehrt ſchritten die Jünglinge daher, ihre Herzen wallten zu ſehr von heiliger Rührung über, als daß ihre Zunge ihnen nicht hätte den Dienſt verſagen ſollen. Endlich begann Amnon mit einer Miene, in der ſeliges Entzücken und die reinſte himmliſche Wonne ſich malte, alſo zu ſpre-

chen: „Wie schön ist es hier, o Freund! Sanft fächelt der Süd meine der Freude glühende Wange, und die mild flackernden Sternlein blicken wie die klaren Unschuldsaugen eines Kindes auf mich nieder. O wie schön ist es hier!“ wiederholte er nochmals.

„Ja wohl, schön!“ erwiederte der Freund mit einem Lächeln, das den Engeln des Paradieses abgelauscht schien. „Schön ist es hier,“ setzte er hinzu, „aber dennoch weilen wir nur in einer Welt des Staubes und der Verwesung.“

„Nicht lange währet diese Herrlichkeit!“ fuhr Amnon in demselben wehmüthigen Tone fort, indem eine Thräne aus seinen Augen sich drängte; „bald nachdem des Sommers Gluthen die Früchte gereift und die Halmen versengt, toben die Stürme des Herbstes über die Fluren und fegen sie rein, damit Platz gemacht würde dem Schnee des Winters.— Alles ist vergänglich!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Alles ist vergänglich, sagst du?“ — gegenredete Elisaß — „also wäre auch unsere Freundschaft vergänglich?!“

Betroffen über diese plötzliche Wendung des Gespräches, war Amnon anfangs nicht im Stande, auch nur ein Wort zu erwiedern, endlich aber sprach er: „Mögen es die himmlischen Mächte verhüten, daß unsere Freundschaft je vergänglich sein sollte!“

„Und nach dem Tode? — —“ fragte der Freund wieder mit fast tonloser Stimme.

„Auch nach dem Tode soll unsere Freundschaft fortwähren!“ rief Amnon mit schwärmerischer Begeisterung; „dort in jenen Gefilden,“ setzte er hinzu, „wo unsere verwandten Geister ledig der irdischen Last sein werden, dort soll erst der Sommer unserer Freundschaft beginnen, wenn schon hienieden ihr Frühling abgeblühet ist. — Was des Körpers ist, theilt das Schicksal des Körpers, unsere Freundschaft aber ist die Wonne unseres Geistes, und wird daher auch das Schicksal des Geistes theilen! — Der Geist ist unvergänglich, also ist auch unsere Freundschaft unvergänglich!“

„Also ist auch unsere Freundschaft unvergänglich!“ lispelte mit zitternder, kaum hörbarer Stimme Elisaß nach, und sank, seiner kaum mehr mächtig, an den Busen des Freundes, der ihn mit ausgebreiteten Armen empfing. — —

Das war eine selige Stunde, deren Wonne nur gefühlt, nicht geschildert werden kann! — Aber ach! nur wenige solcher Stunden sollten hienieden noch mit ihrer himmlischen Seligkeit das Herz der Freunde durchzittern; denn was Elisaß in jenem heiligen Momente wohl dunkel ahnen mochte, sollte bald in Erfüllung gehen. Sein Geist, der nach Gemeinschaft mit den Seligen des Paradieses strebte, suchte bald von der irdischen Hülle sich loszuringen, um seiner eigentlichen Heimat, dem Himmel, zuzukehren! — Nicht lange nach jener Unterredung, die blos darum die Freunde fester aneinander gekettet zu haben schien, damit sie dann nur desto stärker den herben Schmerz der Trennung fühlen möchten, erkrankte Elisaß gefährlich, und trotz

der Bemühungen aller Heilkundigen des Ortes war bald wenig Hoffnung da, daß er der Erde noch ferner erhalten würde.

O, was waren das für Tage für den unglücklichen Amnon! — Tage unendlichen Wehes und des herbſten Schmerzes! — Während Eliſaß ſelbſt, ruhig ſeiner nahen Auflöſung entgegenlächelte, zernagte der Gram das edle Herz Amnon's, der ſeinem Jammer nicht Maß noch Ziel wußte. Der Schmerz dieſes Jünglings ſteigerte ſich in eben dem Maße, als ſein Freund ſich mit den Gedanken des Todes immer mehr zu befreunden ſchien; je geduldiger dieſer ſich dem eiſernen Willen des Schickſals fügte, deſto fürchterlicher tobte jener dagegen. Endlich, da er ſah, daß jegliche Hoffnung auf die Rettung ſeines Freundes entſchwand, erfaßte ihn ſo raſende Verzweiflung, daß er mit dem Ausrufe: „Nicht leben mag ich ohne dich!“ ſeinem Leben ein Ende machen wollte. Doch da liſpelte mit ſchon erſterbender Stimme Eliſaß ihm die Worte zu: „Gedenke, o Freund! jenes heiligen Momentes, da wir, unſern Liebesbund erneuernd, uns ewige Freundſchaft — Freundſchaft ſelbſt über dem Grabe gelobten! — Gedenke jenes Momentes und ſiehe mich bereit, meinen Worten nachzukommen!“ Wie wenn der bereits verklärte Geiſt ſeines Freundes ihm dieſe Troſtesworte zugehaucht hätte, alſo wirkten ſie auf Amnon's von Trauer umdüſtertes Gemüth, und unter Thränen lächelnd, ſprach er: „Alſo willſt du wirklich treue Freundſchaft ſelbſt nach dem Tode mir bewahren, o Eliſaß?“

„Ich will es!“ hauchte der Sterbende, indem er mit letzter Kraftanſtrengung die zitternde Rechte Amnon's krampfhaft drückte, „ich will es!“ ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, in welchem bereits der Abglanz einer ſeligern Welt ſich ſpiegelte; „dich, o Freund! der du unglücklicher biſt als ich, will ich auch nach dem Tode lieben, ſelbſt dann noch, wenn dies Herz aus Staub längſt ſchon eine Beute gieriger Würmer wurde! — Noch mehr — ich will all' jene Geheimniſſe von Tod und Ewigkeit, nach deren Kenntniß unſer Gemüth ſo oft in heißer Sehnſucht entbrannte — all' jene Geheimniſſe will ich dir einſt offenbaren! — Siehe,“ bei dieſen Worten richtete ſich der Kranke auf, und auf die blaſſen, eingefallenen Wangen malte ſelige Begeiſterung zum Letztenmale das Roth der Jugend. „Siehe, ſchon verglimmt das Abendroth im Weſten, auch das Abendroth meines Lebens verglomm bereits, und ſchon umwölkt die Nacht des Todes meine Sinne! — Nun wohlan! ſo ſei denn das Abendroth unſere Loſung — nach einem Abendrothe will ich dir einſt erſcheinen und Alles dir enthüllen von Tod und Ewigkeit!“

Alſo hauchte der treue Eliſaß und ſeine Stimme glich dem Säuſeln des Weſtes, wenn er über blumige Gefilde hinweht. — Mit einem letzten Kuſſe wollte er ſein Verſprechen noch beſiegeln; doch — die Seele entfloh in den Armen des Freundes!! —

Wohl durchſtrahlten Tauſende von Kerzen mit ihrem Flammenglanze die herrlichen mit koſtbaren Teppichen bekleideten Säle; wohl perlte in beinahe unzähligen Pokalen der edle, ſüße Saft der Reben; wohl dufteten auf Hunderten der güldenen Gefäße die würzigſten Speiſen und Gerichte; wohl durchwogte eine in die prachtvollſten Feſtgewänder gehüllte Menge die zahlreichen Gemächer; aber dennoch ſchien hier die Perle der rechten Freude nicht heimiſch, dennoch durchwehete der eiſig kalte Hauch der Trauer und des Trübſinns das mit ſo verſchwenderiſchem Prunke überladene Haus.

Zwar wurde hier eine Hochzeit gefeiert — die Hochzeit eines der edelſten Jünglinge der Stadt mit der edlen und lieblichen Tochter eines reichen und vornehmen Mannes; — aber paßten wohl die vom Schrecken gebleichten Antlitze der Gäſte, auf denen bange Beſorgniß und peinigende Unruhe ſich malte, zu ſolch' einer Freudenfeier? — Sie ſelbſt, die liebliche, von allem Reiz der Jugend zart umfloſſene Braut, die den grünen Myrthenkranz noch immer in das goldgelbe, ſanft geringelte Haar geflochten hatte, ſaß in einer dunklen Ecke des Saales, das feine blaſſe Antlitz nachläßig auf die zart geäderte, weiche Hand ſtützend. Ganz in Trauer verſunken ſchien ſie; denn Thränen des Grames entperlten den blauen ſchmachtenden Augen und brannten heiß auf einer Wange, auf der längſt ſchon der Schmerz alle Roſen der Jugend in die bleichen Lilien der Unſchuld verwandelt hatte. — Wohl ſchweifte ihr banger Blick oft nach der mit Blumen bekränzten Pforte; — wohl hob und ſenkte ſich der keuſche, von dem koſtbaren ſeidenen Brautkleide eingeengte Buſen unabläßig in ſchweren, bangen Seufzern; doch — nicht Blicke, nicht Seufzer riefen ihn, den theuern Geliebten, zurück, den ihr erſt heute angetrauten Gatten, der in der Abenddämmerung ſie verlaſſen hatte, und — nimmer wiedergekehrt war.

Wer aber war der Jüngling, nach deſſen Gegenwart die liebliche Braut in ſo heißer Sehnſucht entbrannte? — Amnon war es, der unglückliche Amnon, dem noch vor wenigen Jahren der Tod den Liebling ſeiner Seele entriſſen! —

Zwar hatte auch an ihm die große Zauberin Zeit ihre Allgewalt bewieſen, und ſein anfangs wüthender Schmerz hatte bald in ſo ſanfte Wehmuth und Trauer ſich aufgelöſet, daß er ſogar — freilich erſt nach langem Sträuben — im Stande war, dem Wunſche ſeiner Eltern nachzukommen, und ſeine Zuneigung einem liebenswürdigen Mädchen, dem er auch heute angetraut worden, zuzuwenden; aber deſſenungeachtet tauchte doch das von himmliſchem Glanze verklärte Bild ſeines Freundes oft ſo mächtig in ſeiner Erinnerung auf, daß ſelbſt heiße Thränen, die er dem Andenken des hingeſchiedenen weihte, und bange Seufzer ſein ſchmerzliches Sehnen nach ihm nicht ſtillen konnten.

Alſo war es auch heute geſchehen. — An jenem Tage, der ſonſt den Sterblichen nur die ſeligſte Wonne und Luſt zu bereiten pflegt, der gleichſam die Pforte iſt, durch die der Jüngling zu den Freuden der Ehe —

das Höchste, das die Erde zu spenden vermag — eingeht, an diesem Tage folterte der höchste Grad des Trübsinnes das sanfte Gemüth des edlen Amnon. Eben da er festlich geschmückt unter dem blauseidenen, künstlich mit Goldfäden durchwirkten Traubaldachin stand, und mit den Worten: „Sei mir hiemit verlobet nach dem Gesetze Moses und Israel!“ das goldene Reifchen an den Zeigfinger des lieblichen Bräutchens schob, wandelte ihn die Wehmuth um seinen todten Freund mit solch' erneuerter Gewalt an, daß er nur mit der größten Ungeduld das Ende der heiligen Handlung abwarten konnte.

Bekannt ist's, daß nirgends die höchste Lust und Freude so gern mit dem höchsten Grade des Trübsinnes sich paart, als bei edlen jugendlichen Gemüthern; daß gerade in jenem Augenblicke, da die Freude in den buntesten Farben und Gestalten es umschwärmt, ein zartfühlendes Herz sich gern der Schwermuth und Trauer in die Arme wirft. Also geschah es auch bei dem unglücklichen Amnon. Am Nachmittage, da alle Jünglinge und Jungfrauen der Stadt sich der Fröhlichkeit überließen, einige mit Tanz, andere mit Spiel sich ergötzten, quälte den Bräutigam, selbst in den Armen der lieblichen Braut, der Gedanke: „Ob er wohl meiner gedenken mag, der treue verklärte Freund, in den seligern Sphären? Welches ist wohl der Zustand seines entfesselten Geistes im Reiche der Geister? — Wäre er wohl gewillt, sein Versprechen zu lösen, das er mir im Augenblicke des Scheidens gab?“

Also dachte Amnon, und mit jedem neuen Gedanken steigerte sich auch sein schmerzliches Sehnen, so daß er endlich gewaltsam sich den Liebkosungen der sanften Braut entzog, und aus der festlichen Versammlung sich hinaus in die freie Natur stahl. Der Mond war eben aufgegangen und überstrahlte mit seinem Silberglanze die blühenden Fluren, die, wie in Schlummer gewiegt, vor ihm ausgebreitet lagen. Des Jünglings Herz wurde weit beim Anblicke der zahllosen Sternlein, die in unermeßlicher Ferne ruhig auf sein Leid niederzuflimmern schienen. Er sprach zu sich selbst ganz in Wehmuth aufgelöset: „Ach, wie oft entzückte nicht dieser Anblick das Herz meines verklärten Freundes! wie oft überfloß nicht sein Mund bei nächtlich stiller Weile von Lob- und Preisgesängen für die Allmacht und Güte des Schöpfers! wie oft bettete er sich nicht hin in das von des Mondes Silber übersäete Grün, ganz im Anstaunen der Wunder der Schöpfung versunken?“

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen war endlich der Jüngling in einem kleinen düsterstillen Thale angelangt, das, von sanften Hügeln, die längliche Schatten von sich warfen, rings umsäumt, nur Cypressen und Trauerweiden auf einem Boden barg, dessen nach allen Richtungen hin wellenförmige Aufwerfung nur zu deutlich seine Bestimmung verrieth.— Obwohl es des jungen Mannes Absicht eigentlich war hieher zu schreiten, so stand er doch, wie von einem heiligen Schauer ergriffen, plötzlich still bei diesem An-

blickt. — Sein Fuß hatte nämlich „das Haus des Lebens“ [1]) betreten; sein Blick schweifte hin über zahlreiche Gräber und halbverfallene Denkmähler mit erloschenen Inschriften; seine Hände aber breiteten nur nach jenem kleinen Hügelchen sich aus, das den Liebling seiner Seele barg, drinnen alles dasjenige, das irdisch an seinem Freunde war, von gierigen Würmern zerfressen wurde; wo ein Herz in Staub zerfiel, das im Leben nur für Göttliches und Erhabenes begeistert war.

Lange stand er da wie betäubt von Schmerz und Wehmuth, endlich aber stürzte er, seiner kaum mehr mächtig, auf den kleinen, von einer Cypresse überschatteten, und nur hie und da mit hohem Gras überwachsenen Hügel zu, und hier warf er sich auf's Antlitz und suchte durch Thränen und Seufzer seinen Schmerz zu lindern; aber keine Thräne wollte dem starren Auge sich entringen, nur der Mund lispelte leise: „Vernimm, o Schatten meines verklärten Freundes! vernimm mein schmerzlich Klagen! — Ach, vergessen — vergessen hast du wohl jenes heiligen mit deinem letzten Kusse besiegelten Versprechens, das du mir im Augenblicke der schmerzlichsten Trennung gabst. — Nach einem Abendrothe, sagtest du, werde ich dir erscheinen und jenen Zustand dir enthüllen, in welchem unsre Seelen, ledig der irdischen Last, nur der reinsten Freundschaft seliges Entzücken empfinden werden! — Ach, schon verglomm manches Abendroth im Westen, schon viermal schmolz der Schnee des Winters im Strahl der Frühlingssonne, seit das kühle Grab dich umschließt, aber noch immer ward mir nicht Gewährung meines innigsten Wunsches. — O, laß mich nicht der Verzweiflung Beute werden; beschwichtige mein heißes Sehnen nach dir, o theurer Freund! und noch einmal möge deine beglückende Nähe jene selige Wonne in mein zerrüttet Gemüth zurückzaubern, die seit deinem Hinscheiden es floh!“ —

Also klagte der treue Amnon, und mit jedem Worte steigerte seine Sehnsucht sich und sein Schmerz. Da — eben als gewitterschwangere Wolken den mit Sternen übersäeten Horizont zu verdüstern begannen — wurde es plötzlich helle um ihn, so helle, daß tausend Sonnen wach schienen, und der Jüngling in ein Meer von Licht sich versenkt wähnte. — Zugleich aber kühlte solch' zarter Hauch ihm die heißen Wangen, daß ihm nicht anders zu Muthe ward, als ob Seraphe auf goldenem Gefieder ihn umschwebten, und mit dem harmonischen Schlage ihrer Flügel die Luft in Bewegung brächten. Auch vernahm sein lauschend Ohr sanft klagende, melodische Töne, die einer Harfe entlockt schienen und sein Herz schwoll von niegeahnter Seligkeit und die freudigste Aufregung durchzitterte sein Gemüth. —

Eben wollte er sich der Vorstellung hingeben, daß dies Ganze nur ein holder Traum sei, der mit seinen Zauberarmen all' seine Sinne umfange,

[1]) Lebenshaus (Beth Hachajim) wird der Gottesacker von den Israeliten genannt, um damit das Eingehen in's ewige Leben durch den Tod zu bezeichnen.

als er mitten in dem Lichtmeere die dunklen Umrisse einer ätherischen Gestalt erkennt, die mit einer sanft lächelnden Miene immer näher auf ihn zuzuschweben scheint. Wer aber schildert seine Aufregung, da er nach einer Weile ruhigen Betrachtens deutlich in dem Antlitze der Gestalt die Züge seines todten Freundes, von einem milden himmlischen Glanze geläutert, zu erkennen wähnt, und eine Stimme vernimmt, die auch die Stimme seines Freundes war! — Auf die Kniee sank er nieder, trunken vor Seligkeit und Entzücken. Die Erscheinung aber sprach:

„Was verlangst du von mir, o Freund! dessen Geist noch den engen Raum eines Körpers bewohnt? — Enthüllen soll ich dir jene Geheimnisse, die ein irdischer Sinn kaum zu fassen vermag, und deren Kenntniß dem Sterblichen nur zum Verderben gereichen, nie frommen würde? — O laß ab! — Einst wenn der Leib in Staub zerfällt, und die Seele sich aufschwingt in die höhern Regionen, dann saugt sie mit dem Strahle der Gottheit auch die volle Blume der Erkenntniß ein; aber ahnen, nur dunkel ahnen darf sie während ihres irdischen Wallens jenes Erhabene und Göttliche, das nur dem geläuterten Geiste verständlich, ihm allein nur vorenthalten ist. — Unterdrücke also diesen thörichten Wunsch in dir! — Nur Leichtsinn war es, der mich ehemals verblendete, und im Leichtsinn gab ich dir jenes Versprechen, dessen Folgen ich damals noch nicht kannte!"

Also die Erscheinung. — Amnon aber schien lange betäubt, von diesen Worten sowohl, als auch den stets wechselnden Eindrücken. Endlich aber rief er aus, indem er die Hände ausstreckte, als wollte er den Schatten seines Freundes umfangen: „Bei jenem heiligen Gefühle, das stets unsere Herzen für einander durchglühte, beschwöre ich dich, kühle mit milder Gewährung mein heißes Sehnen, und überzeuge durch eigene Anschauung mich von jenem Zustande, in welchem nicht der Tod trennend zwischen verwandte Geister tritt, wo wir nur der Liebe und Freundschaft leben werden, wo nicht Schmerz und Plage den entpuppten, freien Geist quälen wird! — O laß mich fühlen jene Wonne, die das Gemüth der Seligen dort im ewigen Reiche der Wahrheit durchzittert; laß mich sehen, welche Hoffnung dem Sterblichen, dem Staubgeborenen noch hinter dem Grabe, in geheimnißvoller Ferne schlummert; mache mich heimisch in jenen paradiesischen Gefilden, zu denen die Gruft uns die Pforten erschließet!" —

Also Amnon. Wehmüthig aber gegenredete die Erscheinung: „Ach! welch' unendlichen Jammer bereitest du mir und dir, o Freund! denn nur warnen durfte ich dich, aber dir versagen nicht!"

Bei diesen Worten, die das Echo in allen Thälern zu wecken, und aus jedem Grabe wiederzutönen schienen, überkam den begeisterten Jüngling das dunkle Gefühl, als ob er Adlersfittige statt der Arme habe, und, wie von einem sausenden Sturmwinde fortgetragen, mit dem Schatten seines Freundes durch die Lüfte schwebte. Und so war es auch wirklich. Bald fühlte er sich der untersten drückenden Luftregion entrissen und den

reinſten Aether jetzt einathmend, ſchien es ihm als ob er bereits entkörpert wäre, und ſchon als Geiſt ſeiner letzten Beſtimmung zueile. — Alles offenbarte ihm nun der Freund, und in den geheimnißvollen Sinn ſeiner Worte vertieft, merkte er nicht, wie der blaue Himmel über ihm zu ſchwinden begann, und von den Feuerſtrahlen einer unermeßlich großen Sonne getroffen, Alles an ihm in gediegenes, hellglänzendes Gold ſich zu verwandeln ſchien. Jetzt hatte er des Edens luftige Pforte erreicht, der Sphären Andacht[1]), der Engel Troſt quoll daraus hervor. Ungehemmt durchſpähete nun ſein Geiſt die Welt der Seligen! Doch was er geſehen und vernommen, faßt nicht der enge Raum einer Menſchenbruſt, weder vermöchte es eine irdiſche Zunge zu erzählen, noch ein irdiſch Ohr zu vernehmen, welch' wunderbares Leben all' ſeine Sinne in Aufregung brachte. — Gränzenlos war zwar ſeine Seligkeit, aber dennoch fühlte er, daß erſt der freie entfeſſelte Geiſt jene himmliſche Wonne in vollem Maße zu empfinden vermöchte! — Verlanget keine Schilderung jenes Zuſtandes von uns; denn ach, zu ſchwach iſt die Feder, um ein, wenn auch nur dunkles Bild deſſelben zu entwerfen, zu arm die Sprache, um ein gar nicht Darſtellbares darzuſtellen, zu matt und beſchränkt die Einbildungskraft, um nur eine Ahnung jenes Himmliſchen in ihr luftiges Bereich ziehen zu können! — — — — —

Anſtatt daher vergebliche Verſuche zu machen, eine Vorſtellung jenes Zuſtandes zu erringen, woller wir lieber den Vorhang fallen laſſen und ein wenig weiter in der Zeit vorſchreiten. —

Wieder finden wir den Jüngling am Grabe des Freundes. — Nur wenige Augenblicke hatte jene namenloſe Seligkeit ſein Gemüth durchzittert! — Bald ſchien es ihm, als ob er aus einem ſanften Schlummer erwachte! — Er blickte um ſich. — Noch immer beſtrahlte des Mondes Silber die aus Marmor geformten Grabmähler, und überzeugte ihn, daß nicht lange jener himmliſche Traum — denn für einen, wenn auch lebhaften Traum nur hielt er das Ganze — gewährt habe. Mühſam ſuchte er ſeine aufgeregten Sinne zu ſammeln, die ihm noch immer das jüngſt Erlebte vorgaukelten. — Nach einer Weile gelang ihm dies. — Nun erſt gedachte er wieder der heiligen Feier, der lieblichen Braut, und wie ſehnſüchtig man wohl in der Heimat ſeiner harren möge. — Er ermannte ſich, und ſchritt rüſtig auf die Stadt los, indem er noch einmal in Gedanken die jüngſte Vergangenheit durchlebte.

Nun war das Thor erreicht. — Todtenſtille hatte ſich ſchon auf den Straßen gelagert, alle Bewohner ſchienen bereits von den Armen des Schlafes umfangen zu ſein. — Sonderbar! der noch vor Luſt und Wonne trunkene Jüngling wähnte überall, wo ſein Blick hinſchweifte, große Verände-

[1]) Laut Maimonides (11, 3 הַלָּכוֹת יְסוֹדֵי הַתּוֹרָה) ſind alle Sterne u. Sphären (גַּלְגַּלִּים) mit Seele und Vernunft begabt, um den Unendlichen in Lobgeſängen anzubeten.

rungen wahrzunehmen. Dieſes Gebäude däuchte ihm größer und ſchöner, jenes ſchmutziger und verfallener zu ſein, als es ehemals war. Dieſer Platz ſchien geräumiger, jener enger geworden zu ſein, ſeit der Zeit, daß er ihn betreten hatte. „Es geſchieht mir ſo," ſagte er lächelnd zu ſich ſelbſt, um ein dunkles, peinigendes Gefühl, das in dieſem Augenblicke in ſeiner Bruſt aufgetaucht war, niederzukämpfen, „es geſchieht mir ſo, wie einem, der eine kleine Weile in die Sonne geſchaut hat; denn auch ihm erſcheinen dann die Dinge völlig verändert, und Alles wähnt er mit glänzenden Farbenſtreifen bemalt zu ſehen, da doch nur ſein eigenes Auge den Sachen jenes Ausſehen verleiht."

Alſo ſuchte der Jüngling ſich ſelbſt zu beruhigen. Doch wie ſehr wuchs ſein Stammen und ſeine Verwunderung, da er, dem väterlichen Hauſe ſich nahend, hier, wo noch vor Kurzem der Schall der Cimbeln und Pauken die Luft erſchüttert hatte, die Stille einer Gruft gelagert fand, und nicht das kleinſte lebende Weſen ſich regen hörte. — Kein Fenſter war erleuchtet, alle Thüren verſchloſſen und das hölzerne Thor ungewöhnlich feſt verrammelt. Kopfſchüttelnd ſchritt er mit geballter Fauſt auf die Pforte los und begann zu klopfen; doch ſo ſehr er auch all' ſeine Kräfte anſtrengte, kein Pförtner wollte erſcheinen! — Nun rief er laut die Namen aller im Hauſe ihm bekannten Perſonen; doch nur das Echo aus den nahen Straßen antwortete ihm. — Da hörte er zwar auf, mit der Fauſt zu klopfen, doch dafür begann es im Buſen ihm deſto mächtiger und ſtärker zu pochen; denn in bangen Schlägen näherte das Herz ſich der männlichen Bruſt. — Todtenbläſſe hatte auf das edle Antlitz ſich gelagert — aus allen Gliedern ſchien die Kraft entſchwunden, ſo daß die Kniee ſchlotterten und endlich auch unter ihm zuſammenbrachen. Auf die kühle Erde lag er nun hingeſtreckt — — fürwahr! ein unſanftes Bette; aber fühllos war ſein Körper für jeden äußern Eindruck, nur die Seele arbeitete mächtig. — So entfloh ihm die Nacht. — Erſt die aufgehende Sonne ſchien wieder neues Leben in ſeine Adern zu hauchen; von ihrem warmen Strahle getroffen, raffte er ſich empor, und ſchritt zum ſäulenumringten Tempel*), hier die Auflöſung des ſchauerigen Räthſels erwartend. Bald hatte er den Vorhof erreicht. — Sein erſter Schritt auf denſelben erinnerte ihn daran, daß er auch geſtern hier geweſen war, um im Gefolge ſeiner Braut und der beiderſeitigen Verwandten, nach der Sitte jenes Zeitalters, den Keim einer Palme in den Boden zu ſenken. Dies denkend, lenkte er ſeinen Fuß nach dem ihm wohl-

*) Unter dieſem Tempel iſt das ſogenannte Beth Hamidraſch, welches Lehr- und Bethaus zugleich iſt, zu verſtehen. In dieſen Lehrhäuſern, deren Gründung bis in die früheſten Zeiten der Urgeſchichte hinauf reicht, pflegten die des Studiums des Geſetzes Befliſſenen Tag und Nacht verſammelt zu ſein. In mehreren älteren jüdiſchen Gemeinden beſtehen noch gegenwärtig ähnliche Lehr- und Bethäuſer, jedoch meiſt im verwahrloſten Zuſtande.

bekannten Nasen. — Doch wie geschah ihm jetzt! — War es Täuschung oder Wirklichkeit? — Hier prangte im Strahle der Morgensonne ein alter schattiger Palmenbaum, dessen bereits herrlich entfaltete Krone mit reifer Frucht beschwert war. — Starr hielt der Jüngling an vor Staunen: „Ist es ein wüster Traum," so sprach er schwer aufseufzend zu sich selbst, „der all' meine Sinne umnebelt? — Bin ich wirklich wach? Und wenn ich wach bin, wie ist es möglich, daß ich hier einen Stamm sehe, dessen zarter Keim gestern erst der Erde anvertraut, heute schon zu einer Reife gediehen ist, die nur die Kraft von siebzig Jahren zu spenden vermag!" — Also sprechend, betrat er wankend die Hallen des Tempels. Hier waren die Jünger des Gesetzes versammelt und horchten aufmerksam dem Vortrage ihres Lehrers, der einen etwas erhöheten Sitz eingenommen hatte. An diesen wandte sich nun der Jüngling mit der Frage: „Sage mir an, o Rabbi! wo ich meine Braut finde, die mir gestern angetraut wurde?"

Der höchste Grad des Befremdens malte sich während dieser Worte in dem Antlitze des Rabbi sowohl, als auch dem der übrigen Versammlung. Alles blickte mit Staunen auf den sonderbaren Gast, der — dies schien man jetzt erst zu bemerken — noch in die seidenen Festgewänder und das darüber niederwallende weiße Todtenkleid[1]) gehüllt war. Die anfängliche Verwunderung ging in Entsetzen über, so daß erst nach einer Weile der Rabbi im Stande war mit zitternder Stimme zu fragen: „Wer bist du, o Jüngling! — wer du, und wer deine Braut, um die du klagst!" Diese wenigen Worte schienen so mächtigen Eindruck auf des Jünglings von den jüngsten Vorfällen ohnedieß noch aufgeregten Gemüthe hervorzubringen, daß er mit beiden Händen das Gesicht verhüllte und ein ängstliches Stöhnen seiner Brust entquoll. Doch die Jünger, die anfangs nicht undeutlich einander durch Zeichen zu verstehen gegeben hatten, daß es wohl nicht richtig um des armen Jünglings Gehirn stehen möge, drängten nun theilnehmend sich um ihn, und auf ihre ängstlichen Fragen antwortete er endlich, indem er verzweifelnd die Hände rang: „Ach, höret Brüder! höret, welch' namenloses Leid die Grundfesten meines Lebens erschütterte, welch' nie geahnter Schmerz mein Herz zerfleischt! — Ach, nur für eine Stunde riss ich verließ ich die Heimat, empfand Seligkeit, wie sie noch kein Herz empfunden, sah wunderbares Leben, wie es noch kein Aug' geschaut, vernahm Worte, die noch nie ein Ohr vernommen; nun aber rückgekehrt, finde ich alles verändert, alles schrecklich anders — eine neue Schöpfung, kein Bild von gestern mehr!"

Nun erzählte er — oft von Ausrufungen des Erstaunens und der Verwunderung unterbrochen — dem mitleidsvoll ihn anstarrenden Rabbi

---

[1]) Das hier erwähnte Todtenkleid ist ein eigenthümlich geformtes Todtenhemd, welches der Israelite zum ersten Mal in seinem Leben bei seiner Trauung anzieht, und zwar über seine Festkleider, daß die Freude nicht ohne wehmüthige Stimmung bleibe.

ſein wundervolles Erlebniß; ſchilderte in glühenden Zügen zwar, doch mit merklich zitternder Stimme jenen himmliſchen Traum, der all' ſeine Sinne in Seligkeit getaucht hatte, und war eben im Begriff zum grauenerfüllten Schluſſe zu kommen, als plötzlich auf ſeinen Stab geſtützt, ein ehrwürdiger Greis in die Halle wankte, und mit einer Miene, in der Entſetzen gepaart mit haaremporſträubendem Grauen ſich malte, die Hände über dem ſchneeweißen Haupte zuſammenſchlug und mit bebender Stimme den Jüngling fragte: „Biſt du nicht Amnon? — Amnon, Sohn des Nehemias?"

„Ja, der bin ich!" lispelte der Jüngling matt und kaum hörbar.

Alles Blut ſchien in dieſem Augenblicke aus den Wangen des Greiſes zu entweichen, ſeine Kniee ſchlotterten, alle Glieder ſeines Körpers bebten, und nur mit Mühe vermochte die Zunge die Worte hervorzuſtammeln: „Amnon wärſt du? Amnon, jener unglückliche Bräutigam, der ſo wunderbar einſt verſchwand zur Trauungsſtunde? O Gaſt aus einer ſeligern Welt, was ſuchſt du noch im düſtern Bereiche unſerer Erde? — Ach, längſt ſchon wähnten wir deinen Leib in Luft aufgelöſet, und deine Knochen mit der ſchlammigen Erde vermält! — Siebzig Jahre mögen es wohl ſchon her ſein, ſeit meine Amme mir, der ich damals noch ein Knäbchen war, die Wundermähr erzählte: Es wäre ein blühend ſchöner Jüngling plötzlich am Tage ſeiner Hochzeit verſchwunden, und alles Suchen nach ihm ſei vergeblich. Ach, wohl ſind es ſchon ſiebzig Jahre! —"

Als ob der Athem, der während dieſer Rede mühſam ſich von des Greiſes ſtürmiſch wallendem Buſen losrang, verſteinernde Kraft beſäße, alſo ſchien er auf die ſchreckerbleichten Jünger zu wirken. Sie ſtanden da, leibhaftige Bilder des Entſetzens, feſtgebannt in jener Stellung, die ſie beim Beginn der Rede eingenommen hatten. — Amnon aber war in die Kniee geſunken und verhüllte abermals ſein Geſicht mit beiden Händen, indem ſchwere, bange Seufzer die Luft durchzitterten. Der Greis jedoch fuhr fort zu ſprechen: „Unglücklichſter der Jünglinge! du haſt dein Leben, deine irdiſche Seligkeit verträumt! — Der herbſte Gram zernagte das Herz deiner edlen Braut, und längſt ſchon vermodert ihr Gebein in der Gruft neben den Gebeinen deiner Eltern, die auch der Schmerz tödtete. — Mögen ſie einſt zu einem ſeligern Leben erwachen, aber du warſt ihr Todesengel! — Doch auch über das Haupt deines Volkes hat der Strom der Zeiten unzählige Wellen des Unglückes hingewälzt. — Siehe, kein freies Volk iſt Juda mehr; geknechteten Boden betritt dein Fuß; denn während dein Geiſt himmliſche Luft einſog, während dein Auge die Räume der Ewigkeit maß, wurde Zions Burg zerſtört, und Jeruſalems Tempel ein Raub der Flammen. — Furchtbar wüthete der Römer Schwert in unſern Hütten, nicht wurde geſchont des lallenden Säuglings an der Mutter Bruſt, noch des weißlockigen Greiſes am morſchen Stabe. Kaum, daß dieſes Haus Gottes dem Feuer entging; kaum daß wir alle, die wir hier ſind, dem herben Joche der Sklaverei uns entzogen, und du — du träumteſt ſelig! —"

Also sprach der Greis mit immer stärker anschwellender Stimme, die endlich dem Rollen des Donners glich. — Der Jüngling aber wankte hinaus und durchirrte die Straßen! —

Finster und schaurig war die Nacht. Kein Stern flammte am Horizonte und des Mondes Scheibe beglänzte glücklichere Zonen und Menschen. Auf das Grab der Freundes lag abermals hingebettet Amnon, der unglückliche Jünglingsgreis. Ein scharfer Nord wehete über die Gräber, und phantastisch flatterte das weiße Todtenhemd um den wie erstarrt da liegenden Leib und erhellte matt die düstere Nacht. Thränen entperlten seinen Augen, deren Glanz erloschen war, und benetzten die hohlen, eingefallenen Wangen, von denen der Gram längst schon alle Röthe blühender Kraft und Gesundheit gescheucht, und dafür die Blässe des Schnees hingehaucht hatte. „Was soll mir ein Leben," so lispelte er hinein in das kühle Grab, „dessen größter und schönster Theil in einem Traume mir entschwand? — Was soll mir eine Jugend, die ich nun schon nicht mehr meinem unglücklichen Vaterlande als Opfer weihen kann? — Wozu sollen mir die Augen, die nur die Schmach meines Volkes sehen? wozu Ohren, die nur Lästerungen des heiligen Glaubens der Väter vernehmen? — O, zur Last ist mir dieser Leib, und zur Last jeder irdische Sinn!"

Dies waren die Klagen des unglücklichen Jünglings, — seine letzten Klagen! Denn horch, das Rauschen einer feierlichen Musik durchzittert plötzlich die Luft! In unzähligen Strahlen ergießt ein Flammenmeer sich über des Jünglings Haupt, und verscheucht das düstere Dunkel der Nacht. — Abermals fühlt der Jüngling sich erhoben, einem Aare gleich. — Ihm scheint es, als sehe er die von Himmelsglanz verklärte Gestalt seiner Braut sich entgegen schweben; er vernimmt ein leises Flüstern, es däucht ihm das Flüstern seiner Braut! — Eine Stimme vernimmt er, es ist die Stimme seines Freundes: „Ziehe ein in Frieden in das Land des Friedens, du Friedens- und Ruheloser! — Gelöset werden die Schwingen deines Geistes; der Vernichtung Preis gegeben wird der Leib und mit ihm jeder irdische Schmerz und Gram. — Kein herbes Leid zerrüttet mehr dein Gemüth; in selige Gefilde ziehst du ein, und findest Frieden da, den du auf Erden nie finden konntest!"

Also tönte die Stimme. — Verklärt lächelte des Jünglings Antlitz. — Noch einmal entstrahlte seinem Auge namenlose Seligkeit — bis es brach! — Die Seele rang sich los von der irdischen Hülle, und zog ein in das Gefilde ihrer Sehnsucht. —

Der Schatz in der Todtenkammer.

Von **Dr. Th. Buddäus.**

Laß dich vom Weine ja nicht reizen, wenn er schön röthet, im Becher Perlen wirft und sanft hinunter schleicht. Er würde sonst zuletzt wie eine Schlange dich verwunden und dich stechen, wie eine Otter; dein Auge würde dich täuschen und dein Herz nur ungereimte Dinge sehen. Bald schien es dir, als triebest du dich auf dem Weltmeere herum, bald als schliefest du auf des Mastbaums gefährlich hoher Spitze. Man schlägt mich, würdest du im Wahne sagen, aber ich fühle keine Pein .... O daß ich erst wieder aufgewacht, dann wollte ich erst wieder trinken und nur nach Wein trachten.

(Sprüche Salom. 23, 31—35.)

Es war tiefe Nacht. Schauerlich pfiff der Sturm durch die Sparren der Dächer, beugte die Kronen der Bäume, heulte in den Klüften und Höhlen der Berge. Kein Stern leuchtete in das wirre Treiben der Natur.

Es war die Nacht des Sabbaths. In einer dunklen Stube, deren Fenster zerbrochen und gebeugt den Wind nach allen Seiten einließen, lag ein Mann, mit einem schwarzen Tuch bedeckt, wie ein Todter. Neben ihm kauerten auf einer Strohschütte zwei Jünglinge, ihre Häupter auf die Hände stützend, als fürchteten sie das bleiche zerrissene Gesicht des Todten.

Plötzlich aber regte sich der Todte, hob die Hand aus dem schwarzen Tuche herauf und murmelte mit heiserer Stimme: Wasser! Wasser! Ich verschmachte.

Der Eine der Söhne hob bei diesen Worten des Vaters seinen Kopf in die Höhe, lächelte bitter und sagte: Ich darf Euch kein Wasser geben, mein Vater.

Wasser — Wasser! — heulte jetzt der Trunkene.

Wer an den Sabbathnächten Wasser trinkt, — sagte der Sohn — ist selbst Schuld, wenn ihm ein Unglück darauf zustößt.

Pah! — murmelte der Alte — so zünde Licht an!

Man darf kein Licht zünden in der Sabbathnacht, — erklärte der Sohn.

O Ihr, Ihr — wollt — mich — der — schmachten lassen! — heulte der Vater — Ihr haßt mich, Ihr — wartet auf meinen Tod. Wehe, wehe Euch!

Nein! — sagte der ältere Sohn — wir lieben dich, mein Vater. Aber noch viel mehr würden wir dich lieben, wenn du kein Trunkenbold wärest. Siehe, unser Hab und Gut ist verschwunden, die silbernen Gefäße sind dahin, die irdnen sind geblieben; deine ewige Trinksucht hat alle Bande

des Familienlebens zerriſſen, hat uns an den Abgrund der Noth und Verzweiflung geführt — wir haben nichts mehr, wir ſind arm — nur wenige Schritte noch und dies Haus gehört nicht mehr uns, wir ſind — Bettler.

Der alte Trunkenbold wälzte ſich unruhig auf dem Lager umher. Finſtere ſchwarze Dämonen ſchienen vor ihm aufzutanzen, mit hölliſchem Gelächter ſeine Ohren umſchmetternd. Aber bald ſah und hörte er nichts mehr; die Trunkenheit umwand ihn wie eine Schlange — er verſank, von ihren Gliedern umſtrickt, in die Nacht des Taumels.

Die Söhne aber ſtanden auf von ihrem harten Polſter, umarmten ſich unter Thränen und riefen: Wehe uns, daß er unſer Vater iſt, wehe uns, die wir im Jammer dahinſiegen! Alle Hoffnung ihn zu retten, iſt verloren. —

Der Sturm heulte in ihren Jammer; die Wetterfahnen kreiſchten in ihr Wehgeſchrei; in die Spalten der Thüren und Fenſter ſauſte, pfiff und raſſelte der Herbſtwind. Eine ſchreckliche Nacht! lichtlos die Natur — lichtlos die Seelen der Söhne. Sie ſtanden in der Finſterniß, nach Rettung ſuchend, die ſie nicht fanden; ſie hielten ſich umarmt, ein Herz und eine Seele, allen Jammer des Lebens in den einzigen entſetzlichen Ausruf ausgießend: Weh uns!

Aber — ſagte plötzlich der Aeltere — aber haben wir auch Alles verſucht, mein Bruder! unſern armen Vater zu retten?

Alles! ſagte dieſer tonlos.

Wir müſſen das Aeußerſte verſuchen, — fuhr der Aeltere fort — wir müſſen es noch heute! Höre mich! Vor der Stadt iſt ein alter Kirchhof; ſtill und abgeſchieden liegt er an einem düſtern Ort, von ſchwarzen Föhren umſchattet. — Eine Todtenkammer iſt daſelbſt, von Todtenknochen angefüllt, die das Auge mit geſpenſterhaftem Schrecken martert. In dieſe Kammer wollen wir dieſe Nacht den Vater tragen.

Wie? — rief der Jüngere erſtaunt — das könnteſt du unſerem armen Vater thun?

Schon oft — erklärte der Aeltere ruhig — o ſehr oft ſchon haben die Schrecken der Natur, die furchtbaren Ueberreſte des Todes, die Düfte der Verweſung den ſündigen Menſchen erſchüttert. Siehe — der Vater wird aus ſeinem trunkenen Taumel erwachen, und wird uns rufen wollen; aber in ſeine ſich öffnenden Augen treten auf einmal die bleichen Todtenknochen, die entſetzlichen Bilder des Todes. Verweſung umſchauert ſeine Sinne; ſeine Stimme hallt traurig aus den modernden Gräbern und antwortet ihm als ein geſpenſtiſches Echo.

Ha! — rief der Jüngere — du haſt Recht — wir wollen dies letzte, wenn auch furchtbare Mittel verſuchen.

Und von dem Grauen des ihn umſtarrenden Todes ergriffen, — fuhr der Aeltere fort — wird er an ſeine Sünden, an ſein laſterhaftes Leben zurückdenken, und in ſich gehen. Er wird meinen, die unſichtbare Geiſterhand des allmächtigen Gottes habe ihn in die Nacht des Todes getragen,

um ihn zu ſchrecken — und ſeine ſündige Luſt wird vor dem entſetzlichen Gedanken erſterben. Ja — ja — du haſt Recht! — ſagte der Jüngere. — Laß uns alſo thun, wie du meinteſt und den Vater in die Todtenkammer tragen! —

Die Nacht war noch immer finſter, der Sturm heulte furchtbar; Staub wirbelte mit Blättern vermiſcht durch die Lüfte und hemmte den Athem. Die Brüder hatten den trunkenen Vater in die ſchwarze Decke gehüllt und trugen ihn nach dem Kirchhof vor der Stadt.

Dieſer war bald erreicht. Die Todtenkammer wurde geöffnet und der Trunkene hineingetragen. Die Brüder ſprachen ein Gebet und entfernten ſich.

Die Nacht verging; der Morgen dämmerte, als der Alte erwachte. Sein Geſicht war bleich wie der Tod; ſeine Augen öffneten ſich. Aber wie erſchrak er! Ringsum glotzten die hohlen Augen grinſender Schädel, lagen Todtenbeine zu Hügeln geſchichtet, ſtanden zerfallene Särge.

Wo bin ich! — ſchrie der Alte entſetzt und ſprang von dem harten Todtenlager auf — o Gott! wo bin ich! Wehe, wehe! —

Das Echo rief aus den Gräbern dumpf und hohl: Wehe! —

Der Alte fuhr auf; die Haare geſträubt, die Augen ſtarr und hohl, ſtand er wie ein aus den Gräbern emportauchendes Geſpenſt.

Ich bin todt! — heulte er endlich.

Todt! — ſchrie das Echo aus den Gräbern.

Entſetzt lauſchte er der furchtbaren Stimme; dann ſank er wie von einer Ohnmacht befallen, auf die Todtenknochen zurück.

Aber er erwachte bald wieder, und horch! auf einmal ſang eine helle reine Stimme neben ihm ein Lied; der Silberton einer Mandoline ſchwebte zitternd wonnig durch die Räume des Todes. Er traute ſeinen Ohren kaum; er wagte nicht zu athmen; er meinte in dem himmliſchen Paradieſe die Stimmen grüßender Engel zu vernehmen. Noch immer lauſchte er, da erſtarb Geſang und Klang, und ſtatt deſſen tönte Gläſergeklirre, raſſelten Teller, erſchallte eines Männerchors voller Jubel.

Was iſt das? — fragte ſich der Alte, bei dem das Klirren der Gläſer auf einmal alle Schrecken des Todes verwiſcht hatte. — Was iſt das? — fragte er noch einmal und ſchlich nach der Wand der Kammer, wo ein kleines mattes Fenſter einen Blick in einen zweiten Raum verſtattete.

Er ſah hinein und bemerkte eine Menge wilder Geſellen, die um einen ſteinernen Tiſch ſaßen und tapfer zechten. Ein Mädchen ſaß neben ihnen und hielt eine Mandoline in der Hand. Auf dem Tiſche ſtanden Weinflaſchen, Speiſen und Früchte aller Art, und auf der Erde lagen bunte Kleider, Geld und Waffen durcheinander.

Ein luſtiges Leben das! — ſagte der Eine — Wein und Geld umſonſt — Geſang und Klang, Mädchenliebe und keine Sorgen. Heda! Brüder! ſtoßt an! Es lebe die Schmuggelei!

Sie lebe! — schrie die Versammlung.

Aber nun auf neuen Gang, ihr Freunde! rief der Anführer der Schmuggler. — Laßt uns die Weinflaschen, das Geld und die Kleider verbergen, — hier ist ein vortrefflicher Platz, — die Todten stehlen nichts und die Lebendigen kommen nicht hieher. —

Darauf wurden die Sachen verborgen und die Schmuggler entfernten sich.

Wein! Wein! — schrie der Alte entzückt — Wein! O Himmel und Erde! schöner köstlicher Wein — wie sollst du meine Kehle erquicken! Jetzt auf der Stelle hinüber — ich habe Durst, Durst, als hätte ich zehn Tage in der Wüste geschmachtet. Aber wo komme ich hinüber?

Er suchte nach einem Durchgang, fand eine Thüre, die lange schon nicht aufgemacht worden war, und schlüpfte in das Kabinet. Sich nach der wohlbekannten Stelle stürzen, wo die Flaschen verborgen lagen, den Stein von der Gruft heben, die Flaschen entlocken und ausziehen, war ein Werk von einigen Minuten.

Ha! welch' ein Wein! — schmunzelte der Alte — das ist kein Essig — Gott bewahre — das ist ächter Cyper, Feuerwein, die Goldtinktur des Magens — oh, oh — Nektar und Ambrosia. .....

Er brach eine neue Flasche an, er trankt, er trank in vollen Zügen, als ob sein Magen ein Ocean wäre. Aber mit dem reichen Strome des hinabgestürzten Feuertranks kam plötzlich die Trunkenheit über ihn; er brach in Heultöne aus, lachte, sang, sprang und tanzte.

In diesem Augenblick traten die Söhne ein. Sie hatten gehofft, einen reuigen Vater zu finden und sahen ihn zu ihrem Entsetzen berauscht. Er taumelte auf sie zu, wollte sie umarmen, sie küssen. Sie aber wichen vor ihm zurück, wie vor einem Gespenst.

Wehe uns! riefen die Söhne — wehe uns! so ist Alles vergebens, alle Hoffnung verloren!

Kommt — trinkt — mit — mir! — stotterte der Vater und reichte seinen Söhnen eine halbgefüllte Flasche.

Sie wandten sich traurig ab und der Aeltere sagte: Wir wollen unsern armen Vater wieder nach Hause tragen. Komm Bruder — schon taumelt er hin und her — er sinkt .....

Warten wir den Abend ab..... ermahnte der Jüngere.

Aber als der Abend dämmerte, tönte es plötzlich von Stimmen um die Todtenkammer. Eine Schaar wilder Gesellen stürzte herein und rief: Ein Lied, ein Lied, schöne Julia! In demselben Augenblick aber bemerkten sie die drei Gäste, die geleerten Flaschen, das erbrochene Versteck, und in voller Wuth stürzten sie auf die Söhne des Trunkenbolds zu, umklammerten sie mit eisernen Armen, und rissen sie zu Boden. Der Alte wurde von den Fußtritten der Schmuggler getödtet, die Söhne mit Stricken gefesselt und in einen Winkel geworfen. Die Bande ergriff die noch übrigen Fla-

ſchen, trank und ſang bis in die ſpäte Nacht. Dann legte ſie ſich zur Ruhe. Der jüngere Bruder aber fühlte, daß ſeine Feſſeln locker, löſte ſie mit einiger Mühe, befreite dann auch ſeinen Bruder, und beide trugen nun mitten durch den Schlaf den Todten.

Die Schultern der Brüder wurden zur Todtenbahre. Als ſie aber an ihre Wohnung kamen, ſahen ſie zu ihrem Schrecken den Balken des Vorhauſes zerſchmettert, das Dach zertrümmert; die Stube voll Kalk und Aſche. Der Sturm der zweiten Nacht hatte das Haus zertrümmert.

Ohne Vater, ohne Wohnung ſtanden ſie nun unter dem freien Himmel und riefen: Wehe, wehe uns!

Bald jedoch ſich faſſend, trugen ſie den Vater in die Stube. Da ſiehe! als ſie ihn auf die modrige Strohſchütte legten, rollte aus den Taſchen ſeines Rocks eine Menge Goldmünzen. Die Söhne griffen in die Taſchen und fanden einen zerriſſenen Beutel voll Gold. Der Alte hatte es den Gaunern in der Todtenkammer geraubt.

Dies Gold wurde die Grundlage des künftigen Glücks der beiden Söhne.

Die Juden in Nürnberg's Vorzeit.

Nach **Mertel** mitgetheilt von **Wilhelm Wolfner.**

1.

Noch lag tiefer Schnee, — man ſchrieb den Hornung des Jahres 1349 — und menſchenleer waren die Gaſſen ob der grimmigen Kälte, als aus einem Hauſe im Mehlgäßlein in der Reichsſtadt Nürenberg gegen die ſechſte Stunde des Abends ein Mann trat, ſich bedächtig allenthalben umſah, dann die Thüre ſorgfältig verſchloß und, von der Dunkelheit begünſtigt, ſeinen Weg über den grünen Markt nahm. An dem Portale des neuen Rathhauſes warf eine Laterne ihr helles Licht auf ihn und man unterſchied eine dürftig bekleidete, vorwärtsgebeugte Geſtalt, Kopf und Hände eingehüllt in alten zernagten Pelz, an den Füßen plumpe mit Wolle ausgefütterte Stiefel. Er trat auf den wachthabenden Hellebardier zu, und jetzt beleuchtete ein Lichtſtrahl auch das Geſicht. Eine ſcharfgebogene Habichtsnaſe, zwei ſanfte blaue Augen und ein langer grauer Bart, den Mund völlig bedeckend und bis zum Gürtel reichend, traten aus der Verhüllung hervor.

„Iſt der hohe Rath noch verſammelt?“ fragte er mit ſcheuer, ängſtlicher Stimme den Stadtſoldaten.

„Fort, Jude!“ polterte dieſer, die Waffe ihm entgegenſtreckend.

„Aber Ihr könnt mir doch ſagen“ — begann der Zurückgewieſene wieder.

„Willſt du gehen, unreiner Hund! „wetterte der erboſte Thürſteher, und die erhobene Hellebarde trieb den Fragenden in die Dunkelheit zurück. Mit einem tiefen Seufzer ſetzte er nun ſeinen Weg durch die Dielinggaſſe und über den Dielinghof fort. Am Bonnersberge blieb er vor einem groſſen Hauſe ſtehen und ſchien nochmals zu überlegen. Endlich pochte er mit zwei kräftigen Schlägen an die Pforte; es öffnete ſich ſogleich darauf das Fenſterlein des Thürhüters und eine tiefe Baßſtimme fragte nach dem Begehr.

„Iſt Seiner Geſtrengen, der Herr Bürgermeiſter und Rath von Grundherr zu Hauſe?“ forſchte der nächtliche Beſucher.

„Iſt zu Hauſe!“ war die Antwort des Kuſtos; „was wollt Ihr?“

„Ich habe ihm Wichtiges zu hinterbringen.“

„Wer ſeid Ihr?“

„Ein treuer Knecht des Herrn Bürgermeiſters.“

„Ich muß den Namen wiſſen!“

„Nun, wenn Ihr durchaus den Namen wiſſen wollt, — ich heiße Abraham Ben Iſmael und wohne am Mehlgäßlein.“

Kaum hatte der Pförtner ſolches vernommen, als er haſtig das Fenſterlein zuſchlug und den Juden ohne Beſcheid in der Kälte ſtehen ließ. Dieſer, in der Meinung, daß er ihn zu melden gegangen ſei, harrte geduldig eine Viertelſtunde, allein da ſich immer noch nicht die Thüre öffnete, ſo wagte er nochmals den Klopfer zu berühren und durch wiederholte Schläge ſeine Gegenwart kund zu geben. Der Kopf des Thürhüters erſchien abermals, aber jetzt nicht, um nach dem Begehr zu forſchen, ſondern um eine Flut von Scheltworten auf den vor Froſt Zitternder herabzudonnern. Eine Thräne des Zorns drang aus dem Auge des armen Abraham, aber gewohnt, täglich dieſe Behandlung von den chriſtlichen Einwohnern der Stadt zu ertragen, wollte er eben ſich zum Heimweg anſchicken, als zwei Diener, mit Fackeln vorleuchtend einem im dichten Pelze gehüllten Frauenzimmer, die Straße heraufkamen und vor dem Hauſe des Rathes Halt machten. Während ſich die Tritte des dienſteiferigen Pförtners in der Hausflur und das Klirren des mächtigen Schlüſſelbundes hören ließen, hatte die Dame die Kapuze etwas gelüftet und das liebliche Antlitz eines Mädchens lugte hervor. Abraham Ben Ismael, der ſich hinter einem der Thürpfoſten zurückgezogen hatte, erkannte die Tochter des Hausherrn, und ſogleich war er entſchloſſen die Protection der ſchönen Margarethe zur Erreichung ſeiner Abſichten in Anſpruch zu nehmen.

„Verzeihet meine Verwegenheit, hochgeborenes Fräulein!“ ſprach er vortretend, „ich muß dringend Euern Herrn Vater ſprechen! Es hängt davon ab das Wohl Eures Hauſes, wie das der Stadt Nürenberg, und deßhalb bitte ich inſtändig, mir für fünf Minuten Gehör zu verſchaffen.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme.

„Ich bin unwerth, zu überschreiten die Schwelle dieses Hauses, aber die Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter macht es mir zur Pflicht, ihn zu warnen vor drohender Gefahr. Ich bin der Jude Abraham Ben Ismael!"

Das Mädchen trat erschrocken einige Schritte zurück, aber eben so schnell näherte sie sich wieder und sprach: „Kommt herein und wartet ein wenig, ich werde Euch bei meinem Vater melden." — Indessen war die Thüre geöffnet worden, und der Pförtner hatte den Verdruß, Abraham, von der Tochter des Hauses beschützt, ebenfalls mit eintreten zu sehen.

In einem hohen, gothischen Gemache saß zu derselben Zeit der Bürgermeister und Schöppe des hohen Raths der freien Reichsstadt Nürenberg, Kaspar von Grundherr, am Schreibtische und schrieb. Beim Eintritte des Juden erhob er sich von seinem Platze und fragte mit freindlichem Tone: „Was ist dein Begehr, Abraham?"

Der Angeredete trat einige Schritte näher und begann: „Schon 20 Jahre sind es, daß mir der hochlöbliche Rath der Stadt die Erlaubniß ertheilt hat, darin zu treiben meine Gewerbe. Ich habe redlich gehandelt und der Gott unserer Väter hat mich gesegnet dafür, und hat vermehrt mein Gut."

„Zur Sache!" rief der Rath etwas ungeduldig, „ich habe nicht lange Zeit."

Und Abraham fuhr einen Theil seines Lebens überspringend, fort: „Ihr wißt, gestrenger Herr! daß ich vor sechs Jahren Rebecka, die Tochter des Rabbi David, einführte in mein Haus, als mein Gemal. Sie ist jung und schön und gefiel Manchem, dem sie nicht gefallen sollte. Und obgleich ich nur ein verworfener Knecht der kaiserlichen Reichskammer bin, so hielt ich doch auf die Ehre meines Hauses und meines Weibes. Darob war ich fälschlich angeklagt; man warf mich in's Gefängniß, gab meinem Flehen, den Betheuerungen meiner Unschuld kein Gehör, und ich schmachtete so ein Jahr ohne Urtheil. Aber die Gerechtigkeit lebte dennoch, und in Euch fand ich einen Beschützer, der mir die Thür meines Kerkers öffnete und mich heimkehren ließ zu meinem Weibe, über dem Ihr gleichfalls gewacht. Noch war mir nicht gegönnt, gestrenger Herr! Euch dafür zu danken; aber jetzt versagt mir es nicht und erlaubt, daß ich den Staub Euerer Schuhe küsse mit dankbarem Herzen." Und er stürzte zu den Füßen des Raths, und Thränen der Rührung drangen über die bleichen Wangen.

Dieser aber hob ihn rasch vom Boden auf und entgegnete freundlich: „Laß, laß, Abraham! ich habe gehandelt wie ein jeder rechtliche Mann handeln sollte und ich habe die ganze Sache beireits vergessen; doch, hat dein nächtlicher Besuch keine andere Ursache als diese Geschichte, die ich so genau wie du kenne, mir zu wiederholen?"

„Verzeiht, Herr!" entgegnete Abraham, sich die Thränen trocknend, „daß ich es wagte Euch zu belästigen, aber die Dankbarkeit für die Rettung meiner Ehre und meines Lebens ist tief in mein Herz gepflanzt, und ich konnte ihr jetzt nicht widerstehen. Auch habe ich noch nicht geendet."

„Nun, so rede!“

„Der Sohn meines leiblichen Bruders lebt in meinem Hause. Aus Mitleid dulde ich ihn, denn er ist kein Gerechter in Israel und hegt sträflichen Umgang mit Dirnen und in der Schenke. Gestern Nacht kam er nach Hause und sprach Vieles in trunkenem Zustande, welches mir nimmer gefällt. So vernahm ich, daß sich zusammenrotten verschiedene Gewerbe in ihren Zunfthäusern und Trinkstuben, daß sie dort mißdeuten alle Verordnungen des hochlöblichen Magistrats, daß sie behaupten ohne Scheu, der Kaiser Ludwig lebe noch und der Rath sei ihm treulos geworden und wolle die Stadt verkaufen an den König von Böheim — und noch viele andere ungereimte Reden, die mir auszusprechen verbietet die Ehrfurcht gegen Ew. Gestrengen. Zuletzt haben sie sich verschworen, zu wählen aus ihrer Mitte einen neuen Rath, der treu hänge an dem Kaiser Günther von Schwarzburg und sich nicht neige auf die Seite des Luxemburgers. Das ist es, gestrenger Herr! was mich hertrieb zu Euch, damit ich vergelten kann, was Ihr Gutes gethan habt mir und meinem Weibe.“

Der Herr von Grundherr war tief gerührt von der Treue des Juden. „Ihr habt mir Euern guten Willen gezeigt, Abraham! und ich danke Euch,“ versetzte er; „doch sind Euere Mittheilungen unstatthaft, und was Ihr saget, ist bereits einem hochlöblichen Rath bekannt. Auch sind Ermahnungen an die unruhigen Köpfe ergangen, die diesem Unwesen bald ein Ende machen werden. Jetzt verlaßt mich.“

Abraham wollte nochmals zu sprechen beginnen, allein ein Fingerzeig des Raths nach der Thüre war hinreichend, daß er das Zimmer verließ. —

2.

Vier Wochen waren seit jenem Abende verstrichen. Der deutsche Kaiser Karl IV. war unterdessen durch Franken gezogen, hatte sich mit goldnem Schlüssel die Thore Nürnbergs geöffnet und von dem Rath der Stadt den Schwur der Treue erhalten. Alsdann hatten ihn ausgebrochene Unruhen nach seinem Erblande Böhmen zurückgetrieben, wo er mit Strenge das Recht handhabte, um im Spätjahr zur Kaiserkrönung nach Achen zu ziehen.

So ruhig sich nun auch alles Volk während seiner Anwesenheit in Nürnberg verhielt, so stürmisch ging es nach seinem Abzuge von Neuem los. Die Gewerbe, bis auf die Metzger und Messerschmiede, rotteten sich immer mehr zusammen und wagten endlich, dem Rath eine Eingabe zu überreichen, in der die Abstellung der Mißbräuche in der Rathswahl, Befreiung von allen Steuern, und Anhänglichkeit an den Kaiser Günther von Schwarzburg gefordert wurde. Da der Rath es nicht nöthig fand, auf solche unverschämte Forderungen etwas zu erwiedern, so wählten die Unzufriedenen Versammlungsorte, wo sie bewaffnet in drohender Stellung erschienen.

Eines Abends kehrte Abraham Ben Ismael von einer Wanderung heim, die er in Geschäften nach Altdorf und Hersbruck unternommen; und da der Strahl der Frühlingssonne noch immer nicht die Erde erwärmen wollte, so schritt er tief in seinen Pelz gehüllt zum Lauferthore herein. Als er in die Nähe des Dominikanerklosters zunächst dem Rathause kam, sah er schwarze Gestalten längs der Mauer hinschlüpfen, und durch eine kleine Pforte des Klosters verschwinden. „Wie?" dachte er, „da könnte ich ja auf einmal erfahren, was man zu thun herabsichtigt. Daß sich der größte Theil der Unzufriedenen im Kreuzgange dieses Klosters versammelt, erfuhr ich schon längst durch Aaron, mit der Losung hat der Bursche sich auch — der Gott meiner Väter weiß auf welche Weise — bekannt gemacht, und so bliebe mir nichts übrig, als die Dunkelheit zu benützen, und ebenfalls als Mitwissender im Kreuzgange zu erscheinen!" Dem Gedanken folgte sogleich die Ausführung, die Thürwächter erhielten das Losungswort, und einige Augenblicke darauf befand sich Abraham an Ort und Stelle.

Eine beträchtliche Anzahl aus verschiedenen Gewerben war bereits versammelt und stritt sich, nach der Art des gemeinen Volkes, über Sachen, die das Bereich ihrer Kenntnisse weit überstiegen. Obgleich der Kreuzgang durch Fackeln nur ein spärliches Licht erhielt, so zog Abraham dennoch die Pelzmütze tiefer in's Gesicht und drückte sich hinter einen Pfeiler, von wo er Alles, aber man ihn nicht leicht bemerken konnte. Und nun war er verurtheilt, Dinge anhören zu müssen, vor denen ihn schauderte. So beschloß man unter andern, den Moment der Empörung und der Ausführung auf den Mittwoch nach Pfingsten festzusetzen. Wenn an diesem Tage das Rathsglöcklein die Versammlung des Raths anzeigen würde, wollte man in Massen auf das Rathhaus stürmen und die sämmtlichen Herren ermorden. Zu gleicher Zeit sollte eine andere Parthei in die Häuser der Juden einfallen, so viel man deren habhaft werden könnte, todtschlagen, und was sich an Werth daselbst fände, rauben und brüderlich theilen. Alsdann sei ein neuer Rath aus den Bürgern zu erwählen, die Stadtthore müßten geschloßen und der Kaiser Günther aufgefordert werden, mit Macht herbei zu ziehen und seine Getreuen gegen allenfallsige Angriffe zu vertheidigen.

Als Abraham auch von der Beraubung und dem Untergange seiner Glaubensgenossen hörte, überfiel eine fürchterliche Angst seine Seele. Er sah sein Haus in diesem Augenblicke schon bedroht, er sah sein schönes treues Weib geschändet, sein Hab und Gut in Flammen aufgehen und — er mußte hinaus und schnell retten, was noch zu retten war! Seine Besonnenheit hatte ihn verlassen, und diese übereilte Besorgniß war sein Verderben. Denn als er nun den Versuch machte, begünstigt durch den Schatten der hohen Pfeiler in den Klosterhof zu schleichen, um von dort aus das Pförtchen zu gewinnen, wurde einer der Verschworenen auf die Gestalt aufmerksam, packte sie mit raschem Griff am Kragen und zog sie zum Fackelschein.

„Ein Lauscher! ein Verräther!“ klang es wild aus dem Munde der Versammelten und: „Nieder mit ihm!“ war das schnelle Urtheil der Menge. Man riß dem Zitternden die Pelzmütze ab und mit Staunen und Wuth erkannten alle den Juden Abraham, den Verworfenen in einem christlichen Gotteshause. „Stoßt ihn nieder!“ rief der verwegene Rädelsführer, Namens Geisbart. „Stoßt ihn nieder, den Hund, der uns belauscht, unser Gotteshaus verpestet hat!“ riefen die Uebrigen ihm nach. Zwanzig Messer erhoben sich zu gleicher Zeit und der Unglückliche würde schon im nächsten Augenblicke das Opfer seiner Unbesonnenheit gewesen sein, hätte ihn nicht der Anführer der Drechslerzunft, seines stolzen Ganges: Pfauentritt genannt, in Schutz genommen.

„Hier an heiliger Stätte wollt ihr einen Mord begehen?“ sprach er, „fürchtet ihr nicht den Fluch der Väter Dominicaner, die uns in den Hallen ihres Klosters eine sichere Zusammenkunftstätte gegeben haben? Bedenkt, daß sie unsere treuesten Verbündeten sind und daß ohne ihren Beistand das gefahrvolle Unternehmen nicht gelingen kann.“

„Aber wenn wir den Hund laufen lassen, so verräth er Alles!“ rief Geisbart.

„Deshalb bitten wir den Pater Quardian, ihm bis nach dem Tage der Ausführung eine Wohnung unter der Erde, bei Molchen und Kröten, anzuweisen, und sind wir einmal die Herren, dann werden wir schon Mittel finden, dem Verräther eine kleine Feuertaufe zu geben!“ versetzte Pfauentritt.

„Recht so!“ sprach Geisbart beruhigt; „oder wir übergeben ihn dem strafenden Arm der Kirche völlig, weil er in ein christliches Bethaus gedrungen ist.“

Ohne die Bitten und das Jammergeschrei des armen Abraham zu hören, packten ihn einige nervigte Fäuste, und der Pater Quardian, der davon unterrichtet wurde, fand es für höchst nothwendig den Juden bis nach dem glücklich ausgeführten Vorhaben einsperren zu lassen.

Kurz darauf hatten auch die Verschworenen ihre Berathung zu Ende gebracht, und als die Glocken vom Sct. Sebaldusthurme die eilfte Stunde der Nacht verkündigten, war in dem Dominikanerkloster und auf den Straßen Alles in der tiefsten Ruhe.

3.

Und wieder läuteten die Glocken von Sct. Sebaldus und riefen die Bewohner Nürnbergs zum Gebet. Es war der Morgen des zweiten Pfingsttages. Eine drückende Schwüle, sowohl in der Athmosphäre als unter den zusammengerotteten Rebellen, lag drohend über der Reichsstadt. Schon am frühen Morgen waren die Verschworenen herausgezogen auf den Gritz, um beim Becherklang in Waldesnacht die gereiften Plane vollends aus-

zubilden. Der auf eine unbegreifliche Weiſe ſorgloſe Rath ließ ſie nach Gutdünken ſchalten und walten, Waffen tragen und auf öffentlicher Straße Schmähungen ausſtoßen, und konnte ſich durchaus nicht mit dem Gdanken vereinigen, daß der Pöbel gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit Böſes in Sinne haben könne. Doch leider ſollten ſie ſich bald vom Gegentheile überzeugen, denn als nach zwei Tagen auf der Gritz von den Anführern der Rebellen die Berathung zu Ende gekommen war, zogen ſie des Dienſtags Nachts geräuſchlos wieder in die Stadt. Aber jetzt war der verhängnißvolle Mittwoch-Morgen erſchienen und eine Todtenſtille herrſchte in allen Gaſſen. Beinahe Jedermann wußte, daß heute der entſcheidende Schlag geſchehen ſoll, nur der Rath ſelbſt lebte immer noch in der größten Sorgloſigkeit. Schon um die 8. Stunde hatte ſich der ganze Magiſtrat im Grundherr'ſchen Hauſe verſammelt, um der Verlobung Margarethens — Kaſpar Grundherr's Tochter — mit Ludwig Volkmar beizuwohnen. Der reiche Patrizier hatte ein köſtliches Frühſtück für die Gäſte bereitet, und um 11 Uhr ſollte in der Aegidikirche die Trauung vollzogen werden. Der Saal war hochzeitsmäßig ausgeſchmückt und auf mit Tapeten bedeckten Tiſchen ſtanden die edelſten Weine des Südens und die ausgeſuchteſten Leckereien, herbeigeſchafft aus den Hanſeſtädten und Venedig. Die Gäſte genoßen reichlich die edlen Gaben des Wirths und trieben dabei allerlei launige Kurzweil, als plötzlich ein verworrenes Geſchrei auf der Straße ſie nach den Fenſtern zog. Eine große Menſchenmaſſe hatte ſich vor dem Hauſe verſammelt und hundert Stimmen johlten: „Heraus mit dem Juden, mit dem Verpeſteten, heraus!" Eben wollte der Herr des Hauſes über den ſonderbaren Ruf Nachfrage halten laſſen, als die Thüre aufgeriſſen wurde, eine bleiche, blutige Geſtalt, gefolgt von Dienern und Rumorknechten, athemlos in den Saal ſtürzte und entkräftigt zu den Füßen des Bürgermeiſters niederſank.

Entſetzt wichen alle Anweſenden zurück, aber der Hausherr hatte dieſe Züge, die jetzt entſtellt und zerriſſen waren, ſchon einmal geſehen, und mit den Worten: „Abraham Ben Ismael!" trat auch er drei Schritte von dem Ohnmächtigen hinweg. „Ein Jude! Ein Unreiner!" rief Alles und flüchtete ſich in die anſtoßenden Gemächer; nur der Herr von Grundherr blieb. Unterdeſſen hatte ſich der Flüchtling etwas erholt und preßte nun auf den Knieen liegend mit der letzten Kraftanſtrengung die Worte heraus: „Herr! — — Die Aufwiegler wollen — heute — den ganzen Rath — ermorden!" dann brach er abermals kraftlos zuſammen.

Der Bürgermeiſter, durch ſolche Worte, die bei dieſen Umſtänden durchaus auf keiner Täuſchung beruhen konnten, beunruhigt, gebot den Dienern ſich zu entfernen und das Volk auf der Gaſſe zur Ruhe zu bringen; dann ſtärkte er den entkräfteten Mann durch Wein und forderte ihn auf, ſchleunig zu erzählen, wo er ſeither verborgen geweſen und was er wiſſe. Abraham erholte ſich nach und nach, und erzählte hierauf die Ereigniſſe jener Nacht in dem Kreuzgang des Dominikanerkloſters, bis zu dem Augenblick, wo er in ein elendes Gefängniß geworfen ward. Nach einer kleinen Pauſe

fuhr er in seiner Erzählung fort: „Drei fürchterliche Tage verlebte ich so, gepeinigt von Hunger und Durst und schon den festen Gedanken hegend, daß der Hungertod über mich verhängt sei. Da erschien endlich ein alter Klosterbruder, reichte mir etwas Nahrung und setzte dies fort Tag für Tag. Es wühlte in meinem Innern die Angst und die Verzweifelung, und ich fand doch keinen Ausweg zu entrinnen und die Stadt durch Euch, Herr! zu befreien von der drohenden Gefahr. Eben so wenig wußte ich, ob es sei Tag oder Nacht, Sabbath oder Werketag, bis endlich vor drei Tagen ein dumpfes Glockengeläute und ein Grabgesang von vielen Stimmen in meinen Kerker drang. Auf Befragen antwortete mir der alte Frater, daß der erste Tag des Pfingstfestes eingeläutet und gerade über mir von dem hochwürdigen Herrn Prior die Messe gehalten werde. Immer noch hatte ich Hoffnung befreit zu werden vor der entscheidenden Stunde, allein jetzt sah ich deutlich, welches Schicksal mir bevorstand und meinen Brüdern und der guten Stadt. Durch einen schwachen Lichtstrahl, den der Tag durch eine Mauerritze hereinwarf in die Nacht meines Gefängnisses, sah ich den folgenden Tag kommen und gehen, eben so den gestrigen, und es erschien der Morgen von heute. Es öffnete sich bald auch darauf die eiserne Thüre und mein Wächter brachte mir das gewöhnliche Gericht, Wasser und Brod. „Läßt du ihn jetzt gehen, so ist es zu spät, so bist du verloren, Hunderte wackerer Menschen sind es mit dir und finden durch dein Schweigen den Tod!“ so rief es laut in meinem Innern und ich ergriff mit wahnsinniger Wuth den Frater, schleuderte ihn auf mein Strohlager und warf die Thüre des Kerkers hinter mir in's Schloß. Ich fand glücklich den Weg zum Kreuzgang zurück und gelangte in den Klosterhof unangefochten. Allein es waren verschlossen sämmtliche Pforten und im Hofe trieben sich dienende Brüder und Knechte umher. Diese sahen meine Flucht, erhoben ein großes Geschrei und liefen herzu mich zu fangen. Aber der hochgelobte Gott legte Riesenkraft in meine Arme; ich ergriff eine der am Thore aufgehängten Piken und schlug blindlings Jeden zu Boden, der sich mir näherte. Ein Apfelbaum, an der Mauer dicht stehend und mit seiner Krone über sie hinausragend, lenkte mein Augenmerk auf sich; die Bestürzung des Klostervolkes gab mir Zeit, ich schwang mich an ihm hinauf, erreichte die Mauer und ein verwegener Sprung brachte mich auf die Straße. Doch nun waren auch meine Kräfte erschöpft; aber ich raffte mich nochmals zusammen und rannte fort, Eurem Hause zu. Und hinter mir her schallte das Halloh der Knechte und des zusammenströmenden Volkes, doch der Herr der Heeresschaaren, — gelobt sei sein Name — nahm mich in seinen Schutz, und so gelangte ich hierher!“

„Armer Abraham!“ versetzte der Patrizier gerührt, „Ihr habt viel gelitten um unsertwillen und es soll Euch reichlich vergolten werden, was Ihr gethan habt. Aber nun kehret heim zu Eurem Weibe, die in großer Trauer über Euer Verschwinden ist, und bringt ihr Beruhigung; indessen wollen wir

die nöthigen Maßregeln zur Rettung der Stadt ergreifen, damit Alles gefahrlos vorübergehe.

Abraham zögerte noch und der Rath, der ihn zu verstehen glaubte, fügte hinzu: „Ihr habt Furcht, daß man Euch wieder ergreifen möchte, und ich glaube selbst, daß dies sehr wahrscheinlich ist. Doch beruhigt Euch. Ich werde Befehl geben, daß Ihr andere Kleider erhaltet; unterdessen reinigt Euch von den Haaren, die während Euerer Gefangenschaft verwildert sind, und so verändert führt Euch die hintere Pforte meines Hauses in ruhigere Straßen und Ihr könnt dann leicht unbemerkt bis zu Euerem Hause gelangen!"

Nachdem der Herr von Grundherr selbst für Alles Sorge getragen hatte, kehrte er zu seinen Gästen zurück und berichtete, was er vernommen. Da überfiel ein panischer Schrecken die Herren des Raths, die ganze Versammlung flog wie Spreu auseinander und Jeder eilte heim, zu retten und sich zu verwahren. Der Stadtschultheiß, der Bürgermeister und einige Räthe blieben, um zu berathen, was in dieser kritischen Lage zu thun sei. Allein trotz der Weisheit dieser Herren wollte sich durchaus nichts Erhebliches herausstellen lassen, und das endliche Resultat war, daß, weil das Rathsglöcklein den Empörern das Zeichen zum Beginn geben sollte, dieses heute nicht erschalle und eben so wenig Versammlung auf dem Rathaus gehalten werde. Unterdessen möge jeder der Bedroheten auf seine Rettung bedacht sein, die nur durch eine schleunige Flucht nach Heideck bewerkstelligt werden könne. Nach diesem Beschluß entfernten sich auch die Letzten aus dem Hause der Freude, nur der Bürgermeister von Grundherr berieth nun mit seiner Tochter und deren jungen Verlobten, was zu beginnen sei. Geflüchtet mußte werden, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, denn es war leicht vorauszusehen, daß, wenn das Rathhaus keine Sicherheit bieten könnte, die Wohnungen der zu Schlachtopfern Auserkohrenen es noch weit weniger im Stande wären. Aber wie und wohin? denn die ausgesandten Diener kamen mit der Nachricht zurück, daß die Thore bereits von den Aufwieglern besetzt seien, und es war nun unmöglich, außer der Stadt Hilfe zu suchen. So kam der Mittag herbei, ohne daß man sich in dem Grundherr'schen Hause für etwas bestimmt entschieden hätte.

4.

Unterdessen waren die Verschworenen auch nicht müßig gewesen. Unter der Veste, am Laufer-, am Lorenzer-, am Jakoberplatze hatten sich schon um 11 Uhr des Mittags die verschiedenen Gewerbe in Rotten versammelt und zogen dann unter Jubel- und Kampfgeschrei auf die Insel Schütt, wo der allgemeine Ort der Zusammenkunft war. Das Rathsglöcklein, welches stets der Stadt das Zeichen der Versammlung des Raths gab, sollte für dieses Mal ihnen das Zeichen zum Beginn des Mordens geben; aber die durch

Abraham Ben Ismael aus ihrer Lethargie aufgeschreckten Räthe versammelten sich nicht, und das Glöcklein wurde folglich nicht geläutet.

Als nun die Zeit verstrichen war, in welcher dieses geschehen sollte, führten sie ihr unsinniges Vorhaben dennoch aus. Sämmtliche Rotten setzten sich in Bewegung und rannten unter gräßlichem Mordgebrüll nach dem Rathhaus. Die geschlossenen Thüren wurden eingeschlagen, alle Zimmer und Behälter durchwühlt, die Bücher, Papiere und Urkunden mit sinnloser Wuth herausgerissen, auf den Boden gestreuet und mit Füssen getreten.*) Die Gefängnisse wurden geöffnet, Diebe und Mörder mischten sich unter die rasende Menge und vermehrten durch Blutgier und Rachedurst den Wahnsinn zur höchsten Stufe. Der Theil der Bürgerschaft, welcher an dem Aufruhr keinen Theil genommen hatte, rottete sich nun ebenfalls zusammen, um Hab' und Gut vor der Wuth der Empörer zu schützen. Die Metzger vorzüglich versammelten sich in ihrem Fleischhause, um sich von dort aus zu wehren. Nachdem auf dem Rathhause sich Niemand vorgefunden hatte, der dem allgemeinen Grimm hätte geopfert werden können, zog der größte Theil ab und vertheilte sich in die Wohnungen der Patrizier. Sie wurden erstürmt; was nicht weggebracht werden konnte, ward zerschlagen und zertreten, geplündert und geraubt Alles, was nur einigen Werth hatte. Die Personen, die darin zurückgeblieben, fielen, ohne Rücksicht des Alters und Geschlechts, der entmenschten Masse als Opfer und die entpörendesten und ausschweifendesten Grausamkeiten krönten das begonnene Werk.

Schon in der Mittagsstunde hatte der glücklich nach seinem Hause gelangte Abraham Ben Ismael sein kostbarstes Gut in einem verborgenen Winkel des Kellers verscharrt, Weib und Kind der Obhut der Verwandten zunächst dem Fleischhause übergeben und ihnen bedeutet, bei der ersten drohenden Bewegung sogleich dort hinein zu flüchten, weil die Fleischerzunft sich bereits zur Opposition gebildet hatte und alle Flüchtlinge ohne Unterschied in den großen Hallen ihres Verkaufshauses aufnahm. Dann war er mit seinem Neffen Aaron abermals nach dem Bonersberge geeilt, um wo möglich auch seinem Wohlthäter bei der Flucht behilflich zu sein. Die drohende Gefahr hatte alle Scheu aufgehoben und unangefochten gelangten Beide bis zum Prunkgemach des Hauses, wo der Herr von Grundherr sich noch befand, beschäftigt, die Kostbarkeiten und Alterthürmer zu verwahren, aber immer noch unentschlossen, wohin er sich mit seiner Tochter und seinem Schwäher wenden sollte.

„Verzeiht, gestrenger Herr!" sprach Abraham, als er eintrat, „die Empörer haben soeben das Rathhaus erbrochen, und wenn Ihr noch eine Viertelstunde zögert, so seid Ihr unrettbar verloren."

„Aber wohin flüchten?" rief der Rath, „ich finde hier nirgends einen

*) Die Originalurkunde des ältesten, von dem deutschen Kaiser Friedrich II. im Jahre 1219 ausgestellten Privilegiums der Stadt trägt noch heute die Spuren davon.

Ort, der uns vor der Wuth des Pöbels verbirgt, und aus der Stadt können wir nicht mehr."

„Vertrauet Euch mir, Herr!" verſetzte der Jude, „und der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's wird mir Kraft verleihen Euch zu führen, wo Ihr geborgen ſeid für den Augenblick."

„Nun wohl, meine Kinder!" wandte ſich der Bürgermeiſter reſignirt zu Margarethen und ihrem Verlobten, „ſo laßt uns dieſem alten Manne folgen, der, obgleich nur ein Jude, beſſer iſt als Tauſende von Chriſten!"

Er warf bei dieſen Worten den Mantel um und dann ſchlichen alle vier zur hintern Pforte hinaus, durch die Paniersgaſſe und an der Burg vorüber. Als ſie aber auf den Milchmarkt kamen, ſtand ein Haufe Volks beiſammen, und betrachtete neugierig die vier Flüchtigen. Doch dieſe hüllten ſich tiefer in die Mäntel und ſchritten eilend an dem Sct. Sebaldushofe vorbei in die Winklersgaſſe, zunächſt dem Fleiſchhauſe. Da rief plötzlich einer aus der Rotte, ein Lumpenſammler aus Wöhrd: „Bin ich verdammt, das war der Mauſchel, der Abraham, dem wir im Dominikanerkloſter das Fell gegerbt haben!" Und ein Anderer aus dem Jakobsviertel: „Daneben ging der ſtolze Grundherr, der Bürgermeiſter, oder ich will des Teufels werden!"

„Auf, ſie zu fahen!" johlte der ganze Haufe, und wuthbrüllend rannte Alles durcheinander.

Indeſſen hatten die Flüchtigen, mit Aufbietung aller Kräfte einen tüchtigen Vorſprung gewonnen und befanden ſich ſchon an den Thoren des Aſyls, als die Rotte die Straße herabſtürmte. „Auf! Um Gotteswillen!" rief Abraham und pochte mit mächtigen Fauſtſchlägen an die geſchloſſene Pforte. Da rief es innen: „Auf der Fleiſchbrücke iſt der Eingang!" und fort rannten die Geängſtigten, die Verfolger an den Ferſen. Und als ſie athemlos das Thürlein erreicht hatten und der nächſte Schritt ſie in Sicherheit brachte, ſtanden auch ſchon die Verwegenſten des Volkes an der geöffneten Thüre, um ebenfalls mit einzudringen. Aber es ſtreckten ſich ihnen blutige Beile entgegen, nervige Fleiſcherarme ſchwangen dieſelben hoch im Kreiſe und drohten jeden Nähertretenden zu ſpalten. Beſtürzt wichen die Aufrührer zurück, um Verſtärkung herbeizuholen.

Schon waren die Hallen des Fleiſchhauſes größtentheils mit Flüchtigen angefüllt, die vertrauungsvoll zu der kleinen Schaar ihrer muthigen und fürchterlich bewaffneten Vertheidiger aufblickten. Auch der Herr von Grundherr nebſt ſeiner Tochter und ihrem Verlobten miſchten ſich unter die Geretteten und fanden viele, die, erfreuet ob ihres Hierſeins, ihnen die Hände drückten und mit reger Theilnahme Platz zur Ruhe darboten.

Abraham Ben Ismael war unterdeſſen durch die Reihen geſchlichen, um nach Weib und Kind zu ſpähen; da ſaß entfernt von den Uebrigen, das kleine Häuflein von Juden in einem Winkel, unter ihnen Rebekka mit dem kleinen Moſes. Und freudig ſchlug das Herz des Gatten und des Vaters in der Bruſt, und er fiel nieder und dankte laut dem Gotte ſeiner Väter.

Als nun noch eine Stunde verfloſſen war, tönte um die Pforten des Fleiſchhauſes ein dumpfes Brauſen, und wüthende Stimmen begehrten Einlaß, um die hierher geflüchteten Patrizier zu ergreifen und zu würgen. Als das Gewerbe der Metzger ihnen ſolches verweigerte, ſchlugen ſie mit Keulen und Hämmern an die ſchweren Thüren, die Opfer mit Gewalt zu erlangen, aber die Pforten waren feſt und widerſtanden jedem Angriff, und wie ſie nun durch das kleine Thürchen bei dem Schleifersteg einzudringen verſuchten, machten die Belagerten einen kühnen Ausfall, ſchlugen etliche zu Boden und trieben die Uebrigen in die Flucht.

Der Abend war ſo hereingebrochen, und forderte Viele der Geretteten auf, nach den Ereigniſſen des ſtürmiſch verlebten Tages die Ruhe zu ſuchen. Da ſchaffen die wackern Fleiſcher Ochſen-, Schaf- und Kälberfelle in Menge herbei und bereiteten Lager, daß Jeder weichgebettet auszuruhen vermöge.

So verſtrich die Nacht. Mit dem früheſten Morgen bildeten die Aelteſten des Fleiſchergewerbes einen Rath, um zu beſchließen, was mit ihren Schützlingen geſchehen könne. Für die Dauer durften ſie nicht im Fleiſchhauſe bleiben, das war einleuchtend, und doch fanden ſie nirgends ſonſt Schutz vor der Wuth des ergrimmten Pöbels. Der einzige Ausweg war, ſie aus der Stadt nach Heideck zu ſchaffen, und wie dieſes zu bewerkſtelligen, bedurfte bei dieſen muthigen Leuten keiner langen Beſinnung. Sie ſchickten einen Abgeordneten an das Gewerke der Waffenſchmiede, welches gleichfalls der alten Ordnung treu geblieben war, und ließen ſolches erſuchen, ihnen beizuſtehen in der Unternehmung. Dies wurde auch ſogleich zugeſagt und bald darauf rückte die ganze Zunft, ſchwer bewaffnet, vor das Fleiſchhaus. Hierauf nahmen die beiden wackern Gewerke die armen Bedroheten in ihre Mitte und zogen ſo durch die Straßen gen Heideck. Zwar verſuchten mehremale die Rebellen dieſen Triumphzug anzugreifen, aber die drohende Waffenwand, die ſich ihnen von allen Seiten entgegen ſtreckte, kühlte ſchnell den Muth der Feiglinge wieder ab. Schon eine halbe Stunde vom Thore ab, kam ihnen der Herr von Heideck mit 100 Reiſigen entgegen und nahm die ſämmtlichen Flüchtlinge in Empfang. Die Metzger und Waffenſchmiede zogen aber wieder in die Stadt zurück.

5.

Abraham Ben Ismael war ſchon drei Tage nach vorher erzählter Begebenheit trotz der drohenden Gefahr nach Nürnberg zurückgekehrt, denn er hatte vernommen, daß der beſchloſſene Vertilgungskrieg gegen die Juden vor der Hand unterblieben ſei und dies ſpornte ihn an, wenigſtens ſeine vergrabenen Schätze aus dem Bereich der ſchlummernden Raubthiere zu bringen.

So ſchlich er ſich bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt und ſein erſter Gang führte ihn durch Seitengäßchen ſeinem Hauſe zu, daß er zu ſeiner unſäglichen Freude unzerſtört und unangetaſtet fand. Er ſandte hierauf alſogleich ſeinen Neffen Aaron ab, um auch Weib und Kind von Heideck in die Stadt zurückzubringen.

Unterdeſſen hatte der Rebellenrath auf eine traurige Weiſe ſeine Funktionen fortgeſetzt. Außer der Stadt durfte ſich keines der Mitglieder zeigen, weil die herumſtreifenden Reiſigen Heidecks alle Wege beſetzt hatten, und in der Stadt wurden ſie ſelbſt von ihren Anhängern verachtet. Denn der größte Theil der Bürgerſchaft kam allmälig zu Verſtand und bereuete zu ſpät, daß er ſich von einigen Böſewichtern hatte hinreißen laſſen. Die Stadt lag im Reichsbann und konnte keinen Handel mehr treiben, weil der Kaiſer die Siegel kaſſirt und die öffentlichen Schriften für ungiltig erklärt hatte. Hierzu kam noch der einreißende Mangel von Lebensbedürfniſſen und die gänzliche Leere des Stadtſchatzes. Was war nun zu thun? Der Rebellenrath hielt Sitzungen über Sitzungen; endlich kam man zu dem Entſchluße, einen Hauptſchlag auszuführen, um die Unzufriedenen zu beruhigen und ſich ſelbſt ein erhöhetes Gewicht zu geben.

Die Veranlaſſung dazu war nicht weit her zu holen. Es wüthete nämlich zu derſelben Zeit eine peſtartige Seuche, der ſchwarze Tod genannt, durch ganz Europa und raffte eine ungeheure Menſchenmaſſe dahin. Auch Nürnberg wurde davon heimgeſucht und ganze Familien wurden ihr Opfer. Darauf gründete nun der Rebellenrath ſeinen Plan. Und von welcher Art war nun dieſer? Ein donnerndes Anathema tönte plötzlich von allen Kanzeln gegen die Kinder Israels! Sie waren die Urſache des großen Sterbens, weil ſie die Brunnen vergiftet, weil ſie mit dem Allerheiligſten Spott getrieben, die Kruzifixe angeſpieen und die geweiheten Hoſtien in Mörſern zerſtoßen haben ſollten! „Zum Kreuzzug!“ donnerten die Zeloten: „Ablaß für ſechs Jahre Jedem, der einen Juden ermordet!“ ſchallte es von den Kanzeln nieder, und um die Sache dringender und feierlicher zu machen, riſſen einzelne Fanatiker die Kreuze aus den Kirchen und ſchritten der erbitterten Menge muthig voran.

Die Juden hatten das Ungewitter, welches ſich drohend über ihnen zuſammen zog, geahnt und deßhalb ihre Schätze in Sicherheit gebracht. Da brach es plötzlich über ſie herein, ſchwarz und unheilvoll, und durch die Straßen, welche ſie bewohnten, heulten tauſend blutdürſtige Stimmen. Der größte Theil war in die Synagoge geflüchtet, unter ihnen Abraham Ben Ismael mit Weib und Kind. Als aber der mordbrüllende Haufe auch dieſe umſchwärmte, mit Keulen an die Thüren ſchlug und lodernde Pechfackeln in die nächſten Gebäude warf, da überfiel ein paniſcher, lähmender Schrecken die zitternden Unglücklichen. Mit hohlen, verglaſten Blicken ſtarrten einige wie leblos vor ſich hin, andere ſtürzten die Hände ringend auf den Boden, und noch andere flüchteten unter Weinen und Jammern in die Bundeslade, wo die heiligen Geſetzrollen aufbewahrt ſtanden. Der Oberrabbiner allein, ein ehrwürdiger Greis mit Silberhaaren und einem ſchneeweißen langen Barte, ſtand auf dem Almemor und betete in einem Buche. Zwei glühende Thränen rannen langſam über ſeine tiefgefurchten Wangen herab und benetzten den ſchwarzgeſtreiften Tales, der von dem Kopfe bis zu den

Füßen herabfloß und die hohe, edle Geſtalt des Greiſes verhüllte. Endlich richtete er das von Gram darnieder gebeugte Haupt empor, und begann mit ſchwacher angegriffener Stimme: "צדיק ה׳ בכל דרכיו וחסיד בכל מעשיו „Gerecht iſt der Herr auf allen ſeinen Wegen und in allen ſeinen Handlungen! Ein Tag des Unglücks iſt über unſere Häupter hereingebrochen, und ach, meine treuen Glaubensgenoſſen! wir müſſen das Böſe wie das Gute mit gleicher Hingebung aufnehmen, denn Alles kommt von ihm, dem Einzigen, deſſen Beſchlüſſe unerforſchlich, deſſen Weisheit unergründlich iſt. O, meine Brüder! laſſet uns die letzten, uns noch gegönnten Augenblicke unſeres Lebens nicht in Jammern und Verzweiflung zubringen, denn dieſer irdiſche Wohnſitz iſt nur die Vorhalle zu einem beſſern Leben! Darum ermannet Euch, betet zu dem Allmächtigen und bereuet Euere Sünden. Jeder hülle ſich in ſeinen Talas und ſage mit zerknirſchtem Herzen die Widu (das Sündenbekenntniß)!"

Doch dieſe Worte des ehrwürdigen Mannes verhallten ungehört. Verzweiflung hatte ſich aller Herzen bemeiſtert und nur Jammer, Klagen und Wehegeſchrei erfüllten die düſtern Hallen der Synagoge. — Abraham Ben Ismael ſaß auf einem umgeſtürzten Stuhle und hielt ſein weinendes Weib in den Armen. Er allein ſchien die allgemeine Angſt und Verzweiflung nicht zu theilen, denn ſeine Miene war ruhig und ſeine Augen trocken. Allein in ſeinem Innerſten ſtürmte ein Meer von Gefühlen. Ein hoher, himmliſcher Gedanke hatte nämlich ſeine edle Seele durchzuckt, und wie eine ſtrahlende Morgenſonne alle Schmerzen, alle Angſt aus ſeinem Buſen verſcheucht. Er wollte ſich für ſeine unglücklichen Glaubensgenoſſen opfern! Doch ſo wonnig-hehr anfangs dieſer Gedanke all' ſeine Fibern durchzitterte, ſo beſeligend, ſo fromm ihm auch dieſer Vorfall bedünkte, ſo unendlicher Schmerz erfaßte und zerfleiſchte ſein Innerſtes, wenn er an ſeine Rebekka, wenn er an ſein einziges Kind dachte! Es war ein ſchrecklicher, aber — kurzer Kampf! Mit zitternden Armen hob er ſein Weib auf eine Bank, drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen, preßte den kleinen Moſes an's Herz und legte ihn ſanft in ihren Schooß. Dann wankte er mit unſicherem Schritte der Bundeslade zu. Hier, auf der Erhöhung blieb er ſtehen und gab durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er ſprechen wolle. Alles wurde ſtill, denn Abraham war als ein kluger Mann geliebt und von Jedermann geachtet. — „Meine Brüder!" begann er hierauf, „als der Prophet Jonas, die Befehle des Herrn nicht berückſichtigend, auf einem Schiffe nach Tarſiß flüchtete, erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der das Fahrzeug ſammt ſeiner Mannſchaft zu zertrümmern drohete. Da beſchloßen die Schiffsleute zu looſen, um zu ſehen, wer unter der Mannſchaft den Zorn Gottes auf ſich geladen. Das Loos traf Jonas und er wurde in's Meer geworfen. Hier verſchlang ihn ein gewaltiger Fiſch und gleich darauf legte ſich der Sturm und die See wurde ruhig. Nun, meine Brüder! auch über unſern Häuptern wüthet ein Sturm, auch wir ſtehen am Rande des

Grabes und es gilt, einen raſchen Entſchluß zu faſſen! Ich bin derjenige, der den Zorn des Volkes auf ſich geladen, mir zuvörderſt gilt dieſer Tumult, dieſe Verfolgung, und ich will mich opfern! Ich habe die Sitzungen des Rebellenrathes belauſcht, ich habe die Räthe gewarnt, ich bin die Urſache unſerer gegenwärtigen verzweifelten Lage, und ich will Euch retten! Erfaſſet mich und übergebet mich dem mordbrütenden Haufen, und ihre Rache wird mein Haupt treffen, Ihr aber werdet gerettet ſein!" —

Er ſchwieg und eine Todtenſtille herrſchte in der Synagoge. Wohl waren jedem Einzelnen dieſe Thatſachen bekannt, allein Niemand wollte Hand an ihn legen. Da ſchritt der hochherzige Mann entſchloſſen von der Eſtrade der Bundeslade herunter und eilte der Thüre zu. Niemand hielt ihn auf, nur ſein Weib ſtürzte mit einem herzzerſchneidenden Schrei ihm nach und umſchlang mit ihren Armen ſeinen Leib. „Bleib, bleib! mein Abraham!" ſchrie ſie im Verzweiflungstone, „laß uns mitſammen ſterben!" Allein wie von einer göttlichen Begeiſterung durchdrungen, rief er aus: „Es iſt der ſchönſte Tod, der mir werden kann, denn ich ſterbe für meine Brüder!" — Eine Anſtrengung — und er hatte ſich ihren Armen entwunden und ſtürzte hinaus, dem mordbrüllenden Haufen entgegen. Doch mit ihm gleichzeitig ſchlüpfte die liebende Gattin ebenfalls aus der Thüre und in einem vorſpringenden Erker harrte ſie des Looſes ihres unglücklichen Gatten. — „Ich bin es," rief dieſer vortretend, mit lauter Stimme, „den ihr ſucht, ich habe Euch verrathen und übergebe mich! Tödtet mich, nur ſchont meiner andern Brüder!"

„Abraham Ben Ismael! der Verräther! der Jude!" brüllten tauſend Stimmen. „Hängt ihn auf! Hängt ihn vor den Götzentempel, und dann zündet das ganze Neſt an, daß er brate mit den Uebrigen!"

Nur zu willig leiht ein raſender Haufe das Ohr dem, was ſeine Luſt erhöht und ſchon nach einigen Minuten hing der arme Abraham Ben Ismael an der Hauptpforte der Synagoge. „Die Frau her!" riefen die Executoren weiter; „ſie ſind ein Leib, laßt ſie in Geſellſchaft braten!" Als man ſich aber nach dieſer umſah, war nirgend eine Spur von ihr zu erblicken; ſie war unter dem Getümmel verſchwunden. Die Menge vergaß leicht über das fernere Schauſpiel dieſen geringfügigen Umſtand, und ſo kam es, daß man ſich gar keine Mühe gab, zu erforſchen, wo ſie hingekommen. Denn umſonſt hatte der unglückliche edle Abraham ſein Leben geopfert! Der Brand ergriff bereits die Nebengebäude der Synagoge, und den Eingeſperrten wurde es ſiedend heiß in ihrem Tempel. Sie hatten auf Befreiung gehofft, nachdem das vermeintliche Opfer den Stürmenden entgegen getreten war, allein der Brand, der ſchon durch die Fenſter ſchlug, belehrte ſie, daß nur zwiſchen dem Verbrennen im Gotteshauſe und dem Ergeben an die Rebellen zu wählen ſei. Gedrängt von dem entfeſſelten Elemente, griffen ſie zu dem Letztern und mit wildem Jubel nahm der von den Anführern immer mehr gereizte Plebs ſeine Opfer in Empfang.

Und nun drängte sich der ganze Haufe in verworrenen Reihen, die Gefangenen in der Mitte, durch die Straßen, zum Lauferthore hinaus. Der Flammentod war ihnen einmal durch die Wuth des Volkes zugesprochen, und weil sie ihn nicht sich selbst zu geben den Muth hatten, so trieb man die ganze Masse vor dem Thore auf einen Haufen zusammen, schlichtete Holz um sie her, und nach Verlauf einer Stunde waren einige Hundert dieser Unglücklichen, unter dem herzzerreißendesten Jammergeschrei, zu Asche verbrannt. Als diese glorreiche That vollbracht, das Feuer in der Stadt gedämpft, die Erde aufgewühlt und das vergrabene Eigenthum der Gemordeten geraubt war, legte sich die Wuth des Volkes; aber der Ort vor der Stadt, wo das Gräßliche geschehen, führt noch heutigen Tags den Namen: Judenbühl.

6.

Doch die Herrschaft der Rebellen nahete sich allmälig ihrem Ende. Den Todesstoß gab ihr die Nachricht, daß Kaiser Günther, der ihre einzige Hoffnung war, sich mit Kaiser Karl IV. verglichen, und daß er bald darauf gestorben sei. Immer hofften sie noch, mit dem nunmehrigen rechtmäßigen Kaiser der Deutschen einen Vergleich schließen zu können; als aber Karl im Herbst des Jahres 1349 mit einem mächtigen Heere vor die Stadt rückte, bei Mörgeldorf sein Lager aufschlug und unbedingte Unterwerfung forderte, da ließen sie gänzlich die Flügel sinken. Die Thore konnten dem Herrscher nicht länger verschlossen bleiben, und sie sahen keinen andern Ausweg mehr, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. — Sieben der Rädelsführer, unter ihnen Geisbart und Pfauentritt, wurden mit dem Schwerte hingerichtet, die Uebrigen mit Ruthen gepeitscht, auf den Pranger gestellt und auf ewig des Landes verwiesen. Die Räthe wurden wieder in ihre Functionen eingesetzt und Kaiser Karl sprach selbst den Wunsch aus, der Hochzeit der Tochter Grundherr's beizuwohnen, um öffentlich zu zeigen, wie sehr er die Treue zu schätzen und zu belohnen wisse. — Der festgesetzte Tag erschien, und die Trauung wurde in Gegenwart der römischen Majestät vollzogen. Nach aufgehobener Tafel entfernte sich der Bürgermeister von Grundherr aus dem Prunksaale und kehrte bald darauf mit einem jungen schönen Weibe zurück, welches er in tiefster Ehrfurcht dem Kaiser vorführte. „Kaiserliche Majestät!" sprach er, „nicht unterlassen kann ich, Euerer hohen Gnade eine Familie zu empfehlen, deren Haupt zwar als ein unglückliches Opfer der Rebellenwuth fiel, das sich aber durch Edelmuth und Seelenadel vor Tausenden seiner Glaubensgenossen auszeichnete." Hierauf erzählte er die ganze hochherzige und edelmüthige Aufopferung des unglücklichen Abraham, und wie sein Schwiegersohn Volkemar bei dem Brande der Synagoge unbemerkt ein Weib gerettet, und schloß mit den Worten: „Wir glauben die Schuld gegen den gemordeten Unglücklichen

nicht beſſer abtragen zu können, als wenn wir ſeine Hinterbliebenen in Schutz nehmen und Euere Majeſtät ſubmiſſeſt bitten, dem armen Weibe Eure Gnade nicht zu entziehen!“ Der Kaiſer, ohnedies ſchon in dem beſten Humor, war entzückt von der Schönheit des jungen Weibes und befahl, auf ſeine Koſten ihr eines der neuerbauten Häuſer in der nunmehrigen Judengaſſe einzuräumen. Rebekka ſtürzte ſich weinend zu den Füßen des gnädigen Kaiſers und dankte ihm für die hohe Gnade, aber der Kaiſer zog ſie empor, küßte ſie freundlich auf die Stirn und bat den Hausherrn, ſie an der Feſtlichkeit ebenfalls Theil nehmen zu laſſen. Einige der anweſenden Patrizier wollten bemerkt haben, daß die römiſche Majeſtät auch ferner ſein Augenmerk auf ſie gerichtet habe und ſchrieben dieſe zarte Aufmerkſamkeit einer Regung zu, von welcher der junge, ſchöne Herrſcher nicht ganz freigeſprochen werden konnte.

Der Retter.

Aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, von **S. K.**

Ein ſchöner Sommertag war eben im Entſtehen. Die Dunkelheit der Nacht wich nach und nach dem roſigen Schimmer im Oſten. Ein klarer blauer Himmel blickte freundlich zur Erde herab. Tiefe Stille lag über die Stadt Prag ausgebreitet, denn noch hielt der Schlaf die meiſten Bewohner auf ihrem Lager gefeſſelt. An den Ufern der Moldau aber ging es ſchon laut und lebendig zu, denn es war Freitag, und die Fiſcher am frühen Morgen der Käufer gewärtig.

Hanns! ſprach ein alter Fiſcher aus ſeiner Hütte tretend, zu ſeinem Knaben, ſieh nach den Netzen, denn dort kömmt ſchon unſer beſter Kundmann, der Jude Mordechai.

In der That ſchritt ein Mann der Fiſcherhütte zu. Bei dem erſten Anblicke konnte man an dem gelben Zeichen des linken Aermels erkennen, daß der Ankömmling ein Jude ſei; aber gleichzeitig hätte auch jeder geſtehen müſſen, daß dieſer Menſch ein außergewöhnlicher ſei. Es war dies ein Mann in der Mitte der Dreißig. Der mächtige Bau ſeines Körpers, die rieſige Höhe ſeines Wuchſes, ſtand im vollſten Einklang mit dem hohen Adel ſeiner ſchönen Geſichtszüge. Ein glänzender ſchwarzer Bart beſchattete die Unterſeite ſeines Geſichtes, und fiel auf die kräftige breite Bruſt herab. Unter einer hohen Stirne blitzten, von dichten Brauen überwölbt, zwei Augen, glänzender und ſchwärzer als Kohle. Sein ganzes Weſen trug den Stempel jener hohen Seelenwürde, jener angeborenen natürlichen Hoheit,

die, unbekümmert um äußere Stellung und Geltung, einem edlen Selbſtbewußtſein entſpringt, und an dem ſelbſt der erniedrigende Druck, der zu dieſer Zeit ſchwer auf ſeiner Glaubensgenoſſenſchaft laſtete, ſpurlos vorübergegangen war.

Guten Morgen, Meiſter Mathes! ſprach er mit einer wohlklingenden, volltönenden Stimme; ich bin gewiß wie immer Euer erſter Käufer.

Ja, das ſeid Ihr, Herr Zemach, und ich wünſche Euch, Ihr möget noch— wenigſtens ſiebzig Jahre lang — Euern Einkauf ſelbſt beſorgen. Aber wenn Ihr auch noch ſo ſpät kommen würdet, Euch bliebe immer der ſchönſte beſte Fiſch aufbewahrt — nicht etwa deshalb, weil Ihr nie mit mir feilſcht, und mir das zahlt, was ich verlange, — nein, deshalb nicht; aber weil ich weiß, daß Ihr den ſchönſten Fiſch nur deshalb kauft, um Euern Schabbes, Euern Feiertag zu ehren, — weil ich weiß, wie oft Ihr Eure armen Glaubensbrüder, mit Fiſch und Fleiſch, ſchon gekocht und zubereitet, am Freitag Abend überraſcht. Noch kürzlich erzählte mir der krumme Itzig, der Schuldiener, wie er Freitag Abend verzweifelnd aus der Schule kam, und ſich mit Weib und Kind traurig an den leeren Tiſch ſetze. Die Kinder, die armen Würmchen, ſchrien: Gib uns ein Stückchen Brod, wir wollen ja kein Barches [1]), nur ein kleines, kleines Stückchen Brod, uns hungert.

Dem armen Manne hätte ſchier das Herz brechen mögen vor Wehmuth, denn er hatte nicht eine Krumme verſchimmelten Brodes im Hauſe.— Da öffnete ſich plötzlich die Thüre, und hereintritt die Magd des guten, edlen, frommen Mordechai Zemach, und bringt Fleiſch und Fiſch, und Wein und Barches. — Das war ein Jubel! — Die Kinder ſprangen vor Freude, das Weib weinte, und der Itzig hätte vor Entzücken bald Eure alte Magd geküßt. — Seht, das iſt ein gutes Werk, das gefällt mir von Euch, und ich achte und verehre Euch darum ſo, — ſo — als wenn Ihr gar kein Jude wär't.

Ein bitteres Lächeln umſchwebte Reb Mordechais Lippen bei dem ſonderbaren Schluſſe dieſer Lobeserhebungen. Meiſter Mathes! ſprach er, ich kann die Zeit nicht verplaudern, — Ihr wißt, ich habe heute viel zu thun. — Gebt mir einen Fiſch, ſucht mir den ſchönſten aus, — ich verlaſſe mich ganz auf Euch.

Der Fiſcher durchmuſterte gewiſſenhaft ſeinen Vorrath, um das in ihm geſetzte Zutrauen zu rechtfertigen. Erſt nach einem längeren Schwanken entſchied er ſich für einen großen Karpfen. Reb Mordechai zahlte den geforderten Preis.

Den Fiſch trag ich mir ſelbſt nach Hauſe, ſprach er; wollt Ihr mir ſpäter noch drei kleinere Fiſche durch Euren Knaben ſchicken. Meine Frau wird zu Hauſe ſein, und ſie gleich bezahlen.

---

[1]) Eine Art beſſeren Gebäckes, das gewöhnlich am Samſtag die Stelle des Brodes vertritt.

Ei, ſprach der Fiſcher pfiffig, ich ſehe, der Schuldiener Itzig iſt kein Lügner. — Doch ſeht, Herr Zemach, heute wäre Euch bald ein Anderer vorgekommen. Der Mann, der ſo eilig auf meine Hütte losſteuert, muß ſehr kauflustig ſein. Wenn er nicht Fiſche kaufen wollte, was führte ihn denn an ſo frühem Morgen an's Ufer?

Die Erwartungen des Fiſchers wurden bald enttäuſcht, denn der Mann ſchritt, ohne ſich um ihn zu kümmern, an ſeiner Hütte vorüber, und ſetzte ſeinen Weg auf der Hügelkette, welche das Ufer bildete, weiter fort. Fiſcher Mathes Hütte war nahe am Uferrande gelegen, und Reb Mordechai hatte daher Gelegenheit gehabt, den nahe an ihm Vorüberſchreitenden näher zu betrachten. Es war dies ein Mann von etwa 25 Jahren. Er ſchien den höhern Ständen anzugehören. Seine Kleider hingen nachläßig von ihm herab, das braune Haar fiel in wilder Unordnung auf ſein Wams. Seine regelmäßigen ſchönen Züge waren jetzt furchtbar bleich und entſtellt, die Augen waren von weiten, violetten Ringen eingeſchloſſen. Das krampfhafte Zucken der bläulichen Lippen, das fortwährende Zittern der Oberlippen namentlich, war ein untrügliches Zeichen einer heftigen Gemüthserſchütterung.

Ich müßte mich ſehr irren, dachte Reb Mordechai, wenn das nicht ein Unglücklicher iſt.

Die gütige Vorſehung hat in ihrer Allweisheit den Guten, ihren Engeln auf Erden, den bewundernswürdigen Inſtinkt in's Herz gelegt, zu errathen, wo ihre Hilfe Noth thut. Ein übrigens naheliegender Gedanke durchfuhr Reb Mordechai's Seele. Er beſchloß, dem jungen Manne zu folgen.

Meiſter Mathes! vergeßt nicht, mir noch drei Fiſche zu ſchicken. — Guten Morgen.

Guten Morgen, Herr Zemach! ich wünſche Euch einen angenehmen Feiertag. Möge Euch der Fiſch wohl bekommen. —

Reb Mordechai beflügelte ſeine Schritte, um den jungen Mann einzuholen. Erſt nachdem er eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, erblickte er ihn an der Spitze eines Hügels, an dem äußerſten Rande des Ufers. Er war der Waſſerſeite zugekehrt, und zu ſehr mit ſeinem Innern beſchäftigt, als daß er die Ankunft Reb Mordechai's hätte bemerken können. Dieſer blieb ſtehen. Der Schmerz des jungen Mannes hatte ſich in Worten Luft gemacht, und Reb Mordechai ſtand nahe genug, um jedes derſelben zu hören, und zu erkennen, daß er richtig vermuthet hatte.

So muß ich ſterben, — ſprach der junge Mann, mit zitternder Stimme, ſo muß ich aus dem Leben ſcheiden, — und das Leben iſt doch ſo ſchön — und ich bin doch noch ſo jung — ſo muß ich mich losreißen — mit blutendem Herzen losreißen von einer Welt, an die mich die ſtärkſten Bande der Liebe feſſeln. Ich muß meine greiſen Eltern verlaſſen — muß für immer ſcheiden von meiner Braut Helena, dieſem Engel an Güte und Schönheit. Ich muß ſcheiden mit dem ſchmerzlichen Bewußtſein, daß das Herz

meines Vaters brechen wird über den Verluſt ſeines einzigen Kindes; — doch es iſt beſſer ſo, als daß er vor Scham, vor Schande ſtürbe, wenn er ſein einziges, geliebtes Kind gefeſſelt, ſchmachbeladen, entehrt, eines gemeinen Verbrechens angeklagt ſähe. — Und kann ich es läugnen, kann ich ſagen: Nein!? — Kann ich ſagen, ich bin ein ehrlicher Mann, — kann ich es ſagen!? — Allmächtiger Gott! und doch bin ich ſchuldlos, — doch hat nur ein Nichtswürdiger mein Vertrauen gemißbraucht, doch hat nur ein falſcher Freund mich verrathen, mich betrogen. — Aber in den Augen der Welt, in den Augen des Gerichts, bin ich ein Verbrecher, ein Dieb!! ein Dieb!! ich habe aus der Staatscaſſa geſtohlen, entwendet mir anvertrautes Gut,— ich bin ein Dieb, — ein gemeiner Dieb, — nein, nein, ſchlechter als ein gemeiner Dieb. — Der Dieb bricht das Schloß auf, der Dieb bricht nächtlicher Weiſe ein; man kann ſich gegen ihn ſchützen, aber ich, ich habe aus der Staatscaſſa geſtohlen, die man mir anvertraut hat, ich habe das Vertrauen mißbraucht, das man in mich geſetzt, ich habe meinen Namen geſchändet, einen Namen, der durch Jahrhunderte in der Geſchichte meines Vaterlandes glänzte, ich habe das Haupt meines Vaters, der in Ehren im Dienſte ſeines Vaterlandes ergraute, mit Schmach, mit unſäglicher Schande beladen. — Und doch bin ich unſchuldig, und doch bin ich nur das Opfer meiner Leichtgläubigkeit. — Hätte ich einen Mord begangen, einen blutigen Mord — hätte ich einen Menſchen getödtet, aus Rachſucht, aus Haß, es wäre dies ein furchtbares Verbrechen, ich hätte es mit meinem Leben büßen müſſen; — aber es wäre nicht ſo erniedrigend, nicht ſo ſchmachvoll, nicht ſo verabſcheuungswerth, nicht ſo fluchwürdig, als ein gemeiner Diebſtahl. — Und doch gewährt es mir eine gewiſſe Beruhigung, daß ich mir ſagen kann, ich habe nichts verbrochen, der Glaube an die Redlichkeit meines Freundes war mein einziges Vergehen. — Und nun, du ſchöne Welt! lebe wohl. Allerbarmer! ſei meiner armen Seele gnädig, vergib mir meine Schuld. Mögen ſie glücklich ſein, — meine Eltern und Helene! — Bei dieſen Worten hatte er ſich raſch ſeines Wamſes entledigt.

Guten Morgen, Herr! ſprach Reb Mordechai jetzt plötzlich, — Ihr wollt wahrſcheinlich baden? thut es nicht. Der Strom iſt hier tief, und das Baden an dieſer Stelle lebensgefährlich.

Der junge Mann wandte ſich erſchrocken um. Sein bleiches Geſicht färbte ſich purpurroth.

Was wollt Ihr? ſtammelte er verlegen.

Ich will Euch von einem unüberlegten Thun zurückhalten — Ihr ſollt an dieſer Stelle nicht baden. Es wäre Schade für Euer junges Leben; und dann, Ihr mögt wohl Eltern haben, nicht? Ihr ſeid vielleicht der einzige Sohn, das einzige Kind, es knüpfen ſich an Euch vielleicht die ſchönſten Hoffnungen Euerer Eltern, deren Lebensfaden ſchmerzhaft durchſchnitten würde, wenn ſie erführen, daß ihr Sohn, aus Unvorſichtigkeit, den Tod in

den Wellen gefunden. Und wenn Ihr eine Braut, eine Gattin habt, wären nicht die kühlen Fluthen der Moldau das Grab ihres Lebensglückes?

Das menschliche Herz gleicht der Aeolsharfe: ein leichter vorüberstreichender Wind entlockt ihr die schönsten Melodien. Reb Mordechai hatte in seinem reich bewegten Leben Gelegenheit gehabt, das menschliche Herz genau kennen zu lernen. Er hatte das Selbstgespräch des jungen Mannes erlauscht, und den festen Entschluß gefaßt, ihn um jeden Preis von seinem Vorsatze abzubringen. Sein Scharfsinn bot ihm leicht ein Mittel. Er hatte seiner Stimme, als er den jungen Mann ansprach, eine solche Natürlichkeit, eine solche Aufrichtigkeit verliehen, daß dieser keinen Augenblick zweifeln durfte, Reb Mordechai kenne seine Absichten nicht. Reb Mordechai hatte genug gehört, um wie zufällig, nochmals die zartesten Saiten seines Herzens anzuschlagen, die nun in seinem Innern schmerzlich wiederhallten. Ein Strom von Thränen erleichterte die gepreßte Brust des jungen Mannes. Reb Mordechai sah, daß er seine Absicht nicht verfehlt hatte; aber sein Zweck war dennoch nicht vollkommen erreicht. Reb Mordechai war nicht der Mann, der eine Sache halb thun wollte. — Ihr seht wohl, ich hatte Recht, es war ein unverzeihlicher Leichtsinn, an dieser gefährlichen Stelle baden zu wollen, und ich danke Gott, der mich herführte, Euch davon abzuhalten. — Doch nehmt es nicht übel, die Thränen, welche die Erinnerung an Euere Familie in Euch hervorrief, bürgen mir für Euer edles Herz, und ermuthigen mich zu einer kühnen Bitte.

Der junge Mann hatte Reb Mordechai bisher sprachlos angestarrt. Das ganze Wesen desselben, und namentlich die sonderbare Art und Weise, wie er ihn angesprochen, hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und trotz des aufgeregten Zustandes, in welchem er sich befand, fühlte er es dennoch klar und deutlich, daß die Handlungsweise des Juden ihm Verpflichtungen auferlegt hatte. — Wenn es in meiner Macht steht Euch zu dienen, so will ich es gerne thun.

Ich bin des Schreibens unkundig, und muß bis zur neunten Stunde bei dem Magistrate unserer Stadt ein Gesuch einreichen. Wenn ich's nicht thue, erleide ich harten Schaden an Hab' und Gut. Wollt Ihr wohl die Gewogenheit haben, Euch mit mir in meine Wohnung zu begeben, um dort die Schrift aufzusetzen? Es wird Euch nur kurze Zeit aufhalten, ich will gerne Versäumniß und Mühe bezahlen, und Ihr würdet mich außerordentlich verpflichten.

Bis neun Uhr! wiederholte der junge Mann mit einem krampfhaften Zittern.

Schlagt mir's nicht ab, Herr! sprach Reb Mordechai. Es ist mir so, als könntet nur Ihr mir helfen, als wäre es eine Fügung Gottes, daß ich Euch heute getroffen. Kommt mit mir! —

So will ich mit Euch gehen, sprach der junge Mann; aber wir müs-

ſen eilen, denn bis neun Uhr habe auch ich noch wichtige, höchſt dringende Geſchäfte zu verrichten.

Die beiden Männer ſchritten ſchweigend der Judenſtadt zu.

In der Judenſtadt herrſchte ſchon ein reges lebendiges Treiben. Man ſah nur fröhliche Geſichter. Der Druck des Mittelalters war am geeignetſten geweſen, dem Juden ſeinen Glauben doppelt werth und theuer zu machen. Von ſeinen Mitbürgern verkannt und verachtet, mußte er mit verdoppelter Liebe in den engen Kreis ſeiner Glaubensbrüder zurückkehren. Von dem öffentlichen Leben ausgeſchloſſen, mußte er ſich nur heimiſch fühlen in den engen Gränzen ſeines Ghettos. Die Welt hatte den Juden verſtoßen, er mußte zurückkehren zu ſeiner Welt, zu ſeinem heiligen Glauben. Aber wie liebte auch der Jude ſeinen Glauben, mit welcher Gluth hing er an ſeinem Geſetze. Das Studium ſeiner Gottesleſre war ſeine Wonne, die Befolgung ihrer Geſetze ſein höchſter Lebensgenuß. Der Sabbath war jedem Juden das Paradies, und der Rüſttag des Sabbaths die Vorhalle desſelben. —

Auf offener Straße ſtanden Mädchen, die den Vorübergehenden Blumenſträußchen anboten, und Jeder kaufte ſich eines zu Ehren des Sabbaths. Vor den Läden der Gewürzkrämer, der Oel- und Weinhändler war ein fröhliches Gewühle, denn Jeder wollte den Wein auf Kidusch[1]), das Oel zur Lampe, die Gewürze zu den Speiſen ſo früh als möglich anſchaffen. Man ſah Männer, den Talesbeutel in der Hand, in die Synagoge eilen, während andere Familienväter, die es für verdienſtlicher hielten, bei Tagesanbruch ihr Morgengebet zu verrichten, um den Fiſcheinkauf, nach der damaligen Sitte, ſelbſt zu beſorgen, wie Reb Mordechai, ſchon vom Ufer, ihren Fiſch in ein weißes Tuch gepackt, nach Hauſe gingen. Man ſah Mädchen, die in geſchäftiger Eile der Backſtube zurannten, um die großen Barches, welche ſie auf einem Brette trugen, der Sorgfalt des Bäckers zu übergeben, Mägde, die Geflügel in das Schlachthaus, Fleiſcherburſche, die in offenen Körben den Reichen das Fleiſch in's Haus trugen.

Reb Mordechai und ſein Begleiter konnten ſich nur mit Mühe durch dieſe wogenden Haufen drängen. Reb Mordechai war erfreut über dieſe Rührigkeit, über dieſe Regſamkeit, ſein Begleiter aber blickte finſter in dies bunte Treiben. Wollte er doch ſobald aus dem Leben ſcheiden, und das Leben war doch ſo ſchön. Endlich hielt Reb Mordechai vor einem Hauſe. Hier iſt meine Wohnung, edler Herr! ich gehe Euch voran, um Euch den Weg zu zeigen. Der junge Mann folgte Reb Mordechai über eine ziemlich enge Stiege. In der Wohnung ſah man die Thätigkeit der Straße im Kleinen.

---

[1]) Segenſpruch, der gewöhnlich über einen Becher Wein geſprochen wird.

In der Küche wurde gekocht, gebacken und geſcheuert. In dem reinlichen Zimmer waren die Wände ihres Schmuckes entkleidet, denn Bela, Reb Mordechai's Hausfrau, ließ eben die achtzackige Schabbeslampe, die in der Mitte des Zimmers hing, und die Wandleuchter, die ringsherum angebracht waren, herunternehmen, um ſie blank zu putzen. Zwei rothbackige Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, liefen dem Vater entgegen, und küßten ihm die Hände. Ach, Mordechai — heute bliebſt du lange aus, rief ſeine Frau; ich wußte mir dein Ausbleiben gar nicht zu erklären.

Ich habe etwas länger als gewöhnlich verweilt — ich bringe einen Fremden mit.

Bela grüßte achtungsvoll den jungen Mann, der ihrem Gatten folgte.

Edler Herr! tretet in dieſe Kammer, wenn's Euch beliebt. Sie traten in das zweite Zimmer. Reb Mordechai verſchloß die Thüre und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Setzt Euch, edler Herr!

Gebt mir Schreibzeug, ich will Euch das Geſuch abfaſſen, aber ſputet Euch, die Zeit verrinnt, und ich habe Eile.

Ich bin des Schreibens kundig wie Ihr, und brauche Eure Hilfe nicht.

Nun, was wollt Ihr von mir? weßhalb locket Ihr mich hierher?

Um Euch zu retten! entgegnete Reb Mordechai ernſt. Der junge Mann ſprang von ſeinem Sitze auf.

Bleibt ruhig ſitzen. Ich war ſo glücklich Euch zu belauſchen. Ich kenne Eure Abſicht, aber ich kenne auch die Natur Eures Unglücks, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Hilfe unmöglich wäre. — Wie viel braucht Ihr, um Euren Namen, Eure Ehre, Euer Leben zu retten?

Der junge Mann blickte den Juden ſprachlos an. War es ein hölliſcher Scherz, den der Jude trieb, um ſich an den Qualen des Unglücklichen zu weiden, als Rache für die Verachtung, für die Verfolgung vielleicht, die er von ſeinen Glaubensbrüdern hatte erdulden müſſen? War es ein Traum? oder hatte er den Juden mißverſtanden?

Reb Mordechai bemerkte dies. Was blickt Ihr mich ſo ſtarr an? ſprach er nach einer Pauſe. Als Ihr an der Fiſcherhütte vorüberginget, war mir Eure verſtörte Miene aufgefallen. Bei Eurem Anblick hatte ich ſogleich vermuthet, welche Abſicht Euch an ſo frühem Morgen an das Ufer des Fluſſes führte. Ich folgte, und obgleich Ihr mir raſch vorausgeeilt ward, gelang es mir dennoch durch die göttliche Gnade, zur rechten Zeit zu kommen. Ich habe Euer Geſtändniß vernommen, und ich bin bereit, Euch, ſo weit meine Kräfte reichen, zu helfen. Ihr ſeid kein Verbrecher, und Leichtgläubigkeit mag wohl die einzige Urſache Eures Unglückes ſein. —

Ja, beim Allmächtigen! — Ich habe das Geld meinem Freunde geliehen, um ihn zu retten; er ſchwur bei ſeinem Seelenheile, mir das Geld geſtern zurück zu erſtatten. Er iſt nicht gekommen, er hat mich getäuſcht, betrogen. Heute iſt der Letzte des Monats. Mit dem neunten Glockenſchlage muß ich Rechnung legen, und den Stand der mir anvertrauten Caſſa

nachweiſen. Man wird ſehen, daß bedeutende Summen fehlen, man wird mich verhaften, man wird — Der Unglückliche konnte vor namenloſem Schmerz nicht weiter ſprechen.

Iſt denn die Summe eine ſo bedeutende? frug Reb Mordechai.

O! ſehr bedeutend, und beſonders für mich. Meine Eltern, obwohl von altem freiherrlichem Adel, leben in dürftigen Umſtänden. Mein Vater diente lange Zeit ſeinem Vaterlande im Felde. Als ſein vorgerücktes Alter und die erhaltenen Wunden ihn zwangen, aus dem Kriegsdienſte zu treten, vertauſchte er das Schwert mit der Feder. Er wurde bei einem königlichen Amte als Caſſier angeſtellt. Aber auch zu dieſer Bedienſtung ward er bald unfähig, denn ſeine Wunden brachen von Zeit zu Zeit auf und hielten ihn auf dem Krankenlager. Seine langjährigen Dienſtleiſtungen berechtigten ihn zu einer beſonderen Berückſichtigung. Er erbat es ſich als eine Gnade, ſeinen Sohn an ſeine Stelle treten zu laſſen. Es ward bewilligt, und ich übernahm ſeinen Poſten. Daß ich meinen Beruf nicht gehörig erfüllte, habt Ihr erfahren; aber wenn Ihr wüßtet, wie man mich betrogen, ſo würdet Ihr mich beſtimmt entſchuldigen. Ich hatte einen Jugendfreund, Albert; wir hatten uns als Kinder in der Schule kennen gelernt und frühzeitig eine gegenſeitige Zuneigung gefaßt. Wir hingen mit einer außerordentlichen Liebe an einander, wir wuchſen heran, und unſer Freundſchaftsband wurde mit jedem Tage enger und feſter geknüpft. Albert war ein aufopfernder Freund, und hatte mir, während unſeres Univerſitätslebens, mehrmals die aufrichtigſten Beweiſe ſeiner wahren Liebe gegeben. Als wir von der Univerſität ſchieden, und jeder ſeinem Berufe nachging, gaben wir uns das heilige Verſprechen, ſtets unſerer Freundſchaft zu gedenken, und uns gegenſeitig auf dem dornenvollen Pfade des Lebens zu unterſtützen. Ich war nicht ſelten genöthigt ſeine freundſchaftliche Hilfe in Anſpruch nehmen. War meine kleine Caſſa erſchöpft durch die Krankheit meines Vaters, ſo ging ich getroſt zu Albert, er borgte mir was ich brauchte. War ich durch meine Berufspflicht gefeſſelt, ferne gehalten von dem Krankenbett meines Vaters, pflegte er ihn mit der größten Sorgfalt. Wir liebten beide ein Mädchen. Einer ſollte, einer mußte entſagen. Albert riß die glühende Liebe, die ſeinen Buſen erfüllte, aus ſeinem blutenden Herzen, — er entſagte. Die Freudſchaft war ihm höher als ſeine Liebe. — Ich hatte alles das, — alles das noch mit nichts vergolten, ich hatte das Opfer ſeines blutenden, zuckenden Herzens angenommen, ohne ihm jeden kleinſten Gegendienſt geleiſtet zu haben. Die ungeheure Schuld der Dankbarkeit erdrückte mich, ich lechzte dem Augenblick entgegen, wo er meine Hilfe beanſpruchen konnte. Der langerſehnte Zeitpunkt kam leider zu früh. Vor acht Tagen ſtürzte mein Freund mit verſtörter Miene in mein Zimmer, ſprechend: Du mußt mich retten, du allein kannſt mich retten!

Was willſt du? frug ich ihn liebevoll; gebiete über mich. —

Ich brauche 5000 Gulden, ich muß ſie haben. Du mußt mir ſie bor-

gen. Mein Lebensglück ſteht auf dem Spiele. 5000 Gulden? frug ich erſtaunt, — du ſcherzeſt. —

Ich ſehe, glaube ich, nicht ſehr ſcherzhaft aus, rief Albert in einer Aufregung, die ich noch nie an ihm geſehen hatte.

5000 Gulden kann ich dir doch nicht borgen, da ich ſie nicht beſitze. —

Du kannſt nicht? du willſt nicht, ſage lieber. — Aber du weißt es ja, Albert! rief ich, mit dem größten Schmerz ihm ſeine erſte Bitte abſchlagen zu müſſen, ich bin arm. —

Was? du verſchließeſt täglich hundert Tauſende, die in träger Ruhe nutzlos liegen, und kannſt nicht 5000 Gulden davon entlehen, um deinem armen unglücklichen Freunde zu helfen? —

Wie? rief ich erſtaunt. Du kannſt von mir verlangen, ich ſoll aus der öffentlichen Caſſa —

Verlange ich denn, du ſollſt es ſtehlen? ſchrie Albert; du ſollſt es mir borgen, nicht ſchenken, hörſt du, — nur auf einige Tage borgen. —

Meine Pflicht — entgegnete ich.

Pflicht, Pflicht! rief er mit einer Stimme, die mir das Herz durchſchnitt. — O! über deine Moral, deine Tugend, und ganz beſonders deine Freundſchaft — ja ein wahrer Freund biſt du, daß muß man dir laſſen. Pflicht!! Thuſt du denn etwas Schlechtes? oder glaubſt du, ich würde dir das Geld nicht wiedererſtatten? ich — ich, der ich dir Alles geopfert habe, würde dir das Geld behalten? Habe ich auch gerufen: meine Liebe! meine einzige unvergeßliche heilige Liebe! als ich Helene, dem Abgott meines Lebens entſagte?

Aber Unſinniger! rief ich, meine Pflicht, meine Ehre! — Die Freundſchaft ſteht bei dir gering angeſchrieben, entgegnete Albert bitter, die Liebe — die Pflicht, — die Ehre, das alles geht voraus! — Du zerreißt mir mein Herz mit deinem bittern Hohne, entgegnete ich — aber bedenke es, bedenk es mit ruhigem Blute. In acht Tagen iſt der letzte des Monats. Die Caſſa wird unterſucht, fehlt etwas, ſo iſt meine Ehre, meine Freiheit — noch mehr als das, die Ehre meines Vaters, deſſen Stelle ich vertrete, verloren, ich bin ein Verbrecher — und du kennſt die furchtbare Strenge, mit welcher das Geſetz die Veruntreuung beſtraft.

Bis dorthin habe ich das Geld zurückgegeben, auf mein Ehrenwort, — bei dem Seelenheile meiner dahingeſchiedenen Mutter — ich bringe dir das Geld am Mittage des Vorletzten dieſes Monats. — Albert hatte noch nie gelogen. Ich durfte ſeinem Worte Glauben beimeſſen. Konnte ich es ahnen, daß die erſte Lüge ſeines Lebens ein Verrath an ſeinem Freunde ſein würde? — Komme Mittag, du wirſt das Geld bereit finden. Ich entlehnte, fuhr der Erzähler mit einem bittern Lächeln fort, ich entlehnte 5000 Gulden aus der mir anvertrauten Caſſe. Ich verſchwieg es meinem Vater; denn er hätte es nie und nimmer geſtattet.

Mittags kam Albert zu mir, nahm das Geld und ſchwur mir nochmals, es in acht Tagen, am Vorletzten des Monats zu bringen.

Zu was brauchſt du denn ſo dringend dieſe Summe? frug ich ihn. — Ich will dir dies ſpäter ſagen, jetzt habe ich die größte Eile, ich muß gleich abreiſen, in einigen Tagen bin ich wieder bei dir. Er umarmte mich diesmal nicht, wie er es früher zu thun pflegte, und ſchied. Als er aus der Thüre meines Zimmers trat, fühlte ich, zu ſpät, Reue über meine Handlungsweiſe. Die acht Tage waren die qualvollſten meines Lebens. Wenn die Thüre meines Amtzimmers geöffnet wurde, glaubte ich, man überfalle mich plötzlich, um Rechenſchaft über den Caſſaſtand zu fordern. Blickte einer meiner Vorgeſetzten zufällig auf mich, ſo ward ich bleich und fing an zu zittern, ich glaubte mein Geheimniß verrathen, ich hielt mich für verloren. Jeden Tag ging ich zu Alberts Vater, er kam nicht zurück. Geſtern Mittag war die letzte Friſt, er hatte es hoch und theuer gelobt, mir das Geld an dieſem Tage zu bringen, er kam nicht. Ich eilte zu ſeinem Vater, Albert war noch nicht in Prag. Ich blieb den ganzen Nachmittag in der furchtbarſten Angſt, in der peinlichſten Seelenmarter, bei ſeinem Vater, um die Ankuft des ſo ſchmerzlich Erſehnten zu erwarten. Ich eilte von Zeit zu Zeit nach Hauſe, in der eitlen Hoffnung, ihn vielleicht bei mir zu finden, — aber ich wurde immer enttäuſcht. — Erſt ſpät am Abend langte ein Schreiben von ihm, an ſeinen Vater an. Er ſagte ihm ein zärtliches Lebewohl, ein Lebewohl für immer. „Unglückliche Liebe," ſchrieb er ihm, „vertreibt mich aus der Heimat, ich kann den Räuber meiner höchſten Lebenswonne nicht glücklich ſehn." Wie ein Blitz durchzuckte dieſer Gedanke meine Seele, ich erkannte ſeine Abſicht. Er hatte Helenen entſagt, aber er hatte ſeinen Edelmuth bereut, die Zeit meiner Vermälung nahte. Seine Freundſchaft hatte ſich in den tödtlichſten Haß verwandelt. Er wollte ſich rächen, mit einem Schlage, mit einem einzigen furchtbaren Schlage meine ſchönſten Träume zertrümmern. Er wollte mich brandmarken vor den Augen der Welt, er wollte mich mit Schmach beladen, damit Helene ihr Auge mit Abſcheu von dem Elenden abwende. Es iſt ihm gelungen, vortrefflich gelungen. In einigen Stunden bin ich entehrt, und kann ich mich auch durch den Tod der ſchmachvollen Anklage entziehen, mein Name, — der Name meines Vaters iſt entehrt — und Helene wird meinem Andenken fluchen. — Der junge Mann ſchwieg, er bedeckte mit beiden Händen, ſein in Thränen gebadetes Geſicht. Ich habe, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, ich habe die ganze Nacht durchwacht, ich habe mein Vergehen in einem Schreiben an meine Eltern und Helene entſchuldigt. Der offene Brief liegt auf dem Tiſche meines verſchloſſenen Zimmers. — Ihr ſeht nun wohl ein, daß ich jetzt nicht anders handeln kann. Spart Eure Worte. Eure Abſicht iſt beſtimmt eine edle, lobenswerthe — aber ich kann nicht mehr leben. Mir iſt nicht zu helfen. Ich muß ſterben. Euch danke ich für Eure Bemühungen; es freut mich, vor meinem Scheiden aus der Welt, noch einen Menſchen gefunden zu haben, der ſo edel iſt, wie Ihr; und ich fühle mich hiervon um ſo mehr er-

griffen, als Ihr einer Genoſſenſchaft angehört, der ich, wie ſo viele Andere in unſerer Zeit, wenigſtens in Gedanken oft ſchweres Unrecht gethan habe. Und nun ſage ich Euch nochmals meinen herzlichſten, meinen innigſten Dank für Euer edles, menſchenfreundliches Benehmen! Bei dieſen Worten wollte ſich der junge Mann erheben. Reb Mordechai drückte ihn aber mit ſeiner nervigen Fauſt auf ſeinen Stuhl.

Alles wird noch gut werden, ſprach er, verzweifelt nicht. Geſtern erhielt ich eine Summe Geldes, die ich meinem Nachbar geborgt hatte, baar zurück; ich bin daher im Stande, Euch die 5000 Gulden, die Ihr heute braucht, vorzuſtrecken. Während er dies ſprach, nahm er aus einem alten Schranke mehrere Röllchen Gold und einige Säcke Thaler und ſtellte ſie auf den Tiſch; ich glaube es iſt ſo Recht, Ihr braucht es nicht zu überzählen. —

Was ſoll ich damit? frug der junge Mann. — Sonderbare Frage, entgegnete Reb Mordechai. Nehmt das Geld, geht in das Amt, legt die fehlende Summe an ihren Platz und erwartet dann ruhig Euere Vorgeſetzten.

Wie? täuſche ich mich nicht? ſprach der junge Mann nach einer Pauſe der höchſten Ueberraſchung. Ihr wollt mir, dem Fremden, deſſen Name Euch unbekannt iſt, — dieſe bedeutende Summe vorſtrecken? mir — der ich Euch ein leichtſinniges Vergehen, das durch unglückliche Umſtände zu einem Verbrechen geſteigert wurde, geſtanden? — mir wollt Ihr einen ſo großen Theil Euers Vermögens, vielleicht Euer ganzes Vermögen anvertrauen?

Ihr ſeid unglücklich, und ſchon deshalb meinem Herzen nicht fremd; das, was Euch ſo ſonderbar dünkt, erſcheint mir nur als eine einfache Pflichterfüllung; ich kann einem jungen hoffnungsvollen Menſchen des Leben retten, — ich kann den greiſen Eltern ihren Sohn wiedergeben, — ich kann es verhindern, daß ein Kreis von Menſchen namenlos unglücklich wird — warum ſollte ich es nicht thun?!

Aber darf ich Euren Edelmuth mißbrauchen? Wie kann ich dieſe große Summe zurückzahlen. Die Erträgniſſe meines Poſtens ſind unbedeutend, — mein Vater kränklich. — Laſſen wir das, ſprach Reb Mordechai; ich dränge nicht auf die Zurückerſtattung der Summe. Ich kann ſie entbehren. Ich kann von dem Erträgniſſe meines Erwerbes ruhig leben. Ihr ſeid jung, Ihr werdet nicht ewig auf dieſem Poſten bleiben, und dann iſt es Zeit, an das zu denken. Ich bin überzeugt, Ihr werdet mir, vielleicht etwas ſpäter — redlich bezahlen. Und nun muß ich Euch rathen, Euch zu entfernen. Ich höre von dem nahen Thurme acht Uhr ſchlagen, und Ihr habt noch manches zu verrichten; Ihr müßt den nun nutzlos gewordenen Brief vernichten, und Euch dann ſogleich in's Amt verfügen, damit Alles zur gehörigen Zeit geordnet ſei, und auch nicht der geringſte Verdacht geweckt werde.

Der junge Mann wollte danken, aber es hatte ſich ſeiner eine ſo tiefe Rührung bemächtigt, daß er für alle Schätze der Welt auch nicht ein Wort hervorzubringen vermochte. Sprachlos drückte er Reb Mordechai die Hand,

nahm das Geld, und wandte ſich der Thüre zu. Hier blieb er noch einmal ſtehen. Mit der größten Anſtrengung ſuchte er ſich zu ſammeln.

Edler, großherziger Mann! ich muß meinen innigen, heißen Dank in meiner Bruſt verſchließen; aber ich ſchwöre es Euch — Ihr habt keinen Undankbaren gerettet. — Doch darf ich mir den Namen deſſen erbitten, der, ein Schutzengel von Gott geſandt, mich dem Leben, meinen Lieben wiedergab?

Ich heiße Mordechai Cohen, und werde hier gewöhnlich Zemach zubenannt. —

Und wollt Ihr, edler Menſchenfreund! meinen Namen wiſſen? — ich heiße —

Laßt das — es iſt dies überflüſſig und unnöthig, ich werde Euren Namen ſpäter erfahren. Lebt wohl! es iſt ſchon ſpät, eilt, ich bitte Euch, eilt! Dies ſprechend, öffnete Reb Mordechai die Thüre und ſprach laut: Lebt wohl, edler Herr! ich hoffe Euch einſt wieder bei mir zu ſehen! — Der Fremde ſchied, indem er Reb Mordechai nochmals ſprachlos die Hand drückte.

Bevor wir in unſerer Erzählung fortfahren, wollen wir einen flüchtigen Blick auf das verfloſſene Leben Reb Mordechai's werfen. Er war der einzige Sohn Reb Gerſons, eines reichen Goldſchmiedes, und hatte ſchon in ſeiner früheſten Jugend die außerordentlichſten Anlagen gezeigt. Sein Vater, einem, namentlich zu jener Zeit, geachteten Stande angehörend, ließ ſeinem einzigen Kinde eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. — Da ſein Gewerbe ihn mit dem hohen Adel und der Geiſtlichkeit in Berührung brachte, ſo war er darauf bedacht, ſeinen Sohn nicht nur in dem damals bei den Juden allgemein üblichen Geſetzesſtudium einzuführen, ſondern er ließ ihn auch in allen jenen Wiſſenſchaften unterrichten, deren Kenntniß nur den Bevorzugten jener Zeit geſtattet war. Er hatte auf fruchtbaren Boden geſäet, denn der Geiſt dieſes reichbegabten Knaben entwickelte ſich raſch, und ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre konnte er ſich in mehreren lebenden Sprachen und ſogar im Latein geläufig ausdrücken. — Gleichzeitig mit ſeinem Geiſte hatte ſich auch ſein Herz allem Schönen und Guten erſchloſſen. Man kann ſich leicht denken, daß Mordechai, der Stolz, das Glück ſeines Vaters war. Bis in das ſpätere Knabenalter Mordechai's war ſein Leben ein ruhiges, glückliches geweſen. Doch plötzlich änderten ſich die Umſtände. Reb Gerſon hatte durch mehrere raſch auf einander folgende unverſchuldete Unglücksfälle ſein geſammtes Vermögen verloren, noch mehr, er ſah ſich außer Stand geſetzt, eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen. Der Schmerz über den Verluſt ſeines ehrlichen Namens warfen den Biedermann auf's Krankenlager, das er nur verließ, um von ſeinem einzigen Kinde für immer zu ſcheiden. Mordechai war ein Jüngling von 17 Jahren, als er verwaiſt wurde. Er ſtand allein in der Welt, denn ſeine Mutter hatte er ſchon als Kind verloren. Der erſte Ent-

ſchluß, den er faßte, als er ſich der ſchmerzlichen Betäubung entriß, war, den ehrlichen Namen ſeines dahingeſchiedenen Vaters wieder herzuſtellen. Er ergriff das Gewerbe desſelben und betrieb dieſes mit einer unermüdeten Ausdauer, mit einem unerhörten Fleiße. Seine außerordentlichen Bemühungen wurden von dem ſchönſten Erfolge gekrönt, denn ſchon nach fünf Jahren hatte er alle Gläubiger ſeines Vaters befriedigt. Nun erſt konnte er frei aufathmen. Er hatte während dieſer Zeit ein Mädchen, die Tochter ſeines Nachbars, kennen und lieben gelernt, — aber er konnte ihr nichts anbieten; er war arm, hatte er doch den reichlichen Ertrag ſeines Fleißes, dem heiligen Andenken ſeines Vaters geopfert. Doch plötzlich ward auch ſie, wie er, eine Waiſe, und als bald darauf ein Edict des Königs die Juden aus Böhmen vertrieb, und die arme Waiſe nicht wußte, wohin ſie ihre Schritte wenden ſollte, bot ihr Mordechai an, ſein Schickſal zu theilen. Bela folgte ihm, nachdem ſie ihm angetraut worden war, nach Polen, wo die meiſten Vertriebenen eine Zufluchtſtätte fanden. Acht Jahre ſpäter, im Jahre **1550**, rief König Ferdinand der Erſte die Juden in ihre Heimat zurück. Man hatte ſie beſchuldigt, mit den Türken im geheimen Einverſtändniſſe geſtanden zu ſein, aber nun hatte man das Grundloſe, das Lügenhafte dieſer Verläumdungen bewieſen. Die einzige Genugthuung, die den Verbannten für ihr namenloſes Elend gegeben wurde, beſtand darin, daß man ſie wieder zurückrief. Aber nicht alle kehrten zurück. Unter jenen, die ſich nach ihrem heimatlichen Lande ſehnten, war Reb Mordechai und ſeine Frau. Er ließ ſich wieder in Prag nieder, und nun wurde ſeine Stellung eine ſehr angenehme. Sein reiches Wiſſen verſchaffte ihm die vollſte Achtung und Verehrung, ſein edles Herz die Liebe ſeiner Umgebung. Seinem Fleiße und ſeiner Sparſamkeit war es, während ſeines Aufenthaltes in Polen gelungen, ein für jene Zeit nicht unbedeutendes Vermögen zu ſammeln. Er verwendete einen Theil desſelben zu wohlthätigen Zwecken, und wenn er einem Bedürftigen etwas gab, ſo geſchah dies zu einer ſo paſſenden Zeit, mit einer ſolchen Freundlichkeit, daß der Werth der Gabe vervielfacht wurde. Es gab keinen Armen, der unbeſchenkt, keinen Unglücklichen, der ungetröſtet aus Mordechai's Hauſe ging.

Ein Jahr etwa, nachdem Reb Mordechai aus Polen nach Prag zurückgekehrt war, ereignete ſich der Vorfall, der ſo eben erzählt wurde. Reb Mordechai hatte mit dem vollſten, klarſten Bewußtſein, ſein ganzes Vermögen für die Rettung eines ihm ganz Unbekannten, deſſen Name ihm fremd blieb, geopfert. Er hatte nicht einem raſchen Zuge ſeines Herzens gefolgt, es war dies nicht ein plötzlicher Ueberfall des Herzens, der die Vernunft gefangen nahm, — nein, es war dies für ihn die Erfüllung einer wohlerwogenen Pflicht. — Aber als der Fremde die Thüre ſeines Hauſes verlaſſen hatte, überkam Reb Mordechai ein unbehagliches Gefühl. Es iſt unbezweifelt, daß dem Menſchen dasjenige am ſchönſten erſcheint, was er beſeſſen

und nun verloren, oder dasjenige, welches so hoch über ihm steht, das die Erreichung desselben ihm unmöglich scheint. —

Der Dahingeschiedene, der uns im Leben theuer ward, wird durch seinen Tod verklärt und heilig. In der weiten Ferne, ist die Sehnsucht nach der Heimat am stärksten. Das Errungene erscheint uns werthlos, im Vergleich gegen das noch zu Erringende. Bisher hatte Reb Mordechai noch nie an die Möglichkeit gedacht, seiner Familie plötzlich entrissen zu werden. Aber mit einem Male erwachte dieser Gedanke in ihm, ein Gedanke, der ihn jetzt mit verdoppelter Angst erfüllte, da er nun vermögenslos, und bei der Ernäherung seiner Familie wieder, wie vor, blos auf seinen Fleiß, auf seine Thätigkeit angewiesen war. Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, glaubte er einen Verrath an seiner Familie, an seinem Weibe, an seinen Kindern begangen zu haben. Aber bald erfüllte ihn wieder das beruhigende Bewußtsein, die hohe Pflicht der Menschenliebe ausgeübt zu haben, und seine Seelenruhe, seine Heiterkeit kehrte zurück. —

In dem Augenblicke trat seine Hausfrau Bela ein. Neugierig wie alle Evenstöchter, wollte sie erfahren, was für ein bedeutendes Geschäft diesen Fremden, den sie bisher nie gesehen hatte, so früh in das Haus ihres Mannes brachte. Ein bedeutendes Geschäft mußte es wohl sein, da der Fremde mit Geld beladen fortging.

Ei, Mordechai, das ist ein guter Erew-Schabbes[1]), schon am Morgen ein so großes Geschäft zu machen; ohne Zweifel wird es auch ein gutes sein.

Ja, entgegnete Reb Mordechai lächelnd, in der That, ich habe ein hübsches Geschäft gemacht, einen Handel, der mir, je länger ich darüber nachdenke, desto einträglicher scheint.

Das freut mich um so mehr, da auch der Verkäufer sehr glücklich zu sein schien. Sein Gesicht strahlte vor Wonne. Nun, Mordechai! du wirst mir doch die hübsten Sachen alle zeigen, die du gekauft hast, die Perlen, — Juwelen. — Laß es für jetzt sein, liebes Kind! entgegnete Reb Mordechai; du bist beschäftigt, und dann möchte ich dir mein Geschäft nicht gern am Erew-Schabbes mittheilen. Den Gedanken kannst du dann den ganzen Schabbes nicht loswerden, und du weißt, ich mag es nicht wohl leiden, wenn man sich am heiligen Schabbes werktägigen Gedanken hingibt. D'rum, mein liebes Weibchen! laß es gut sein bis Moze-Schabbes[2]) oder bis Sonntag. Bela hatte eine zu große Achtung vor ihrem Gatten, um ihm zu widersprechen; sie ging stillschweigend nach der Thür, aber die Neugierde behielt doch die Oberhand, sie blieb stehen.

Mordechai! thu' wie es dir beliebt, — aber das muß ich dir sagen, deinen Zweck verfehlst du, wenn du mir nichts sagst; ich bin neugierig, das ist mein Fehler, ich werde nun, ohne es zu wollen, morgen den ganzen Tag

[1]) Freitag, Rüstag des Sabbaths.
[2]) Ausgang des Sabbaths

darüber nachdenken, was das für ein Geschäft sein mochte, ich werde mich gar nicht der Sabbathruhe erfreuen können, und ich will dir noch mehr sagen, eine Unruhe wird mich erfüllen. —

Reb Mordechai war ernst und nachdenkend geworden. Er hatte sich vorgenommen, seinem Weibe nichts von dem Vorgefallenen zu erzählen, um sie nicht zu betrüben, um ihr den Sabbath nicht zu vergällen.

Nein, sprach er, mein liebes Weib, erlaß es mir, warte bis Sonntag, es hat dann Zeit.

Bela war ihrerseits nicht daran gewöhnt, daß ihr Gatte ihr eine billige Bitte abschlug, es lag etwas Räthselhaftes in seinem Benehmen, das sie mit Besorgniß erfüllte.

Du hast nichts von dem Manne gekauft, du täuschest mich — es ist vielleicht ein Unglück vorgefallen, vielleicht ist das ganze Klall[1]) von einer Gefere[2]) bedroht, vielleicht hat man unserer Glaubensgenossenschaft wieder ein Bilbul[3]) zugeworfen und du suchst nun wie gewöhnlich, mit Aufopferung deines Vermögens den Niederträchtigkeiten unserer Feinde entgegenzuarbeiten; o! ich kenne schon deine Sprache, o! ich weiß, was bei dir ein gutes Geschäft machen heißt.

Nein, das ist es nicht, Gott sei Lob und Dank! derartiges ist es nicht; aber wenn du es durchaus erfahren willst, so muß ich dir's wohl sagen. Setz' dich nieder und höre mir zu, ich glaube, du wirst mein Benehmen billigen, und hättest an meiner Stelle eben so gehandelt. Mordechai begann nun mit seiner wohltönenden Stimme seine Erzählung. Er hob mit Nachdruck die sichtliche Fügung Gottes hervor, die ihn mit dem jungen Manne zusammentreffen ließ.

Er wiederholte das Selbstgespräch desselben mit einer solchen Wärme, mit einer solchen Durchdrungenheit, daß auch Bela vor Rührung hingerissen wurde. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte sie seinen Worten. Endlich hatte er geschlossen. Er blickte sein Weib an, das vor Erstaunen sprachlos, sich nicht zu fassen wußte.

Du hast ihm fast dein ganzes Vermögen gegeben? frug sie nach einer Pause.

Ja, denn durch einen glücklichen Zufall hatte ich es in Silber und Gold in baarer Münze liegen. —

Wie heißt der Mann? Wird er dir das Geld zurückerstatten.

Ich weiß es nicht. Mordechai sprach diese Worte, als wenn sie die einfachste, gewöhnlichste Sache beträfen.

5000 Gulden hast du einem Fremden, einem Unbekannten gegeben?

Einem Unglücklichen, dessen Leben ich nur dadurch zu retten vermochte.

---

[1]) Gesammtheit.

[2]) Leid, Gefahr, unheilvolle Bestimmung.

[3]) So viel als: eine verläumderische Anklage erhoben.

Konntest du sein Leben nicht auf eine andere Weise retten? Du hättest ihn von einen Selbstmorde zurückhalten sollen, ohne dich von Neuem, bitterm Mangel preis zu geben. Du hättest ihm daß schändliche einer solchen That beweisen sollen, und hättest ihn endlich mit einem Theile deines Vermögens unterstützen können; — aber alles, alles hinzugeben — das war nicht deine Pflicht — du mußt es entschuldigen, wenn ich zu dir, dem Gelehrten, dem Gesetzeskundigen von deinen Pflichten spreche, — aber ich kann nicht anders. Die Stimme deines edlen Herzens hat den Verstand übertäubt, und dich irre geführt. — Hast du nicht jüngsthin erst zu mir gesagt: Gelobt sei Gott, wir haben etwas erübrigt, das Gewerbe geht jetzt schlecht und ich könnte Euch nicht leicht mit meiner Hände Arbeit ernähren, und nun sind wir wieder arm. — Und wem hast du diese Wohlthat erwiesen? — Wem hast du dein Vermögen geopfert? Vielleicht, ja gewiß einem Undankbaren. Es ist keiner unserer Glaubensbrüder, die mit uns leiden und dulden. — Nein, es ist einer von dem Volke, unter dem wir leben — vielleicht einer von jenen, die uns hassen, verachten, mit grausamen Muthwillen verspotten, verhöhnen, mißhandeln. — Und wenn es ein solcher wäre, entgegnete Reb Mordechai ruhig, und wenn er mich selbst gehaßt, verachtet, mißhandelt hätte, — wenn er es gethan hätte. Wäre ich dadurch meiner Pflichten entbunden? Hätte ich Haß mit Haß vergelten dürfen, weil er vom falschen Wahn bethört, die Nächstenliebe, die Gott in jedes Menschenherz gesenkt, mißdeutet und verkannt? Nein! bedauern müßte ich ihn, aber nicht hassen. Und dann vielleicht ist er ein Freund unserer Glaubensbrüder, es stünde übel um uns, wenn uns alle haßten, in deren Mitte wir leben. Ich sage es dir noch einmal, ich habe Recht gethan, und es freuet mich, daß ich so gehandelt. Und nun, mein liebes Weib, wollen wir dieses Gespräch abbrechen. Wir haben in unserer zehnjährigen Ehe noch keinen Streit gehabt, und es thut mir sehr wehe, daß wir grade bei dieser Gelegenheit nicht übereinstimmen. Ich hoffe es, du wirst mir einst eingestehen, daß ich Recht hatte.

Bele fühlte, daß sie in ihren Vorwürfen zu weit gegangen war. Sie kannte die zarte Ausdrucksweise ihres Gatten zu gut, um nicht zu wissen, daß diese Worte in seinem Munde, die höchste Betrübniß ausdrückten. Schluchzend fiel sie ihrem Gatten um den Hals: O! Mordechai! nicht für alle Schätze der Welt möchte ich dir wehe thun, o, vergib mir — im ersten Augenblicke ist man seiner nicht ganz mächtig — ich war überrascht. — Du hast recht. Gott wird uns nicht verlassen, und sind wir auch nun arm, so werden wir doch glücklich sein. An deiner Seite, du großherziger, edler Mann! wird mir auch das ärmlichste Kämmerchen zum Paradies. Und dein Selbstbewußtsein macht dich zum Glücklichsten.

Mordechai's Augen wurden feucht vor Rührung, er küßte seinem Weibe, das an seinem Halse hing, die Thränen aus dem gerötheten Antlitz, preßte sie an seine Brust und sprach: Du gutes, treues, liebes Weib!

Es war ein schönes Schauspiel. Es war ein schöner Erew-Schabbes.

Es war die erste Peßachnacht, als man nach der üblichen Zeitrechnung 1559 zählte. Man hatte eben den Abendgottesdienst beendigt und aus den Synagogen der prager Judenstadt strömte eine große Menschenmenge. Es gewährte dies einen eigenthümlichen, schönen Anblick. Die Bale battim [1]) waren fast alle gleich gekleidet. Sie trugen seidene Mäntel, kurze tuchene Hosen, Schuhe mit silbernen Schnallen, und auf dem Kopfe ein breites Baret, alles von schwarzer Farbe. Der Raf, die Dajonim [2]) und einige hervorragende Lomdim [3]) zeichneten sich durch eine besondere Kleidung aus, sie trugen sich polnisch. Eine hohe cilindrische Mütze von feinem Pelzwerk, und ein lange schwarz seidene Schubeze [4]), bei manchen vorn an der Brust mit Silberstickereien reich verziert, bezeichneten in der Regel einen ausgezeichneten Talmudisten. Wo sich zwei Bekannte trafen, und dies geschah in den engen Straßen der Judenstadt sehr oft, riefen sie sich gut Jom Tow [5]) zu, reichten sich auch wohl die Hände, aber sie blieben heute nicht, wie man sonst zu thun pflegt, auf der Straße stehen um zu plaudern, denn jeder eilte nach Hause um den Seder zu geben [6]). — Die Straßen waren nach und nach menschenleer geworden, aber aus den Fenstern drang freundlicher Lichtschimmer, und die laute Stimme der Andächtigen, die fromme Loblieder sangen oder Gebetstücke recitirten. Ganz besonders aber war ein Haus ausgezeichnet durch den blendenden Lichtglanz, welcher aus den Fenstern auf die Straße fiel, — es war dies bei Reb Mordechai Cohen Zemach. Nicht leicht konnte dieser Abend erhebender, feierlicher, weihevoller, als bei Reb Mordechai begangen worden. Das große Wohnzimmer war festlich erleuchtet. In der Mitte der Decke hing eine achtzackige Lampe herab. Auf dem Tisch und an den Seitenwänden standen große silberne Armleuchter, auf denen Wachskerzen brannten. In dem ganzen Gemache war ein süßer Wohlgeruch verbreitet. Die Gesellschaft war um einen viereckigen Tisch vereinigt. Obenan saß Reb Mordechai auf einem Sopha, welches mit Hilfe mehrerer Polster zu einer Art Thron umgestaltet worden war. Zu seiner Rechten saß Bele mit den drei Töchtern, zur Linken der Hausbocher [7]) mit den drei Söhnen. An der untern Seite, Reb Mordechai grade gegenüber saßen zwei Orchim [8]). Die zwei Hausmägde und der Meschores [9]) aber hatten, um die Tischgesellschaft durch ihr öfteres Aufstehen nicht zu belästigen, an einem Seitentischchen Platz genommen. Jeder

---

[1]) Familienväter.
[2]) Aseßoren das Rabinerkollegiums.
[3]) Talmudisten, Gelehrte.
[4]) Eine Art Kaftan.
[5]) Guten Feiertag.
[6]) Die an der Peßachnacht vorgeschriebenen religiösen Gebräuche abzuhalten.
[7]) Hauslehrer.
[8]) Gäste.
[9]) Diener.

hatte einen ſilbernen Becher vor ſich. In der Mitte des Tiſches, der von einem weißen Laken überdeckt war, ſtand eine große ſilberne Schüſſel, in welcher drei große Schmuro = Mazos[1]) von einen weißen Tuche verhüllt lagen. Auf derſelben ſtand auch eine ſilberne Schale, welche alle die eßbaren ſimboliſirenden Dinge, welche beim Seder benützt werden, zierlich geordnet enthielt. — Gleich bei ſeiner Nachhauſekunft hatte Reb Mordechai ſeine Schultracht ab, und dem allgemeinen Gebrauch gemäß, Kittel und Häubel[2]) angelegt. Die Feier des Abends wurde eröffnet, der jüngſte Sohn des Hauſes frug die Ma = Niſchtane[3]). Er frug um die Bedeutung des Feſtes. Sein Vater antwortete ihm. Er begann die Erklärung dieſer erhebenden Feier aus der vor ihm liegenden Hagode vorzutragen, aber bald, hielt er ſich nicht mehr an die Worte des Buches, und aus den Tiefen ſeiner Seele ſchöpfend, ſchilderte er, den ſchweren qualvollen Druck, den die Kinder Iſraels in dem Lande ihrer Knechtſchaft, in Mizrajim erdulden mußten. Er ſprach von dem frechen Stolze des Pharonen. Er ſprach davon, wie ſich der Herr in ſeiner Gnade erbarmte der Geknechteten, der Getretenen, wie er den Moſes geſandt, und wie dieſer vollbrachte die göttliche Sendung. Wie der Herr das Sklavenvolk gewürdigt zu empfangen die heilige Lehre auf dem flammenden Sinai, und wie Iſrael war der Mittler zwiſchen ſeinem Gotte, der auch der Gott aller Menſchen iſt, und der Welt. — Seine Worte waren erhaben, erhebend, erwärmend, hinreißend und doch klar, einfach und ſelbſt den Kindern verſtändlich. — Als er geendigt hatte, wurden Mazos und hierauf Moror[4]) in Charoſes[5]) getunkt, herumgereicht. Reb Mordechai erklärte den Kindern die Bedeutung dieſer Erinnerungszeichen, und erzählte den jüngern, wie das Peßachlamm in Jeruſalem geſchlachtet, und wie es gegeſſen werden mußte. — Nun ſchritt man zu dem eigentlichen Mahle. Die dampfenden Schüſſeln wurden aufgetragen und man ſprach wacker zu, die Mahlzeit wurde durch ein lebhaftes Geſpräch gewürzt, an welchem Reb Mordechai, die zwei größern Söhne, der Hausbocher und die beiden Orchim, welche Talmudjünger waren, Antheil nahmen. Die Frauen plauderten indeſſen leiſe untereinander, um die Männer, die ſich mit der Auslegung mehrerer Talmudſtellen, die Auffindung und Löſung ſcheinbarer Widerſprüche unterhielten, nicht zu ſtören. Nach dem Mahle verrichtete der Hausherr das Tiſchgebet. Und nun ſtimmten alle das große Loblied an. Als ſie es beendigt hatten rief der kleine David:

---

[1]) Ungeſäuerte Brode, denen eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wird. Schon das Getreide wird ſorgfältig vor Näſſe und Feuchtigkeit bewahrt.

[2]) Leichenkleider.

[3]) Mit dieſen hebräiſchen Worten beginnt der Jüngſte im Hauſe, um die Bedeutung des Abends zu fragen.

[4]) Bittere Kräuter.

[5]) Eine teigartige Mengung mehrerer klar zerriebener ſüßer und wohlſchmeckender Subſtanzen.

Väterchen! man klopft an unſere Hausthüre —

Alles ſchwieg. Ja, ja, ich höre es auch, ſchrie die vierjährige Gitel, ei, das iſt gewiß Eliah hanowi [1]) — beſtimmt.

Sieh' doch zum Fenſter, Schlome! ſprach Reb Mordechai; der älteſte Sohn [2]) ſtand auf, ging zum Fenſter, öffnete es und frug: Wen ſucht Ihr, Herr! und was wollt Ihr?

Wohnt hier Herr Mordechai Cohen = Zemach?

Ja!

So bitte ich Euch, laßt augenblicklich das Hausthor öffnen und führt mich zu ihm; ich bitte Euch dringend, ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. — Dieſe letzten Worte wurden ſo leiſe geſprochen, daß ſie nur von dem am Fenſter Stehenden vernommen wurden. Die ganze Tiſchgeſellſchaft erſchrak. Was ſollte dieſer unerwartete Beſuch in ſo ſpäter Stunde?

Ephrajim, nimm den Hausſchlüſſel, ſprach Reb Mordechai zu dem Meſchores, und öffne die Hausthüre. Der Meſchores that wie ihm geheißen wurde. Mordechai war indeſſen ebenfalls an's Fenſter getreten. Er blickte auf die Straße. Der Fremde war in einen Mantel gehüllt, und hatte den Hut tief in's Geſicht gedünkt. Mordechai konnte ihn deshalb nicht erkennen. Indeſſen trat der Meſchores mit dem Fremden ins Zimmer. Dieſer erhielt dadurch, daß er ſich die größte Mühe gab, ſein Geſicht zu verhüllen, ein unheimliches Ausſehen.

Mordechai ging ihm einen Schritt entgegen, und ſprach: Willkommen! Ich lobe Gott, daß ich Euch gefunden und getroffen. Vergönnt mir eine Unterredung. — Ich muß mit Euch allein ſprechen.

Tretet in die Kammer, ſprach Reb Mordechai, nahm zwei Leuchter vom Tiſche und ſchritt dem Fremden voran. Die ganze Geſellſchaft war entſetzt. Der Fremde war kein Jude, das konnte man erkennen. Als er ſprach, hatten Alle ein krampfhaftes Zittern ſeiner Stimme bemerkt. War es verhaltene Wuth, Schmerz oder Rührung? Wer konnte das errathen. — Bele ſah es nicht gerne, daß ihr Mann ſich mit dem Fremden einſchloß, denn ſie hörte, daß die Thüre von innen geſchloſſen wurde. Sie wußte nicht, wer der Fremde ſei; — konnte er nicht eine Gewaltthätigkeit im Sinne führen? Bald aber beruhigte ſie der Gedanke an die außerordentliche Körperkraft ihres Gatten. — Es herrſchte die tiefſte Stille, denn Alle waren, obwohl ſie ihren Platz nicht verließen, bemüht, ein Wort von dem, was im Nebenzimmer vorging, zu erlauſchen, — aber es war ihnen nicht möglich, auch nur ein einziges Wort deutlich zu vernehmen. —

Als der Fremde mit Reb Mordechai allein war, warf er Hut und Mantel ab, und ſtürzte in ſeine Arme.

---

[1]) Der Prophet Elias.

[2]) Später der erſte Herausgeber des Werkes „Zemach David."

Vor allem andern meinen Dank, meinen heißen, innigſten Dank, edler Menſchenfreund!

Reb Mordechai erkannte den jungen Mann, den er einſt vom Selbſtmorde zurückgehalten hatte, deſſen Ehre, deſſen Leben er gerettet.

Das Geld, welches ich Euch vor einigen Jahren ſandte, habt Ihr wohl erhalten? Und als Reb Mordechai bejahend mit dem Kopfe nickte, fuhr der Fremde fort: Ihr werdet mich wohl für undankbar gehalten haben, daß ich nicht ſelbſt kam, Euch zu danken; aber ich verſichere Euch, ich konnte es nicht. Es hat mich ſehr geſchmerzt — es that mir unendlich wehe, aber bei meiner Anweſenheit in Prag hielt mich mein Dienſt, meine Pflicht in der fortwährenden Nähe einer hochgeſtellten Perſon, und ich konnte nur mit Mühe einen ergebenen Diener mit dieſem Auftrage betrauen. — Aber ich habe Euch wichtige Dinge mitzutheilen, und will mich kurz faſſen. Doch, damit Euch meine Nachricht nicht als ein Ammenmährchen erſcheine, muß ich Euch erzählen, welchen unendlichen Dank ich Euch ſchulde.

Als es, an jenem verhängnißvollen Tage, der ſo düſter für mich begonnen, und durch Eure Hilfe ſo glücklich enden ſollte, die neunte Stunde ſchlug, trat eine Commiſſion, die den Caſſaſtand prüfen ſollte, in mein Amtszimmer. Sie beſtand diesmal aus einer größern Anzahl von Mitgliedern, als es gewöhnlich der Fall war. Der Chef der Commiſſion war ein hoher Beamte, der ſich bisher nie dieſem Geſchäfte unterzogen hatte. Nachdem ſich die Commiſſion von der Richtigkeit des Caſſaſtandes überzeugt hatte, umarmte mich der Chef derſelben. Es war mir dies um ſo auffallender, als er mich bisher nur barſch angeredet hatte und ſeine durchbohrenden Blicke feſt auf mich gerichtet hielt. Es freuet mich, ſprach er, es freut mich, daß dieſe Anklage eine Verläumdung iſt. Bei dieſen Worten zog er eine Schrift aus der Bruſttaſche und reichte mir ſie zu leſen. Mir flimmerte ein regenbogenfarbiges Spiel vor den Augen. Ich hatte Mühe, um die mir wohlbekannten Schriftzüge zu leſen.— Es war die Schrift meines ehemaligen Jugendfreundes Albert. Er bezüchtigte mich der Veruntreuung, und der Entwendung der öffentlichen mir anvertrauten Gelder. — Sein Plan war fein angelegt, — aber er war vereitelt durch Eure Großmuth, durch Euren Edelſinn. Mein Vorgeſetzter, der meine ſprachloſe Verwirrung für gerechte Entrüſtung hielt, fuhr fort:

Es freut mich um ſo mehr, daß ſich dieſe niederträchtigen Verläumdungen nicht bewahrheiten, als mir auch der Auftrag ertheilt wurde, Euch nach genommener Einſicht und Rechtfinden des Caſſabeſtandes anzukündigen, daß Ihr zu einem höhern Poſten berufen ſeid. Dies ſprechend, überreichte er mir ein geſiegeltes Papier, welches mein Anſtellungsdekret enthielt. Und wem hatte ich es zu danken, daß ich ſtatt ſchmachbeladen, dem Hohne, der Verachtung preis gegeben, — jetzt geehrt, geachtet und befördert wurde? — Wem anders als Euch? Ich mußte, um meinen neuen Poſten anzutreten, augenblicklich nach Wien reiſen. — Ich mußte von Prag ſcheiden, ohne mich von Euch zu beurlauben, — ohne Euch ſagen zu können, daß meine Dank-

barkeit erſt mit meinem letzen Athemzuge erlöſchen würde. In Wien angelangt, waren alle meine Beſtrebungen dahin gerichtet, durch Fleiß, Willen und Beharrlichkeit eine hohe Stufe zu erklimmen. War es mir ja nur dann möglich, Euch die große Summe wieder zu erſtatten, die Ihr mir, dem Fremden, dem Unbekannten großmüthig geopfert. Meine Bemühungen, von den glücklichſten Zufällen unterſtützt, hatten den günſtigſten Erfolg. Ich benützte eine ſeltene Gelegenheit mich auszuzeichnen. Dies brachte mich in die Nähe unſeres gnädigen Monarchen. Er lernte mich kennen. Mein warmer Eifer und meine treue Hingebung erregten ſein Wohlgefallen. Er hatte meinen Vater gekannt und fand, daß ſeine Dienſte nicht genügend belohnt worden waren. Er wollte es nun mit fürſtlicher Huld an dem Sohne vergüten. Er überhäufte mich mit Gnaden. Meine Dankbarkeit, meine ehrfurchtsvolle Liebe gegen die hohe Perſon meines Monarchen mußte unter ſolchen Umſtänden die höchſte Stufe erreichen. Es ward mir nicht ſchwer, dies mehrmals zu beweiſen, und einer längern Kette von glücklichen Ereigniſſen, die jetzt zu erzählen die Zeit nicht geſtattet, hatte ich es zu danken, daß der König und nunmehriger deutſche Kaiſer, mich zum ſeinem Geheimſchreiber ernannte. Dieſer Poſten iſt weniger glänzend als einfluß- und wirkungsreich. Seit dieſer Zeit durfte ich mich keinen Augenblick von der Perſon des Monarchen entfernen. Ich mußte ſogar in dem an dem Schlafgemache des Monarchen anſtoßenden Kabinete ſchlafen, um jeden Augenblick ſeiner Befehle gewärtig zu ſein. Aber die Mühſeligkeiten meines Amtes werden tauſendfach aufgewogen durch das vollſte Vertrauen, welches der Kaiſer in mich ſetzt. Dieſes machte es mir nun möglich, Euch von einer Gefahr zu benachrichtigen, von welcher die geſammte Judenſchaft Prags und Böhmens bedroht iſt. — Vor einigen Tagen hörte ich am frühen Morgen zeitlicher als gewöhnlich die Glocke in dem Arbeitszimmer des Kaiſers. Ich erſchien ſogleich. Der Kaiſer ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Ich erſchrak über die leichenhafte Bläſſe ſeines edlen Geſichtes. Er hatte mein Eintreten gar nicht bemerkt.

Gnädigſter Herr? frug ich.

Ah — du biſt da, das iſt gut. —

Ich hörte den Ton der Glocke, gnädigſter Herr —

Gut — gut. — Er ging noch einige Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und ſprach: Alle Juden müſſen Prag und Böhmen verlaſſen, eh' drei Monate verfließen.

Gnädigſter Herr! entgegnete ich betroffen, es ſind ja erſt neun Jahre, daß man die Juden wieder nach Böhmen zurückrief, — man hatte erwieſen, daß ſie unſchuldig angeklagt wurden. Durch was haben ſie ſich neuerdings den Unwillen Euerer Majeſtät zugezogen? Sind wieder Klagen eingebracht worden? Nein, antwortete der Kaiſer, ich bedauere dieſe Unglücklichen, es wäre mir lieb geweſen, wenn Klagen gegen ſie eingebracht worden wären. Denn es thut mir doppelt leid, Unſchuldige aus dem Lande zu vertreiben, wo ihre Väter ſchon ſeit Jahrhunderten ruhig und friedlich lebten.

Aber dann, gnädiger Herr! wagte ich zu entgegnen, wenn Eure Majestät die Juden bedauert, wenn keine Klagen vorliegen, warum sollen friedliche Menschen in's Unglück, in's Elend gestürzt werden? Warum sollen sie von Neuem heimatlos in die Welt hinaus gestoßen werden? und wenn der deutsche Kaiser, der gerechte Ferdinand, sie vertreibt, wer wird sie gastlich aufnehmen?

Der Kaiser zuckte ungeduldig die Achseln. Auf mein Fürstenwort, es thut mir leid; aber ich muß es doch thun, ich habe mich hierzu verpflichtet, ich habe es eidlich gelobt.

Ich war erstaunt. Wer durfte es wagen, dem deutschen Kaiser eine Verpflichtung aufzuerlegen? Wer durfte so kühn sein, ihm einen Eid abzufordern?

Der Kaiser bemerkte mein Erstaunen. Er ging wieder, wie es seine Gewohnheit ist, mehrmals rasch im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen.

Gestern Nacht, sprach er, dachte ich wieder mit Schmerzen daran, ob ich nicht doch eine schwere Sünde dadurch begangen habe, daß ich den Utraquisten in Böhmen nicht kräftiger entgegenarbeitete. Du weißt, wie strenge ich bei meinem Regierungsantritte gegen die Kelchner verfuhr, — aber ich bin älter geworden, mein Sinn ist milder, — ich glaubte besser für die Wohlfahrt meiner Völker zu sorgen, wenn ich Jedem seine Lehre, seinen Glauben, seine Ueberzeugung gönne. Ich will die Irrenden bedauern, aber ich will sie nicht mehr verfolgen. Hat doch der heilige Vater selbst die Duldung der Kelchner gebilligt. — Aber zuweilen stört mich denn doch der Gedanke, ob ich auch recht handle, — ich versichere dich, ich durchwache manche Nacht, weil mich dieser Gedanke nicht verläßt. — So lag ich auch gestern bis Mitternacht in tiefes Sinnen versunken. Endlich überkam mich der langersehnte Schlaf, aber er war kein erquickender. Vor meiner Seele schwebten Bilder längst entschwundener Zeiten. Ich war wieder ein kleiner Knabe, — ich war in Madrid in dem Bildersaale des königlichen Palastes; der Lehrer meiner Jugend, ein würdiger Greis, stand hinter mir. Ich las in einer Bibel. Doch plötzlich verschwanden die Säle des madrider Palastes, ich stand an den Fenstern meines königlichen Schlosses in Prag, war deutscher Kaiser. Ich blickte hinab auf die Stadt, mir kam es vor, als wenn die Lieder der Kelchner aus der Stadt heraufklängen. Ich blickte mich unwillig um, neben mir stand wieder der greise Lehrer meiner Jugend; er blickte finster auf die Stadt herab. Ich glaubte ihn zu verstehen. Ich kann nicht, sprach ich, hat's doch der heilige Vater gebilligt. Da fiel zufällig mein Blick auf die Judenstadt, die dem königlichen Schlosse gegenüber liegt. Willenlos erhob ich meine Rechte. So will ich wenigstens diese vertreiben. Eh' drei Monden vergehen, darf kein Jude mehr sich in meinem Lande Böhmen sehen lassen. Ich schwöre es dir. Als ich diese Worte gesprochen, that es mir im Traume

leid. Was wollte ich von den gedrückten Schuldlosen. Ich wurde von einer solchen Gemüthsbewegung erschüttert, daß ich erwachte. Aber trotz meinem größten Bedauern, muß ich das Gelübde dennoch erfüllen. Ich habe meine Rechte zum Himmel erhoben, ich habe es gelobt. Ich werde keine Beruhigung finden, bis das Edict zur abermaligen Vertreibung der Juden in Böhmen erlassen und vollzogen ist.

Der Kaiser ging wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Ihr könnt Euch die peinliche Lage denken, in welche mich diese unerwartete Willensäußerung des Kaisers versetzte. Dem ersten Zuge meines Herzens folgend, wollte ich einige Worte zu Gunsten der Juden sprechen, aber der Kaiser unterbrach mich.

Kein Wort — ich habe dich auf mein kaiserliches Wort versichert, daß es mir leid thut — alles, was du sagen willst, weiß ich — aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern. In den Träumen liegt oft die Wahrheit. Hat nicht der Herr dem egyptischen Pharao im Traume die Zukunft verkündet? Hat nicht Pharao dadurch, daß er den Traum beachtete, sein Volk vor Hungersnoth bewahrt? Bin ich, der deutsche Kaiser, schlechter als Pharao, und mein Land in den Augen der Vorsehung geringer geachtet denn Egypten? Ich habe die Vertreibung der Juden gelobt. Ich werde mein Gelöbniß halten.

Ich kannte den Charakter des Kaisers zu genau, um nicht zu wissen, daß ein jedes Wort nun nutzlos wäre. Der Kaiser ist edel, großmüthig — aber er vermeidet sorgfältig alles, was auch nur den leisesten Schein hätte, als wolle er einer religiösen Pflicht zuwider handeln. Das Gelübde, das er im bewußtlosen Zustande, im Schlafe, ausgesprochen, besteht für ihn in vollsten Kraft und Geltung. — Ich ging traurig an meine Arbeit, und dachte unaufhörlich daran, wie ich zu helfen vermöchte. Lange erfüllte eine furchtbare Gedankenleere mein Gehirn, ich fand keinen Ausweg. Endlich erleuchtete mich ein Strahl der göttlichen Gnade. Ich hatte das einzige Mittel gefunden. Ich mußte Euch um jeden Preis sprechen. Ich dachte jetzt nur darüber nach, wie ich es veranstalten könnte einen Urlaub von dem Monarchen zu erhalten. Es war dies um so schwieriger, als meine warme Fürsprache, trotz des größten Vertrauens, das der Kaiser in mich setzte, doch möglicherweise den gerechten Verdacht erwecken könnte, ich wollte den Juden das bevorstehenden Unheil verkünden und ihnen ein Mittel zur Abwendung desselben anrathen. Selbst das Bekanntwerden seines Planes hätte für mich und Euere Glaubensgenossenschaft verderblich werden können; da ich bei Staatsgeschäften das unverbrüchlichste Schweigen, selbst gegen die Minister und Staatsräthe zu beobachten verpflichtet war. Ich verzweifelte schon, einen passenden Vorwand zu finden, um mir einen Urlaub zu erbitten, als ein glücklicher Zufall, nein kein Zufall, eine göttliche Fügung, mir auch hierbei zu Hilfe kam. Ein Schreiben von meinem Gute in Ungarn, das ich der kaiserlichen Huld verdanke, meldete mir, daß mein theueres Weib glück-

lich von einem gesunden Knäblein entbunden sei, — und daß sie sich wohl befände. Mit einem Male war mir nun das Mittel geboten, Euch zu sehen, zu sprechen, zu rathen. Als der Kaiser wieder in sein Arbeitszimmer trat, war er, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, sehr heiter. Gnädigster Herr! sprach ich, ich habe eine Gnade zu erbitten. Der Kaiser sah mich ernst an. Sprich mit mir, was du willst; aber nichts von den Juden, hörst du?! — mein Entschluß ist gefaßt und unabänderlich.

O! nein, gnädigster Herr, das ist es nicht, sprach ich scheinbar ganz gleichgiltig. Aber ein Brief setzt mich davon in Kenntniß, daß meine Gattin, die sich auf dem Gute bei Preßburg befindet, das ich durch die allerhöchste Gnade Euerer Majestät besitze, mit einem Knaben niederkam. Da nun grade die Osterwoche beginnen soll, und ich an hohen Feiertagen nur wenige Nachmittagstunden dem Dienste meines Monarchen widmen darf, so würde ich mir die allerhöchste Erlaubniß —

Ei du Schelm, du willst zu deinem Weibe, sprach der Kaiser lächelnd. Geh' in Gottes Namen. Diese Woche bist du entbehrlich. Du kannst gleich heute reisen, damit du in acht Tagen wieder da bist. Ich dankte für die gnädige Erlaubniß und eilte in meine Wohnung. Ich hatte Helenen einst mein Vergehen gestanden, Eure Großmuth erzählt. Ihr könnt Euch denken, mit welcher Dankbarkeit sie dem Retter ihres Gatten, ihres Lebensglückes verehrte. — Ich schrieb ihr ein paar Zeilen, die sie davon in Kenntniß setzten, daß die Pflicht der Dankbarkeit mich veranlasse, einen vom Kaiser erhaltenen Urlaub ferne von ihr zuzubringen. Es beträfe meinen Schutzengel Mordechai Cohen in Prag. Ich schrieb ihr, während dieser Zeit keinen Brief an mich zu richten, damit man bei Hofe nicht erführe, daß ich mich anderswo als auf meinem Gute befände. Am Schlusse fügte ich hinzu: Du kannst die Wichtigkeit meines Vorhabens ermessen, — da es mich zurückhält nach Hause zu eilen, dich zu küssen, meinen Erstgeborenen zu segnen. —

Abend fuhr mein Reisewagen der ungarischen Gränze zu, — aber zwei Stunden vor der Stadt sprang ich aus dem Wagen, schwang mich auf ein gesatteltes Pferd, das schon in einem Gebüsche in Bereitschaft stand, und ritt so schnell als möglich nach Prag. Vor einer Stunde bin ich angekommen, und jetzt bin ich hier, — um Euch das einzige Mittel anzugeben, welches Euch möglicherweise von der bevorstehenden Gefahr retten kann. —

Der Geheimschreiber des Kaisers hielt inne, und ließ sich ermattet auf einen Stuhle nieder.

Reb Mordechai benützte diese Pause. Vergebt, sprach er, daß ich Euch in diesem Augenblicke nicht meinen Dank für Euer Benehmen, nicht die aufrichtige Theilnahme, die mir Euer Lebensglück einflößt, auszusprechen vermag. Ich kann jetzt auch dem wärmsten Gefühle keine Worte leihen. Ihr selbst seid zu dankbar, um mein Stillschweigen mißdeuten zu können. Entschuldigt mich aber einen Augenblick, ich will nur hineingehen, um meiner Familie, die durch Euere unerwartete Ankunft erschreckt wurde, und zweifelsohne mit

der größten Besorgniß das Ende unserer geheimnißvollen Unterredung abwartet, zu beruhigen.

Um des Himmelswillen! rief der Geheimschreiber, ich beschwöre Euch bei allem was Euch heilig ist, ersinnt irgend einen Vorwand — aber verrathet mich nicht. Ihr seht, ich habe mich tief in meinen Mantel gehüllt, um von Euerer Frau, die mich schon einmal gesehen, nicht erkannt zu werden. Je Weniger davon wissen, desto besser ist es für Euch und Euere Sache. Der Kaiser hat seinen Entschluß niemanden außer mir mitgetheilt. Das Geheimniß muß daher wohl bewahrt werden.

Verlaßt Euch auf mich, sprach Reb Mordechai, ich bin in einem Augenblicke wieder bei Euch. Reb Mordechai trat in die Stube zurück. Die zwei kleinsten Kinder waren schon zu Bette gebracht worden, die Orchim waren nach Hause gegangen, der Hausbocher in seine Kammer, der Meschores und die Mägde in die Gesindstube. Als Reb Mordechai ins Zimmer trat, sprach er, ohne die Frage der bestürzten Familie abzuwarten: Ich komme, um Euch zu beruhigen. Der Fremde hat mir wichtige geheime Mittheilungen zu machen. Ich hoffe, Ihr werdet an meiner Ruhe erkennen, daß jede Befürchtung unnöthig wäre. Uebrigens freut es mich, daß die kleinen Kinder schon schlafen, denn es muß über diesen Vorfall das tiefste, unverbrüchlichste Schweigen herrschen. Eure Neugierde müßt Ihr bezwingen, denn ich kann Euch hierüber nichts mittheilen. Legt Euch ruhig zu Bette. Mein Gast wird noch einige Zeit verweilen. Seid ganz ruhig, ist doch heute die Lel schimurim[1]). Mordechai ging wieder in das Zimmer. Die beiden Männer sprachen noch über zwei Stunden mit einander, dann ging der Geheimschreiber. Mordechai begleitete ihn bis zu dem Thore der Judenstadt, dieses wurde geöffnet. Die beiden Männer drückten sich die Hände, um Abschied zu nehmen. Ich danke Euch, sprach Mordechai, mehr konnte er vor Rührung nicht sprechen. —

Ihr werdet vor dem Wischehrader Thore ein gesatteltes Pferd finden. Vergeßt nichts. Gott sei mit Euch, Lebt wohl! flüsterte der Geheimschreiber leise, indem er aus dem Thore der Judenstadt trat. Lebt wohl!

Das Thor wurde geschlossen und der Geheimschreiber schritt dem Gasthofe zu.

Mordechai hob sein glühendes Antlitz zum Himmel empor. Es war eine schöne mondhelle Nacht. Die Sterne funkelten gar lieblich an dem blauen Himmel.

O! sieh herab vom Himmel und schau! wir sind den Völkern zum Hohne und zum Spotte. Herr! wir haben Deinen Namen nicht vergessen, o Herr! vergesse Du uns nicht. — Mordechai war von einer so tiefen ergreifenden Wehmuth erfüllt, als sich diese wenigen Worte fast bewußtlos seiner Brust entrangen, daß er in Gedanken versunken stehen blieb. Er blickte

[1]) Nacht der Beschützung.

hinan in das blaue ungeheure Luftmeer, wo Miriaden von Welten ſchwebten. Wer hatte ſie erſchaffen? — Der Herr, der einige Gott, den er anrief — er iſt allmächtig, er kann helfen. Er blickte hinan in das blaue Luftmeer, wo Miriaden von Welten ſchweben, er ſah den unendlichen Raum, den unſer blödes Körperauge erfaßt, einſchließt in den engen Raume des Sehnervs — vor dem ſich aber unſer geiſtiges Auge, das Auge unſerer unſterblichen Seele ſchmerzhaft ſchließt, weil es die rieſige Vorſtellung nicht erträgt, nicht erfaſſen kann das wahre Bild des Weltalls — und in dieſem Raume fällt kein Blatt, in dieſem Raume raſchelt kein Laub, in dieſem Raume athmet keines der zahlloſen Geſchöpfe, ohne daß es der Herr der Welt weiß — er iſt allwiſſend. Er kennt den Schmerz des Verſtoſſenen, die namenloſe Qual des Getretenen. — Er blickte hinan in das blaue ungeheure Luftmeer, wo Miriaden Welten ſchweben, und auf jeder dieſer Welten Miriaden Geſchöpfe — und alle dieſe miriademal Miriaden Geſchöpfe leben, und freuen ſich des Lebens durch die Gnade — durch die Huld — durch das Allerbarmen Gottes. Gott iſt allgnädig. Gott will helfen. —

Herr der Welt! rief Mordechai, als dieſe tröſtenden Betrachtungen an ſeiner Seele vorüberzogen. Du biſt allerbarmend, allwiſſend, allmächtig. Nun warum ſollen wir verzweifeln? Kannſt Du es denn wollen, daß man Deine Kinder ins Unglück ſtößt? — Sie wollen uns verbannen, vertreiben. — Warum? — mit welchem Rechte? Sie ſagen, wir ſind Fremde in dieſem Laude, in dem ſchönen Böhmen. Hat nicht Gott die ganze Welt erſchaffen, und ſind wir nicht auch ſeine Kinder? Wir ſind Fremde! und doch liegen die Gräber unſerer Väter in dieſem Lande! Wir ſind Fremde?! und doch haben wir ſchon Jahrhunderte in dieſem Lande gelitten und erduldet! Wir ſind Fremde?! Wir leben ja ſo lange im Lande als alle andern Bewohner! Wir ſind Fremde?! Nun wo iſt unſer Vaterland?! Kann es Menſchen geben *ohne* Vaterland? nein nein!! —

Und doch hat der Jude nichts — nichts auf dieſer großen weiten Erde, was er ſein nennen konnte. Nicht die Scholle, auf die er ſein lebensmüdes Haupt legt — er kann ſein *Grab* dem Sohne nicht vererben, denn weiß er auch, ob man nicht die weinende Waiſe von *ſeinem* Grabe ſtößt, wie man *ihn* vertreibt von den Gräbern ſeiner Väter?

Mordechai wäre vielleicht noch länger ein dieſen Gedanken verſunken auf der Straße ſtehen geblieben — aber plötzlich ward die Luft durch eine prachtvolle Windſäule durchzittert. Ein lauer Frühlingswind durchbebte mit einem ſüßen Säuſeln die Luft. Der duftige Hauch des Windes, der Mordechai's glühendes Geſicht anwehte, erweckte ihn aus ſeinen Träumereien, es ſchien ihm, als wäre dies ein Morgengruß des Allvaters an ſeine Söhne, der da ſprähe: Friede, Friede den Fernen und den Nahen, — allen meinen Kindern Friede. Mordechai fühlte ſich gar wunderſam geſtärkt und erhoben. Er ſchritt nun zur Wohnung des Rabbiners. Er klopfte leiſe an die Fenſter des ebenerdigen Zimmers, wo *Reb Leb*, der Bes-Din Schames[1]) wohnte.

[1]) Diener des Rabbinerkollegiums.

Wer iſt da? frug dieſer.

Ich, Mordechai Cohen, ich bitte Euch, weckt gleich den Rebbe, denn ich habe eine wichtige Schaile [1]) zu machen.

Der Rebbi iſt auf und lernt [2]). Aber Ihr pflegt ja ſonſt immer ſelbſt zu paskenen [3]) Mecaß [4]) Reb Mordechai! ſprach Reb Leb, als er verdrießlich die Thüre öffnete, was fällt Euch nun ein, mit einemmale mitten in der Nacht eine Schaile zu machen? —

Ihr ſeid doch auch ein Ben Tora [5]), ſprach Reb Mordechai, dem es ſehr unlieb geweſen wäre, wenn der geſchwätzige alte Reb Leb ſeinem nächtlichen Beſuche eine größere Wichtigkeit zugemuthet hätte als er vorgabe Ihr wißt ja, Peßach da gilt die höchſte Strenge, und da will ich mich denn doch mit dem Raf berathen. — Lieber Reb Leb, entſchuldigt, daß ich Euch bemüht habe; Chol = Ha = Moed [6]) werde ich Euch meine Erkenntlichkeit beweiſen. — Und noch eins, es wäre mir nicht lieb, wenn man erführe, daß ich mitten in der Nacht beim Rebe war, drum bitte ich Euch, haltet darüber reinen Mund. Ich will Euch gerne jeden Samſtag Fiſch, Fleiſch, Oel und Wein ſchicken, jeden Samſtag, ſo lange die Sache ein Geheimniß bleibt. — Höre ich aber, daß Ihr etwas geplaudert, ſo bin ich — das verſteht ſich von ſelbſt — jeder weitern Verpflichtung gegen Euch enthoben. —

Nachdem ſich Reb Mordechai auf dieſe Weiſe das Stillſchweigen des Bes = Din Schames geſichert hatte, ließ er ſich beim Raf einführen. Dieſer hatte die Sedernacht durchwacht, um den Traktat Pſachim nochmals durchzuſtudiren. Er war nicht wenig überraſcht, Reb Mordechai zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde bei ſich eintreten zu ſehen. Dieſer theilte ihm das Geheimniß mit, welches er in der Nacht erfahren, ſo wie auch ſeinen Entſchluß, bei anbrechendem Morgen unverweilt nach Wien zu reiſen, um dort in der von dem Geheimſchreiber angerathenen Weiſe dem bevorſtehenden Unheile entgegen zu arbeiten. Der Raf billigte ſeinen Plan, und nachdem die beiden Männer das Nähere der Ausführung beſprochen, ſchied Reb Mordechai von dem Raf. Er ging nach Hauſe, um ſich zur Reiſe zu rüſten, und von ſeiner Familie Abſchied zu nehmen. Als der erſte Peßachtag anbrach, ſchritt Reb Mordechai vor das Wiſchehrader Thor. Er war reiſemäßig gekleidet und bewaffnet. Ein lederner Gurt, den er um den Leib geſchlungen hatte, enthielt ſeine Baarſchaft, ſeine Reiſetaſche einige Mazos und eine Flaſche Waſſer. Vor dem Thore ſtand ein geſatteltes Pferd in Bereitſchaft. Mor-

---

[1]) Anfrage (in religiöſen Sachen).

[2]) Studirt.

[3]) Fragen zu entſcheiden.

[4]) Eine Abbreviatur der Anfangsbuchſtaben dreier hebräiſcher Worte, dem Sinne nach ohngefähr: Eure Ehrwürden.

[5]) Geſetzeskundiger.

[6]) Halbfeiertage.

dechai schwang sich auf dasselbe, drückte ihm die Sporen in die Weichen und flog mit Blitzesschnelle die Wiener Straße entlang. —

Nach dem Morgengottesdienst ließ der Raf die Gemeindevorsteher und die Dajonim zu einer geheimen Sitzung einladen. Nachdem sich alle Anwesenden zu dem tiefsten Stillschweigen verpflichtet hatten, begann der Raf:

Achai we Reai[1])! Heute mitten in der Nacht wurde unserem Freunde Reb Mordechai Cohen, haschem jarich jomow[2])! aus sicherer Quelle die unerwartete Kunde mitgetheilt, der Kaiser habe den unabänderlichen Beschluß gefaßt, alle Juden aus Prag und Böhmen zu verweisen. Der Beschluß des Kaisers ist bis jetzt für jedermann ein Geheimniß, und selbst dem Staatsrathe unbekannt. Da man Reb Mordechai die Ursache dieser unschuldigen Verfolgungen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraut hatte, so mußte er der Versicherung, daß die flehentlichen Vorstellungen der Juden bei dem Kaiser erfolglos bleiben würden, vollsten Glauben schenken. Es mußte daher zu einem außerordentlichen, ungewöhnlichen Mittel, Zuflucht genommen werden, welches man unserem Freunde Reb Mordechai als das einzige bezeichnete, welches möglicherweise bei dem Kaiser eine Sinnesänderung hervorbringen könnte. Hierbei aber war die größte Eile nothwendig. Es durfte kein Augenblick versäumt werden. Reb Mordechai kam zu mir, um mich von dem über unserem Haupte schwebenden Unglücke zu benachrichten, und mir mitzutheilen, daß er gewillt sei, bei Tagesanbruch zu Pferde zu sitzen und nach Wien zu reisen. Ich billigte sein Vorhaben, da die unübersehbare Größe der Gefahr, die einmalige Entweihung des Feiertags entschuldigt. Er hat mir auch den Plan vorgelegt, den man ihm vorgezeichnet, ich habe auch diesen in Anbetracht der Umstände genehmigt, und schon jetzt befindet sich Reb Mordechai auf dem Wege nach Wien. — Reb Mordechai Cohen ist durch seine außerordentliche Geistesfähigkeit, seine Gelehrsamkeit, und ganz besonders durch den Umstand, daß er von einer hohen Person begünstigt sein muß, da er doch das wichtige Geheimniß zuerst erfahren, zweifelsohne der geeigneteste Vertreter unserer Gemeinde, und wir dürfen uns daher der Hoffnung hingeben, daß es Reb Mordechai durch den göttlichen Beistand gelingen dürfte, das über unserem Haupte schwebende Unglück abzuwenden. — Jedenfalls aber wollen wir in Ergebung und Ruhe das Ende dieser Ereignisse erwarten und unseren Kummer in unserem Inneren verschließen, damit die unheilvolle Kunde sich nicht zu unserem Schaden und Verderben, zu früh in der Gemeinde und unter dem Volke verbreite. —

Reb Mordechai hat mich auch dringend ersucht, ihn bei Euch, Achai we Reai! zu entschuldigen, daß er ohne Euer Wissen seine Reise angetreten. Aber die Zeit drängte, jeder Augenblick war kostbar, und durfte nicht versäumt werden. — Mögt Ihr die Segnungen des Himmels zu dem Gelingen seines Unternehmens herabflehen. — Möge Euer Gebet erhört werden! — Der Raf entließ nun die bestürzte Versammlung.

---

[1]) Meine Brüder und Freunde. [2]) Der Herr verlängere seine Tage.

Man stand schon in der zweiten Hälfte der Sfire[1]), als sich dunkle Gerüchte über die Schreckenskunde, welche der Oberrabbiner den Gemeindehäuptern am ersten Peßachtage mitgetheilt hatte, in der prager Judenschaft zu verbreiten anfingen. — Der enge Kreis, der es aus dem Munde des Rabbiners erfahren, hatte zwar das tiefste Schweigen beobachtet, aber mehrere Juden, die zu Beamten ins Haus kamen, um den Frauen und Töchtern derselben Waaren zum Kaufe anzubieten, wurden aufgefordert billig zu verkaufen, da sie ohnedies bald zum Lande hinausgejagt würden, und dann gar nichts verkaufen könnten. Das erste Mal beachteten die armen Juden diese Redensart nicht, und hielten dies nur für einen Schimpf, den sie geduldig ertragen mußten. Aber diese Worte wurden in kurzer Zeit sehr oft und sehr nachdrücklich wiederholt. Das war auffallend. Die Geängstigten baten, man möge sie nicht mit so grausamen Scherzen schrecken; man denke sich aber die Ueberraschung der Unglücklichen, als man ihnen bedeutete, dies sei kein Scherz, es seien Nachrichten aus Wien angelangt, daß einer kaiserlichen Entschließung zu Folge, alle Juden, Böhmen in kürzester Zeit verlassen müßten. — Man eilte zum Parnes[2]), zum Raf, und fand sie von dieser Neuigkeit in volle Kenntniß gesetzt. Bald hörte man in allen Synagogen, in den Bothe = Medroschim[3]), auf dem Markte, auf den Straßen, von nichts anderem, als von dem bevorstehenden Unglücke sprechen. Man hatte in der Gemeinde zwar die Abwesenheit Reb Mordechai Cohens bemerkt, aber man wußte bisher nicht, daß seine Reise dem Gesammtwohle gewidmet war. — Doch jetzt, da der Raf und der Gemeindevorstand Jeden versicherten, daß man schon lange von diesem Ereignisse benachrichtigt sei, und alles aufbieten werde, was im Bereich menschlicher Kräfte läge, — als der plauderhafte Bes = Din Schames Reb Leb sich nicht mehr halten konnte, und überall von dem Besuche erzählte, den Reb Mordechai Cohen in der ersten Peßachnacht dem Raf abgestattet hatte, da wurde es allgemein bekannt, daß Reb Mordechai Cohen als Stadlen[4]) nach Wien gereist sei. Dies wirkte im ersten Augenblicke beruhigend auf die erschreckten Gemüther. Man wußte, man hatte es schon oft erfahren, daß Reb Mordechai der geeigneteste Vertreter seiner Glaubensgenossenschaft sei. — Aber bald trübte sich auch diese Hoffnung. Von Reb Mordechai war kein Brief angelangt. Seine Familie sowohl, als der Raf und der Gemeindevorstand waren ohne Nachricht von ihm geblieben. Man hatte endlich Erkundigungen eingezogen, und erfahren, daß Reb Mordechai Wien verlassen hatte. Wohin er nun gezogen war, — ob er den Kaiser gesprochen, ob er Hoffnung hatte, das alles blieb der Gemeinde unbekannt. Bei einer großen Versammlung, zu welcher die Vornehmsten, die Ältesten und Einsichtsvollsten in der Gemeinde berufen waren, wurde von einigen der Antrag gestellt, eine Deputation nach Wien zu senden,

[1]) Der siebenwöchentliche Zeitraum zwischen dem Oster- und Pfingstfeste.
[2]) Erster Gemeindevorsteher.
[3]) Lehrhäusern.
[4]) Fürsprecher.

um an den Füßen des Thrones ihre gerechten Vorstellungen niederzulegen. Die Mehrzahl pflichtete dem Antragsteller bei, aber der Raf widersetzte sich dieser Maßregel. Ist Rettung möglich, sprach er, — kann irgend ein Mensch des Kaisers Majestät veranlassen, den gefaßten Entschluß zu ändern, so ist es Reb Mordechai Cohen. — Wer unter uns, meine Brüder! wird dies bezweifeln? — Denkt an seine glühende Beredsamkeit, denkt an die staunenswerthe Tiefe und Schärfe seines Geistes, denkt an die außerordentlichen Opfer, deren sein Edelmuth fähig ist, — und Ihr werdet mir beipflichten, wenn ich sage, daß es nutzlos, ja sogar schädlich wäre, jetzt neue Vertreter an den Hof zu schicken. Meine Behauptung ist um so richtiger, als ich durch Reb Mordechai die vollste Ueberzeugung erhielt, daß alle flehendlichen Vorstellungen ganz nutzlos blieben. Reb Mordechai hat den sonderbaren Grund erfahren, der unsern Monarchen, der uns bisher ein gnädiger Herr und Fürst gewesen, veranlassen konnte, diesen unheilvollen Entschluß zu fassen. Es gibt nur ein einziges Rettungsmittel, und dieses wird Reb Mordechai versuchen. Mißglückt es ihm, so ist alles unrettbar verloren, und wir können nichts anderes thun, als uns mit Ergebung in den Willen des Allmächtigen fügen, und ihm um Kraft und Stärke in unserem Unglücke anflehen.

Von jeher hatte der prager Oberrabbiner den mächtigsten Einfluß auf seine Gemeinde ausgeübt. Die Versammelten sahen überdies ein, daß der Raf einen tiefern Einblick besäße als sie. Es blieb ihnen daher nichts anderes übrig, als seiner Weisheit und seiner reichen Erfahrung zu trauen, seinem Willen Folge zu leisten und den Ausgang der Dinge in bangem Zagen zu erwarten. Dieser Zustand war peinlich. Um ihn in seinem ganzen Umfange zu erfassen, muß er näher beleuchtet werden. Der Begriff Verbannung hat in neuerer Zeit, durch die große Anzahl deutscher Auswanderer, die, wie man zu sagen pflegt, sich freiwillig verbannen, irrthümlicher Weise viel von seiner ursprünglichen Furchtbarkeit verloren. Aber wie verschieden war der vertriebene Jude des Mittelalters, von dem Auswanderer der Jetztzeit. Dieser verläßt seine Heimat freiwillig, nachdem er sein unbewegliches Vermögen veräußert, — er wird von der Regierung geschützt, er hofft seine Lage zu verbessern, — er hat ein neues Vaterland gefunden, er wird dort gastlich empfangen, — und fühlt er Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter, ist er reich und glücklich geworden in der Ferne, und will zurückkehren, — will er daheim beschließen sein Leben, will ruhen in vaterländischer Erde, so trägt ihn das Schiff zurück, er wird wieder aufgenommen, er ist wieder der Sohn seines Vaterlandes, — er hat eine doppelte Heimat. Der Jude mußte sich mit blutendem Herzen losreißen von der Stätte, die er durch Jahrhunderte seine Heimat genannt hatte. Der Jude ward verstoßen, arm und elend — denn auch der Reichste mußte verarmen durch die Verbannung; seine Häuser wurden werthlos, wer hätte denn ein Besitzthum gekauft, das in kürzester Zeit von selbst herrnlos wurde? Die aufgehäuften Waarenvorräthe,

die bei einer Wanderung, bei dem Aufsuchen einer Zufluchtsstätte nicht mitgeführt werden konnten, waren für den Eigenthümer werthlos, da doch die große Anzahl jüdischer Kaufleute nicht mit einem Male ihre Waaren veräußern konnte; die Schulden, die sie im Lande zu fordern hatten, konnten nicht eingehoben werden. — Der vertriebene Jude des Mittelalters war schutzlos, denn die heimische Regierung kündigte ihm ihren Schutz, ihren Schirm auf. Der vertriebene Jude des Mittelalters mußte befürchten, daß seine greisen Eltern, sein Weib, die zarten Kinder den ungewohnten Mühseligkeiten der Reise unterliegen würden; denn wußte er wie lang der Weg? kannte er das Ziel seiner Reise? Der vertriebene Jude des Mittelalters mußte sich aus den Armen seiner weinenden Braut reißen, wenn sich ihre Wege trennten, und wußte nicht, ob er sie je in diesem Leben wiedersehen sollte. Der vertriebene Jude des Mittelalters konnte im fremden fernen Lande sterben vor Sehnsucht nach den Gräbern seiner Lieben, — sterben konnte er — aber nicht zurückkehren.

Bald aber sollten die Juden dieser quälenden Ungewißheit entrissen werden, um die vollste Gewißheit ihres Unglückes zu erfahren. Einige Tage nach dem Schebuothfeste traf das kaiserliche Edict in Prag ein, und wurde noch an demselben Tage durch die königliche Stadthalterei in der Judenstadt veröffentlich. Es lautete: Die Juden müssen Prag in acht Tagen, das Land aber in vier Wochen verlassen. — Ein Grund dieser Verweisung war nicht angegeben. Man kann sich leicht den Jammer der prager Judengemeinde denken. Man hatte sich bisher immer noch mit Hoffnungen geschmeichelt, man hatte nicht erwartet, daß der kaiserliche Befehl so bald eintreffen würde. Man hatte im ungünstigsten Falle von der Menschlichkeit des Kaisers erwartet, daß er den Juden eine längere Frist gestatten würde, um die benachbarten Staaten um eine Zufluchtsstätte anzuflehen. Man hatte erwartet, daß der Grund dieser unverschuldeten Ausweisung, wie es früher geschehen war, in dem Edicte angegeben würde und dann war noch ein Schein von Möglichkeit, durch gegründete Widerlegung der Anklage, eine Zurücknahme des Edictes zu erwirken. Aber auch diese letzte Hoffnung war verschwunden. — Nachdem sich die Unglücklichen von der ersten Betäubung erholt hatten, entwickelten sie die regste Thätigkeit. Jeder beeilte sich, sein unbewegliches Vermögen zum Kaufe auszubieten, Waaren und Werthsachen in Geld umzusetzen, und außenstehende Schulden einzufordern. Aber auch hier mußten die Armen die bittersten Erfahrungen machen. Niemand wollte ihre Häuser kaufen, die Waarenvorräthe konnten in so kurzer Zeit, auch mit den größten Verlusten nicht verwerthet werden, und die Schuldner, — versprachen in einigen Wochen das Geld nachzuschicken.

Zu allen diesen Uebelständen gesellten sich nun noch andere Plackereien. Die königliche Stadthalterschaft hatte den Juden auf das Strengste untersagt, die Stadt vor dem Tage der Ausweisung zu verlassen. Diese Maßregel hatte den Zweck, zu verhindern, daß sich jemand entferne ohne die rück-

ständigen Steuern und Schutzgelder entrichtet zu haben. Mit dem zwölften Glockenschlage des achten Tages, sollte die Ausweisung beginnen. — Die Zeit zwischen der Bekanntmachung des Ediktes und der Ausführung desselben, war eine Zeit voll schrecklicher Leiden. Niemand war im Stande einen Plan zu fassen, niemand wußte wohin er seine Schritte wenden sollte. Der Raf und der Parnes hatten eine Versammlung berufen, welche berathen sollte, was mit den beweglichen Gemeindegütern, den Sifre Thora's[1]) und den Kle = Kodesch[2]) geschehen solle, aber man war nicht im Stande sich über die Zukunft zu verständigen. Die Autorität des Rabbiners wurde nicht mehr so geachtet wie früher; denn einige äußerten unumwunden, daß man Unrecht gethan habe, dem Raf blindlings zu gehorchen, und daß es besser gewesen wäre, wenn man eine Deputation an den Hof gesendet hätte; die Sache hätte in keinem Falle übler ausfallen können. Da der Raf hierauf nichts zu erwiedern wußte, verließ er die Versammlung; ihm folgte bald der Parnes, und so zerstreuten sich nach und nach alle Mitglieder. Am Vorabende des achten Tages erst, kam man endlich überein, die der Gemeinde gehörenden Sifre Thora's und die Gemeindekasse solle, von dem Raf, dem Parnes und dem Gabe[3]) der Altneuschule begleitet, nach Fürth gebracht und der dortigen Judengemeinden so lange in Verwahrung gegeben werden, bis die Mehrzahl der Gemeindeglieder, eine ruhige Zufluchtsstätte gefunden. Bei Anbruch des achten Tages wurde der Morgengottesdienst in allen Synagogen abgehalten. In der Altneusynagoge hatte der Raf das Vorbeteramt übernommen. Als der erste Sonnenstrahl durch die engen Fenster der Synagoge drang, ward der Gottesdienst begonnen. Das Gotteshaus war von Andächtigen überfüllt; Viele der frommen Beter waren aufs Knie gesunken und erhoben die gefalteten Hände. Die tiefe rührende Wehmuth, von der heiligen Stätte für immer scheiden zu müssen, hatte sich der gesammten Gemeinde bemeistert, und für kurze Zeit die Sorge für die Zukunft aus ihrem Herzen verdrängt. Die Gebete sind reich an wunderherrlichen ergreifenden Stellen, und bald ertönte in dem ganzen Raume das Herz zerreißende Schluchzen der Betenden. Der Gottesdienst war beendet. Der Rabbiner trat vor das Aron ha Kodesch[4]), um Abschied zu nehmen von der geweihten Stätte, die er so oft betreten, um seine Gemeinde zu belehren und zu ermahnen — um Abschied zu nehmen von seiner geliebten Gemeinde und sie durch die Worte der heiligen Gotteslehre zu stärken, und zu kräftigen, für die dunkle unbestimmte Zukunft, der sie entgegengingen. Er begann: Achai we Reai — die Worte erstarben auf seinen zitternden Lippen, es hatte sich seiner eine maßlose Rührung bemeistert. Vergebens suchte sich der Raf zu fassen, es war ihm unmöglich, ein Wort über seine bebenden Lippen zu bringen. — Nun trat eine minutenlange Pause der tiefsten Stille ein. Der Rabbi küßte das Porochos[5]), öffnete die heilige Bundeslade, und nahm ein Sefer Thora aus derselben. Unaufgefordert folgte ihm der Parneß, dann der Schulgabe, dann die

[1]) Gesetzesrollen. [2]) Heiligen Geräthen. [3]) Vorsteher. [4]) Heilige Lade. [5]) Vorhang vor der heiligen Lade.

vornehmſten Lomdim, ſo lange bis alle Sifre Thoro's aus der Lade genommen waren. Der Rabbi ſprach noch einige Worte im leiſen Gebete dann ſchritten die Männer weinend aus der Altneuſchule. Der Vorletzte war der Raf, der Letzte der Parneß der Gemeinde. Als dieſer aus der Synagoge trat, ſchloß er ſie, und überreichte den Schlüſſel dem Raf. Beide, der Parneß und der Raf wollten ſprechen, das ſah man an dem krampfhaften Zucken ihrer Lippen, — aber beide ſchwiegen. Schmerzdurchbebter mag der letzte Prieſter nicht aus dem Tempel auf Zion gezogen ſein. Nochmals, als könne er ſich gar nicht losreißen, küßte der Raf die Pfoſten des Gotteshauſes, dann begab ſich der Zug nach ſeiner Wohnung, um dort die Sifre Thoro's bis zum Augenblicke des Aufbruches aufzubewahren. Dann ging der Raf auf den Friedhof. Die ganze Judenſchaft Prags hatte ſich, von einem und demſelben heiligen Gefühle angeregt, hier verſammelt, um auch von den Heimgegangenen — um auch von den Gräbern ihrer Todten Abſchied zu nehmen. Kein Schmerzenslaut ſtörte die heilige Ruhe dieſes Ortes. Man ſah nichts, als Knieende, bleiche Geſichter, und von Thränen benetzte Gräber. — Auch Bele, Mordechais Gattin, war auf dem Grabe ihres Vaters gekniet, heiße Thränen perlten von ihrem Antlitze, — ein doppeltes Weh zerriß ihr Herz. Wo war Mordechai ihr Gatte, der Hort ihres Lebens? —

Nach und nach ward es öder auf dem großen Friedhofe. Jeder hatte noch Vorbereitungen zu treffen, zu der großen weiten Reiſe. Um die eilfte Mittagsſtunde wurde ein Thor der Judenſtadt geöffnet, durch dieſes mußten alle ziehen. Auf dem Platze vor der Judenſtadt waren zwei Regimenter Lanzenknechte und einige Fähnlein Reiterei aufgeſtellt. Eine große Menſchenmaſſe hatte ſich verſammelt, um dem ſeltenen Schauſpiele beizuwohnen. Der Stadthalter hatte einen Kriegsobriſt mit der Ausweiſung beauftragt. Jede Familie mußte ſich bei ihrem Abzuge darüber ausweiſen, daß ſie alle königlichen Steuern bezahlt habe, und angeben, durch welches Thor ſie die Stadt verlaſſen wolle. Das Treiben in der Judenſtadt, bot einen wehmüthigen Anblick dar. Vor manchen Häuſern ſtanden kleine Wagen, mit einem magern Klepper beſpannt. Sie waren beſtimmt, die Greiſe und Kranke, die nicht zu Fuße wandern konnten, aus dem Lande zu führen. Vor jeder Thüre ſtanden Gruppen. Männer, den Wanderſtab in der Hand, das Bündel, welches ihr Hab und Gut enthielt, auf dem Rücken. Frauen mit Kindern an der Bruſt. Um halb zwölf ließ der Obriſt einen Trompeter durch die Straßen reiten, und verkünden, daß nur noch eine halbe Stunde Zeit ſei, und daß ſich Jeder zum Aufbruche anſchicken ſolle. Nun verabſchiedeten ſich die Verwandten und Freunde nochmals auf offener Straße. Ein warmer Händedruck, ein Bruderkuß, und dann ſollte man ſcheiden. Der Rabbiner hatte ſich mit dem ganzen Bes = Din an das Ausgangsthor geſtellt, um den Abziehenden Troſt einzuſprechen, und ihnen ſeinen Segen zu ertheilen. Endlich erſcholl des Kommandowort des Obriſten. Die Schwerter klirrten aus den Scheiden. Das Fußvolk ſtellte ſich in Reih' und Glied. Es begann auf der altſtädter Rathhausuhr zwölf zu ſchlagen. Muth und Ergebung flüſterte der Raf dem erſten

zu, der die Judenstadt verlassen sollte, man hörte keinen Athemzug, es herrschte die Stille eines Friedhofs. Es schlug eins, zwey, drei, vier, fünf, — bis zwölf.

— — — — — — — — — — — —

Bei dem letzten Glockenschlage ertönten Roßhufe. Aller Augen wendeten sich nach der Richtung des Jesuitenkollegiums. Ein Reiter flog der Judenstadt zu. Das dampfende Pferd war von Schaum und Blut überdeckt, der Reiter hatte sich mit seinem ganzen Oberkörper auf das edle Thier vorgebeugt, und drückte ihm die Sporen in die blutenden Weichen. Sein Gesicht war bleich, blutig und entstellt. In der Hand schwang er eine Pergamentrolle und rief:

Gnade — im Namen des Kaisers! —

Mit einem gewaltigen Zuge hielt er das Pferd an, und überreichte dem Commandanten das Pergament. Das Pferd bäumte sich, seinen weitgeöffneten Nüstern entstieg ein warmer Odem, er stürzte leblos zusammen; der Reiter sank ohnmächtig vom Pferde.

In dem Augenblick sprengte auch ein kaiserlicher Offizier, von einem berittenen Trompeter begleitet, mit verhängtem Zügel heran. Er schwenkte eine weiße Fahne und rief: Ich wiederhole es, im Namen Seiner apostolischen Majestät: Gnade!

Als der Obrist das kaiserliche Insiegel erkannte, entblößte er sein Haupt und las den Widerruf des kaiserlichen Edikts. — Das alles war das Werk einer Minute. Gleichzeitig hörte man den lauten Schrei: Mordechai — Vater, — und Bele stürzte mit ihren Kindern aus dem Haufen, zu dem Gatten, zu dem Vater. Die vor der Judenstadt versammelte Menschenmasse hatte den wärmsten Antheil an den Begebenheiten dieses Vormittages genommen, der unerwartete glückliche Ausgang erregte die freudigste Theilnahme, und es erscholl der donnernde Ruf: Es lebe der Kaiser! es lebe Ferdinand der Erste! und ein jubelnder Trompetentusch. Was aber in dem Herzen der Erlösten vorging, daß kann nicht beschrieben, nicht *nachempfunden*, das muß *mitgefühlt* werden. Alles drängte sich nun an den ohnmächtigen Reb Mordechai. Die Nahestehenden küßten den Zipfel seiner Kleider. Er wurde im Triumphzuge nach seiner Wohnung getragen. Dort angelangt sprach der Raf: Meine Freunde! wir wollen jetzt Reb Mordechai der Pflege seiner Familie überlassen; uns aber laßt vor allem in die Synagoge gehen, um den Herrn zu danken für die unerwartete Rettung. Ja, in die Synagoge, in die Synagoge! jubelte alles; und der ganze Haufe folgte mit dankerfülltem Herzen dem Raf zum Gotteshause. —

Reb Mordechai lag indessen, umstanden von seinem treuen Weibe und seinen Kindern, noch immer bewußtlos mit geschlossenen Augen auf seinem Lager. Mit der größten Sehnsucht erwartete seine Familie den Augenblick seines Erwachens. — Endlich schlug er die Augen auf, aber ach! das Linke Auge war verwundet und des Lichtes beraubt.

Allerbarmer! Dein Auge! schrie Bele —

Beruhigt Euch, meine Lieben! — weine nicht, Bele! — mäßige dich, Schlome! — Bezalel! — Ihr seht ja, liebe Kinder, daß ich wohl, gesund und glücklich bin — o! glücklicher als je! Ihr habt mich wieder, der Allmächtige hat gelingen lassen meine Sendung — unsere Glaubensbrüder athmen frei auf, — sie sind nicht verstoßen aus dem Heimatslande, nicht preisgegeben dem Elende, der Schmach und der Verachtung — und Ihr wollt klagen? Jubeln, jubeln sollen wir, auf den Knieen dem Schöpfer danken für die wunderbarte Rettung, aber nicht klagen, weil es dem Herrn gefallen, mir ein Auge zu nehmen. — Die Kinder sanken gerührt aufs Knie und bedeckten seine Hände mit Küssen. Bele aber dankte Gott in ihrem Herzen dafür, daß er ihren Kindern einen solchen Vater — ihrem Volke einen solchen Retter gegeben.

Samstag, nach dem Vormittagsgottesdienste, begab sich der Naf, der Parneß, der Gabe der Altneuschule, nebst zwei Abgeordneten der böhmischen Landjuden zu Reb Mordechai, um ihm im Namen der prager Gemeinde, und der gesammten böhmischen Judenschaft, zu danken. — Nachdem Reb Mordechai die Männer bewillkommt, und ihren Dank bescheiden abgelehnt hatte, sprach er: Ich zweifle nicht daran, Morai we Naboßai[1])! daß Ihr begierig seid zu erfahren, wie der Herr, der Hüter Israels, meine Schritte geleitet, daß es mir, durch seine unendliche Huld und Gnade gelungen, das grausame Schicksal, das uns bevorstand von uns abzuwenden. Ich will es Euch erzählen, damit die dankbare Erinnerung an unsere Rettung fortlebe in dem Gedächtnisse unserer Nachkommen. Ich will es Euch erzählen — aber hochgeehrte Herren! Ihr müßt mir versprechen, die Begebenheiten, die ich Euch mittheilen werde, — bei meinen und des kaiserlichen Geheimschreibers Lebzeiten, — als unverbrüchliches heiliges Geheimniß zu bewahren. Erst nach unserem Tode seid Ihr Eures Wortes entbunden.

Die Männer gaben das geforderte Versprechen. Gestattet mir nur noch, führ Mordechai fort, meine Hausfrau und meine zwei ältern Söhne Schlome und Bezalel hereinzurufen, damit auch sie anhören, die Gnade, deren mich der Herr gewürdigt. Nachdem sich die fünf Männer, seine Gattin und seine Söhne im Kreise gesetzt hatten, begann Reb Mordechai: In der ersten Peßachnacht wurde mir, von dem Geheimschreiber unseres Monarchen, dem ich vor einigen Jahren einen Dienst zu erweisen Gelegenheit hatte, die Nachricht mitgetheilt, der Kaiser habe im Traume das Gelübde abgelegt, binnen drei Monaten alle Juden aus Böhmen zu vertreiben. Der Kaiser selbst hatte dem Geheimschreiber diesen seltsamen Traum erzählt und sich dahin ausgesprochen, daß er das Gelübde als bindend betrachte, und es erfüllen wolle. — Der dankbare junge Mann benützte einen Vorwand, um sich auf eine Woche von der Person des Kaisers zu entfernen, um mich, während ihn der Kaiser in Ungarn wähnte, von dem bevorstehenden Unheil zu benach-

[1]) Meine Weisen und Lehrer.

richtigen. Unter solchen Umständen wären, wie Ihr Euch leicht denken könnt, flehendliche Vorstellungen und Bitten nutzlos gewesen. Der Monarch wird sich, sagte mir der Geheimschreiber, in keinem Falle bestimmen lassen sein Gelübde zu brechen, und nur wenn der höchste Kirchenfürst, der Papst ihn seiner Verpflichtung entbindet, ihm das Gelübde löst, steht zu erwarten, daß der Kaiser seinen Entschluß ändern wird. Es handelte sich also zunächst darum, unsern Fürsten zu veranlassen, bei dem Papste die Lösung seines Gelübdes anzusuchen. Dies konnte nur auf eine einzige Weise, — die mir der Geheimschreiber näher bezeichnete — geschehen. Nachdem ich mich mit Euch, Rabbi! berathen und Eure Einwilligung und Genehmigung erhalten hatte, ritt ich am Morgen des ersten Peßachtages nach Wien. Am Morgen des vierten Tages langte ich glücklich, wiewohl von dem langen Ritte erschöpft, in der Residenzstadt an. Ich mußte den Monarchen noch an demselben Morgen sprechen, ehe der Urlaub des Geheimschreibers, der an diesem Tage in Wien eintreffen mußte, abgelaufen war. Dies war unumgänglich nothwendig, damit nicht der gerechte Verdacht des Kaisers geweckt werde: Der Geheimschreiber, der einzige, der seinen Entschluß kannte, habe diesen verrathen. Es war acht Uhr morgens, als ich in Wien anlangte. Ich hatte schon in Prag erfahren, daß der Monarch jeden Morgen bei seiner Rückkunft aus der Hofkapelle, in dem Gange, der diese mit der kaiserlichen Burg in Verbindung setzte, Bittschriften annahm und kurze Audienzen ertheilte. Ich eilte daher, nachdem ich die Waffen und die Reisekleider abgelegt hatte, unverweilt auf den Burgplatz, und trat in den Burghof. Bei der Treppe aber, die zu dem erwähnten Gange führte, vertrat mir die Schildwache den Weg, und der wachhabende Offizier, der in der Nähe stand, erklärte mir, daß diese Gänge für Jedermann verschlossen seien, da der Kaiser heute den Gottesdienst in der Kapuziner Kirche anhören würde. Diese Nachricht versetzte mich in die tiefste Betrübniß. Ich frug den Offizier, ob es nicht möglich wäre, noch heute eine Audienz bei dem Kaiser zu erlangen? — Ich zweifle, entgegnete er achselzuckend, denn schon seit drei Tagen wurde niemand bei seiner Majestät zur Audienz zugelassen.

In dem Augenblicke erdröhnte die Einfahrt, ein sechsspänniger kaiserlicher Wagen fuhr mit Blitzesschnelle hart an den Aufgang der Treppe. Der Wagenschlag wurde aufgerissen und seine Majestät unser Herr und Kaiser, von dem dienstthuenden Kammerherrn aus dem Wagen gehoben. Ich befand mich daher in der unmittelbarsten Nähe meines Monarchen. Ich mußte diesen günstigen Zufall benützen. Ich entblößte ehrfurchtsvoll mein Haupt, und sank auf ein Knie; der Kaiser sah, daß ich sprechen wollte.—

Was willst du? frug er, indem er einen Augenblick stehen blieb.

Wenn Eure Majestät geruhten mir eine kurze Audienz zu gestatten, so würden durch diese allerhöchste Gnade vielleicht eine große Anzahl treuer Unterthanen einem unverschuldeten Unglücke entrissen werden.

Wer bist du, und woher kömmst du?

Ich bin Euerer kaiserlichen Majestät unterthänigster Kammerknecht Mor-

dechai Cohen aus Prag. Ich habe dieſe Stadt vor dreimal vier und zwanzig Stunden verlaſſen, ich bin Tag und Nacht geritten, ohne zu ruhen, um meine unterthänigſten Bitten zu Euerer Majeſtät Füßen niederzulegen.

Seltſam, ſprach der Kaiſer leiſe vor ſich hin, — dann fügte er laut hinzu: Graf Eggenberg! führet den Juden in das Audienzzimmer.

Der Kaiſer ſchritt mit einem Kammerherrn die Treppe hinan, während der andere mich in das kleine Audienzzimmer des Kaiſers führte. Er ließ mich einige Zeit allein. Die Wände des Zimmers waren mit Tapeten bedeckt, und ich bemerkte nur die Thüre, durch welche ich eingetreten war. Es läßt ſich leicht denken, in welcher Lage ich mich befand. Ich hatte noch nie eine Unterredung von einer ſolchen Wichtigkeit, mit einer ſo hohen Perſon gepflogen. Trotz einer gewiſſen Geiſtesruhe, die mich nie verläßt, war ich doch in dieſem Augenblicke beklommen, beängſtigt. Von einem Worte des Kaiſers hing das Wohl meiner Glaubensbrüder ab. Jeden Augenblick konnte er eintreten, und in kürzeſter Zeit das Schickſal vieler Tauſende entſchieden werden. So ſehnſüchtig ich früher gewünſcht hatte, eine Audienz bei dem Kaiſer zu erlangen, ſo glücklich ich mich in dem Augenblicke fühlte, wo es mir vergönnt war, den Monarchen ſelbſt um dieſe Gnade anzuflehen, jetzt — jetzt, hätte ich Alles, was ich beſaß, darum gegeben, um noch etwas Zeit zu gewinnen, mich zu ſammeln, meine Gedanken zu faſſen und zu ordnen.— Es war zu ſpät — ich konnte nun nichts mehr thun, als mir den Segen, die Hilfe des Allmächtigen erflehen. Ich ſank aufs Knie. Herr der Welt! ſprach ich, laß deinen Geiſt ſein mit meinem Munde, daß ſich das Herz des Monarchen erſchließe meinen Worten, und ich errette deine Kinder, — dein Volk Iſrael! Der Kaiſer hatte geräuſchlos eine geheime Thüre geöffnet und war eingetreten. Als ich mich erhob, ſtand der Kaiſer hinter mir. Er mochte wohl die letzten Worte meines leiſen Gebetes vernommen haben.

Gnade, Gnade, für die unſchuldigen Juden! rief ich. Möge Eure kaiſerliche Majeſtät ſie nicht vertreiben aus dem Lande Böhmen!

Die Züge des Monarchen wurden von einer hohen Purpurröthe übergoſſen.

Wie? ſprach er, haben die Wände Ohren, daß ſie hören, und Zungen, daß ſie plaudern können? — Wie ſo iſt dieſer mein Entſchluß zur Kenntniß der böhmiſchen Juden gelangt?

Verzeihung, Majeſtät! er iſt nur zweien bekannt, dem prager Rabbiner und mir.

Wie ſo habt Ihr ihn erfahren? frug der Kaiſer im ſtrengſten Tone.

Durch ein und dasſelbe nächtliche Traumgeſicht.

Jetzt erbleichte der Kaiſer. Erzähle mir deinen Traum, ſprach der Monarch, nach einer Pauſe der Ueberraſchung.

Ich erröthete über die Lüge, die ich meinem Fürſten gegenüber auszuſprechen wagte, — aber ich erinnerte mich der Worte des Geheimſchreibers, daß dieſes das einzige Rettungsmittel ſei, — es galt das Wohl eines armen verſtoßenen Volkes, und eine innere Stimme, die nie trügt, mein klares

ungetrübtes Bewußtsein, sagte mir, daß ich recht handle, daß ich diese Lüge verantworten könnte vor dem Throne des Allerhächsten am Tage des Gerichts.

Es sind vier Tage, begann ich, es war die Nacht, da wir gefeiert hatten das Peßachfest, das Fest zur Erinnerung an den wunderbaren Auszug unseres Volkes aus Mizrajim, dem Lande seiner Knechtschaft. Ich träumte wachend auf meinem Lager von einer schönen Vergangenheit, von einer schönen Zukunft. Mein geistiges Auge schien zu blicken in eine ferne, ferne Zeit, denn vor meiner trunkenen Seele schwebten schöne erhabene Bilder. Alle Völker hatten sich vereinigt, um im Gesang zu loben den Herrn der Welt, und auch Israel war unter ihnen, aber es trug keine Fesseln mehr, — es war nicht mehr geknechtet und getreten, — es ward nicht mehr gepeinigt und verfolgt — nein, die Brüder und die Schwestern alle küßten ihm ab die blutigen Thränen von dem bleichen Gesichte und gossen lindernen Balsam auf die wunden Glieder — und Israel lächelte — es war wieder froh, wie es einst gewesen, bevor es der Herr in seinem Zorne verstoßen. — Und als ich mich so gelabt an den Bildern meiner Phantasie, schlossen sich meine müden Augen. Aber auch schlafend träumte ich. Mir schien es, als stände vor meinem Lager ein hoher kräftiger Mann; ich hatte ihn noch nie gesehen, und doch war er mir bekannt. Der große schöne alte Mann, dessen weißer Bart bis an den Gürtel herab sank, und dessen Augen von dichten grauen Wimpern überschattet waren, trug einen Reisestock in der nervigen Faust, um seine Schultern hing ein Mantel. — Ich kenne dich, sprach ich, du bist der Prophet Elias, der Tischbite. Ich bins, sprach der Greis, ich bin gekommen, dich sehend zu machen, — und er berührte mit seinem Stabe meine Augen, und ich ward sehend. Ich sah ein schönes fernes Land im Westen Europas, wo der Himmel immer blau— die Bäume immer grün, die Orange immer golden, die Luft immer von Blumenduft durchwürzt. —

Das ist Spanien, mein Geburtsland, rief der Kaiser, der meinen Worten mit der höchsten Spannung gefolgt war und mich nur von Zeit zu Zeit durch einen Ausruf des Erstaunens unterbrach.

Ich sah eine Stadt, auf mehrern kleinen Hügeln gelegen, voll schöner Gebäude, Kirchen mit hohen Thürmen, Gärten mit schönen Pflanzen, und auf den Straßen Menschen, deren Gesicht golden gebräunt von der Sonne des Südens! —

Das ist Madrid!

Und in der Stadt sah ich ein altes schönes Schloß mit Thürmen und Erkern, mit hohen Bogenfenstern. — Das ist das königliche Schloß!

Und ein Fenster war geöffnet, ein Sonnenstrahl fiel in den herrlichen Saal, an dessen Wänden Bilder hingen, von Fürsten, Königen. —

Das ist der Bildersaal!

Und mitten in dem Saale stand ein süßer holder Knabe, auf der Stirne stand ihm die Unschuld geschrieben, — er strich sich die dunklen Locken

aus dem freundlichen Gesichte, er las in eine Bibel. Hinter dem Knaben stand ein Greis. —

Das war ich — und der Lehrer meiner Jugend! rief der Kaiser erschüttert.

Doch plötzlich verschwand dies Bild, ein anderes erschien. Ich blickte hinaus zu dem Fenster meines Hauses, welches dem königlichen Schlosse in Prag gegenüberliegt, und ich gewahrte an dem Fenster einen Mann, dem holden Knaben ähnlich — aber sein Haar war grau. Auf dem Haupte trug er die deutsche Kaiserkrone, hinter ihm stand wieder der Greis, den ich im vorigen Bilde gesehen. — Mir schien es, als tönten von der Altstadt her die ersterbenden Klänge eines frommen Liedes, sie schienen auch hinüber zu tönen auf das königliche Schloß, denn der Mann mit der Kaiserkrone lauschte unwillig, dann wandte er sich zu dem Greise, der hinter ihm stand, — und sprach die vernehmlichen Worte: — „Das kann ich nicht". — Doch plötzlich warf er seine Blicke auf die Judenstadt, die dem Schlosse gegenüberliegt. Er erhob willenlos die Rechte, und sprach: So will ich wenigstens diese vertreiben. Eh' drei Monden verstreichen, darf kein Jude mehr im Lande Böhmen sich sehen lassen, ich schwöre es dir. — Als ich diese Worte hörte, erfüllte der tiefste Schmerz und Verzweiflung meine Seele. Herr! flehte ich, warum entbrennt dein Zorn über dein Volk, das du herausgeführt aus dem Lande Mizrajim mit großer Macht und starker Hand[1])?! Und Elias der Prophet sprach: Blick auf! Ich blickte auf und sah eine große schöne Stadt, und in der Stadt in einem großen Pallaste saß ein Mann auf einem Throne, und vor ihm knieten drei Männer, angethan in hochrothen, rosenfarbenen und violetten Gewändern, — und sie sprachen: Willst du unser Vater sein? und er antwortete: Ich will es. — Da frug ich: Großer Prophet! wer ist das? — und Elias antwortete: Das ist der neugewählte Papst er wird Euch retten, er wird auflösen das Gelübde des Kaisers. — Als ich diese tröstende Worte vernommen, erwachte ich.

Und was hast du dann gethan? frug der Monarch.

Ich sprang von meinem Lager auf, kleidete mich an und ging zum Rabbiner; ich traf ihn wachend, — er hatte dasselbe Traumbild im Schlafe gesehen. Ich bestieg sogleich ein Pferd und bin nach Wien gereist, um zu den Füßen meines erhabenen Monarchen, die Begnadigung meiner schuldlosen Glaubensbrüder zu erflehen. — Ich hielt inne. Ich hatte mir den sonderbaren Traum des Kaisers, der für uns so schreckliche Folgen hätte haben können, so oft vor die Seele geführt, daß er meinem geistigen Auge fast als verkörpertes Gebilde vorschwebte. Ich hatte nichts, auch nicht den geringfügigsten Umstand übergangen, den mir der Geheimschreiber mitgetheilt hatte, um das Traumbild vollkommen wahr wieder zu geben. Ich hatte eine Lüge erzählt, aber sie war eine harmlose, eine unschuldige, dies bewies mir der ruhige Schlag meines Herzens. — Meine Worte hatten den unaussprechlichsten Eindruck auf den Kaiser gemacht. Er schritt in größter Aufregung im Zim-

[1]) Exod. Cap. 32. V. 11.

mer auf und ab, und blickte mich von Zeit zu Zeit mit prüfenden Blicken an. Endlich warf er sich in einen Lehnstuhl, versank in tiefes Sinnen, und sprach in abgebrochenen Sätzen leise vor sich hin: Nein, nein, Träume sind Winke des Höchsten, — — vielleicht soll es doch nicht sein, — — ein Gelübde — — die Kirche kann es lösen — doch wen soll ich schicken? — Nein, so geht es nicht — — so — — so — —

Nach einer kurzen Weile schien er einen plötzlichen Entschluß gefaßt zu haben, er sprang vom Lehnstuhl auf, und nachdem er wieder einige Mal, wie es seine Gewohnheit ist, im Zimmer auf- und abgeschritten war, blieb er vor mir stehen.

Du mußt ein großer Mensch sein, sprach er. Du bist nichts als ein Kammerknecht des deutschen Reichs, bist ein Jude, und doch hat dich der Herr gewürdigt, dir den geheimen Entschluß deines Kaisers zu enthüllen.— Dein Traum hat nicht gelogen, ja, — ich habe gelobt die Juden aus Böhmen zu verweisen, und nur der heilige Vater in Rom kann mir das Gelübde lösen. — Ziehe nach Rom, erflehe dir vom Papst die Lösung des Gelübdes; kehrst du bis zum nächsten Pfingstfeste nach Wien zurück, hat der Fürst der Kirche mich entbunden meines Wortes, so mögen deine Glaubensgenossen, wie früher, Schutz und Heimat in meinen Landen finden.

Meinen Dank, gnädigster Herr und Kaiser! sprach ich, meinen Dank für die Hoffnung, die das allerhöchste Kaiserwort in mir erweckt, kann ich nicht aussprechen— aber täglich will ich auf den Knien den Segen des Allmächtigen auf meinen Monarchen und sein durchlauchtigstes Kaiserhaus herabflehen. — Die allerhöchste Huld Euerer Majestät, fügte ich nach einer kleinen Pause hinzu, ermuthigt mich noch zu einer Bitte, deren Gewährung ich mir um so eher schmeichle, als — Noch eine Bitte? frug der Kaiser: Du bist schwer zu befriedigen. — Nun laß hören.

Eure Majestät! Wie kann ich vor dem Papste hintreten?— wie kann ich, ein Kammerknecht des deutschen Reiches— ein Jude,— vor ihn, den Fürsten der Kirche, hintreten, er solle das Gelübde des römischen Kaisers lösen? Wird er meinen Worten Glauben schenken? Wird er mich nicht für wahnwitzig halten?— Wenn aber Euere Majestät in allerhöchst Dero kaiserlichen Huld geruhten, durch einige Worte meine Sendung zu beglaubigen,— wenn allerhöchst Dero Wille,— daß die Lösung des Gelübdes der kaiserlichen Milde erwünscht wäre— darin angedeutet, ausgesprochen würde; so würde die kaiserliche Gnade vervollständigt, und der guten Sache der glücklichste Erfolg gesichert sein. —

Ich hatte diese Worte mit bebender Stimme gesprochen; es war kein Zweifel, nur wenn der Kaiser auch diese meine zweite Bitte erfüllte, konnten meine Bemühungen gelingen. Mein natürlicher Verstand sagte mir, daß diese Bitte eine außerordentliche, eine kühne sei, ich wußte nicht diesem Gesuche die passende Form zu geben, und zitterte, in irgend einem Worte die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht zu verletzen. Ich wagte nicht aufzublicken.

Du hast Recht, sprach der Kaiser, ich will dir auch diese Bitte ge-

währen. Einige Zeilen ſollen dich bei dem heiligen Vater beglaubigen. — Jedoch wiederhole ich es dir, bis zum Pfingſtfeſte mußt du mit der Löſung des Gelübdes in Wien angelangt ſein. Kömmſt du ſpäter, ſo iſt es zu ſpät. — Wann willſt du abreiſen?

Sobald ich im Beſitze des allerhöchſten Schreibens bin.

Gut. — Um zwölf Uhr kömmſt du wieder ins Schloß — Der Kaiſer klingelte mit einer ſilbernen Glocke, die auf dem Tiſche ſtand. Der Kammerherr erſchien.

Graf! wenn dieſer Jude kömmt, ſo wird er in mein Arbeitszimmer geführt. Der Kammerherr verbeugte ſich und der Kaiſer ſchritt raſch durch die Thüre, durch welche er eingetreten war, ab. Der Kämmerer begleitete mich bis zur Treppe, um den wachthabenden Offizier den Befehl zu ertheilen, mich ungehindert einzulaſſen.

Ihr könnt Euch denken, ich war zur beſtimmten Zeit im kaiſerlichen Schloſſe. Der Kammerherr führte mich ſogleich in das Arbeitszimmer des Kaiſers. Als ich eintrat, hatte der Kaiſer, der an einem Schreibepulte ſaß, mir den Rücken zugekehrt. Eine zweite Perſon, die ſich ebenfalls im Zimmer befand, und die an einem mit Dokumenten bedeckten Tiſche ſchrieb, hatte das Geſicht der Thüre zugewendet. Ich erkannte ſogleich den Geheimſchreiber. Ich befürchtete meine Bekanntſchaft durch mein Erröthen zu verrathen, während der Geheimſchreiber ebenfalls weit emſiger ſchrieb, unſere Verlegenheit zu verbergen.

Gnädigſter Herr! ſprach der Kammerherr, der mich eingeführt hatte, um den Monarchen auf mich aufmerkſam zu machen.

Ah — du biſt da — gut, rief er, während ich mich tief verneigte. Haſt du den Brief geſchrieben? frug er, ſich zu dem Tiſche wendend.

Ja, gnädigſter Herr! Es fehlt nur der allerhöchſte Namenszug.

Der Geheimſchreiber überreichte ihm das Schreiben. Während der Monarch unterzeichnete, frug er: Du biſt alſo um zehn Uhr angekommen? Nun, was gibt es Neues in Ungarn?

Gnädigſter Herr! Es ſind ſo eben Depeſchen aus Peſth angelangt — ich habe ſie noch nicht geöffnet, ſie ſcheinen wichtig zu ſein.

Wir werden gleich ſehen.

Nachdem das Schreiben verſiegelt war, überreichte es mir der Kaiſer ſelbſt. Ich ſchlug den Brief in ein weißes ſeidenes Tuch, welches ich zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte. Ich wollte ſprechen, aber die Stimme verſagte mir. Bis zum Pfingſtfeſte hoffe ich dich wieder zu ſehen, hörſt du!? nicht ſpäter! ſprach der Kaiſer mit feſter ernſter Stimme. Ein leichtes Nicken mit dem Kopfe verabſchiedete mich. Im Scheiden warf ich noch dem Geheimſchreiber verſtohlen einen Blick des wärmſten Dankes zu. Er zerdrückte mühſam eine Thräne im Auge. —

Zwei Stunden ſpäter war ich auf dem Wege nach Italien. Die verſchiedenartigſten Gedanken beſtürmten mich. Zuweilen glaubte ich zu träumen, ich, ein Jude, deſſen Schickſal noch immer zweifelhaft war, der viel-

leicht in kurzer Zeit verbannt und heimatslos werden konnte,— ich trat die Reise nach Rom an, um vom Fürsten der Kirche die Lösung eines Gelübdes zu erflehen, welches der römische Kaiser im Traume gelobet! Es gehörte in der That die stärkste Geistesruhe dazu, die seltsame Lage, in die ich durch die Verkettung der sonderbarsten Umstände gelangte, zu erfassen. Dann aber stiegen tausend Dankopfer auf dem Altare meines Herzens auf, zu dem Höchsten, dafür, daß er mich Gnade finden ließ in den Augen des Monarchen, daß er sein Herz erschlossen hatte meinen Worten.

Ich will die Mühseligkeiten meiner Reise mit Stillschweigen übergehen, nur so viel halte ich für nöthig Euch zu sagen, daß ich später in Rom anlangte, als ich erwartet hatte. Ich sollte bis zum Pfingstfeste wieder in Wien sein! Dies war das letzte Wort des Kaisers an mich gewesen. Jetzt, nachdem die Sache glücklich beendigt ist, ersehe ich, daß die Forderung des Kaisers auch in diesem Punkte viel weniger unbillig war, als es mir anfänglich geschienen. In drei Monaten sollten die Juden, wenn die Lösung des Gelübdes nicht erlangt werden konnte, Böhmen verlassen haben; und der Monarch wollte in diesem ungünstigen Falle, den Juden wenigstens eine vierwöchentliche Frist gestatten. Pius der IV.[1]) hatte einige Zeit vor meiner Ankunft in Rom, den päpstlichen Thron bestiegen, und war von den Geschäften der Kirche und des Staates überhäuft. Es wird Euch daher nicht wundern, daß es mir unmöglich war, eine Audienz zu erhalten. Unsere Glaubensgenossen in Rom konnten mich nicht einmal mit einem nützlichen Rathe unterstützen, und meine Bemühungen bei den Beamten des Vatikans waren fruchtlos, da ich den wahren Zweck der Audienz Niemanden anzuvertrauen wagte. So war ich schon einige Tage in Rom, ohne den Papst gesprochen, oder nur gesehen zu haben. Es blieb mir daher nichts übrig, als eine jener kirchlichen Feierlichkeiten, wo sich der Papst dem jubelnden Volke im prunkvollen Zuge auf der Straße zeigte, abzuwarten, um ihm das Schreiben der apostolischen Majestät zu überreichen. Ich befand mich in der furchtbarsten Aufregung. Der Boden brannte mir unter den Füßen. Ich war in einem fremden Lande,— mit der heiligsten Sendung beauftragt, und mußte mit jeder nutzlos verstrichenen Stunde befürchten, die kostbare, kärglich zugemessene Zeit zu versäumen.

Am vierten Tage meines dortigen Aufenthaltes, ging ich trostlos durch die Straßen. Zufällig kam ich vor der Lateranskirche vorüber, wo sich eine unübersehbare Menschenmenge versammelt hatte. Man erwartete den Papst, der diese Kirche besuchen sollte. Ich blieb unter der Menge der Neugierigen stehen, und faßte den Entschluß, dem Papste hier, auf offener Straße das Schreiben des Kaisers zu überreichen. Ich blickte mit der größten Spannung die Straße herab. Endlich ertönte eine liebliche wunderschöne Musik, und ein großer prachtvoller Zug bewegte sich die Straße entlang dem Lateransplatze zu. Nachdem eine große Anzahl Ordensgeistliche mit brennenden Wachskerzen in der Hand, vorübergezogen war, erblickte man in eini-

[1]) Pius der IV. Medicis von Mailand, wurde erwählt im Jahre 1559, und verwaltete die Kirche 5 Jahre, 11 Monate und 15 Tage.

ger Entfernung den päpstlichen Tragsessel, der mit großen Fächern von Pfauenfedern versehen ist, die in beständiger Bewegung erhalten werden. Der prachtvolle Tragsessel wurde von 12 jungen Klerikern getragen. Man kann sich keine Vorstellung von der imposanten Pracht dieses Schauspieles machen. Bei dem Anblicke des Papstes schlug mein Herz, als wollte es zerspringen. Jetzt war der entscheidende Augenblick meiner Reise gekommen. — Das Volk war aufs Knie gesunken, ich war der Einzige, welcher aufrecht stand. Ich durfte den günstigen Augenblick nicht verlieren, um mich bei der Annäherung des Papstes, durch diese dichten Reihen knieender Menschen zu drängen und das Schreiben, welches ich krampfhaft in der Hand hielt, zu überreichen. Ich hatte mich in die Mitte der Straße gestellt, war aber von der anströmenden Menschenmasse weit zurückgedrängt worden, so daß ich mich in der Mitte dieses zahllosen Menschenhaufens befand. Ich hatte anfänglich die Aufmerksamkeit nicht bemerkt, welche meine aufrechte Stellung erregt hatte. Bald aber ertönte rings um mich her der laute Ruf: Niederknien! — und als ich demselben nicht Folge leistete, riefen viele Stimmen: Nieder mit dem Ketzer! Es ist ein Ungläubiger! Ein Anhänger Luthers! Ein Jude! Er will sein Knie nicht beugen! — Einige der Erbittertsten machten schon Miene auf mich loszustürzen, als der Papst an dieser Stelle vorüberkam. Er mochte wohl das Geschrei der wüthenden Menge gehört haben, denn er wandte sich, als er den Segen ertheilte, längere Zeit dem Orte zu, wo ich stand. In diesem Augenblicke drängte ich mich mit einer Riesenkraft durch Menschenmassen bis an den Tragsessel des Papstes. Die Garden, welche denselben umgaben, wollten mich zwar zurückstoßen, aber ich rief laut in lateinischer Sprache: Fürst der Christenheit! Verzeihung, daß ich es wage, auf offener Straße dieses Schreiben meines gnädigen Monarchen zu überreichen. Der Camerlingo, der neben dem päpstlichen Sessel ritt, hatte kaum das kaiserliche Siegel des Briefes erkannt, als er ihn mir aus der Hand nahm, und ihn dem Papste überreichte, dem er hierbei einige Worte zuflüsterte. Der Papst schien zu antworten. Nach dem Gottesdienste in den Vatican! sprach der Camerlingo so leise, daß nur ich es vernehmen konnte. Dies Alles geschah in der möglichst kurzen Zeit. Der Zug hatte keine Minute gehalten, und setzte sich nun wieder in Bewegung. Ich enteilte dem Gedränge, um mich von der Betäubung zu erholen.

Nach dem Gottesdienste in den Vatican! — Jetzt sollte sich das Schicksal meiner Glaubensbrüder entscheiden. Ich vermag es nicht, meinen Seelenzustand in den zwei Stunden, die meiner Audienz bei dem Papst vorangingen, zu schildern. Furcht, Zweifel, Hoffnung, beherrschten mich abwechselnd, und ich glaube überzeugt zu sein, daß ich diese qualvolle Ungewißheit nicht länger hätte aushalten können, daß ich diesen Martern unterlegen wäre. Ich ging in den Vatican. Zu meinem größten Erstaunen erwartete mich ein päpstlicher Kämmerer in dem Hofe des Pallastes, und führte mich durch mehrere Gänge und Durchgangssäle in das Sprechzimmer des Papstes. Dieses war durch ein reichverziertes Gitter in zwei Hälften getheilt.

In der Einen saß auf einem Lehnsessel, auf einer Art von Tribune, der höchste Fürst der Kirche. Ein Wink verabschiedete den Kämmerer. — Der Papst nahm mich huldreich auf. Das kaiserliche Schreiben lag vor ihm, und er schien darüber erfreut zu sein, da zwischen seinem Vorgänger [1]) und dem Kaiser Ferdinand, ein steter Unfriede geherrscht hatte. Er forderte mich auf, ihm zu wiederholen, wie ich zur Kenntniß des kaiserlichen Entschlusses gelangt sei. Er that dies in lateinischer Sprache, da ich ihn so auf der Straße angeredet hatte.

Heiligkeit! begann ich nach einer kurzen Pause, während welcher ich mich zu sammeln suchte; ich trete vor dich, um Gnade zu erflehen für Tausende von Schutzlosen, die durch dein Wort gerettet, oder dem Verderben preisgegeben werden. — Der Herr hat dich erhoben auf den ersten Thron der Welt, denn die gesammte Christenheit hat ihr Auge auf dich gerichtet. Der Herr hat dir zugewendet alle Herzen und alle Gemüther. Ich trete vor die Stufen deines erhabenen Thrones mit dem vollsten Vertrauen im Busen, mein Herz und meine Vernunft rufen mir es mit gleich lauter Stimme zu: du, hoher Fürst der Kirche! wirst einweihen dein erhabenes Amt mit einem Werke des Rechts und der Milde, der Menschenliebe und der Gnade; ein Werk, das wohlgefällig ist vor Gott, der ein gütiger Vater ist für Alle.— Und damit du, erhabener Fürst! erkennen mögest die Wahrheit meiner Worte, damit du erkennen mögest, daß ich mit dem vollsten Vertrauen mich genahet den Stufen deines Thrones, will ich dir ein Geheimniß enthüllen, daß ich nur dem Sterblichen anzuvertrauen wage, den der Herr berufen zu leiten die Völker der Erde, und dem er gegeben hat die Einsicht und die Weisheit, um seine Sendung zu vollbringen.

Der Papst, von diesem Eingange überrascht, stand von seinem Sitze auf und lehnte sich an das Geländer, um meinen Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen. Ich erzählte den wahren Sachverhalt. Ich erzählte, wie ich den Entschluß unseres kaiserlichen Herrn erfahren. Ich schilderte das Unglück einer Verbannung, wenn die Verbannten, Juden sind. Ich schilderte es mit den glühendsten Farben. Meine Thränen rollten unaufhaltsam über meine Wangen, aber sie hemmten mir die Sprache nicht. In diesem Augenblicke, ich zweifle nicht daran, war der Geist des Herrn mit mir und meinem Munde. Ich hatte jede Scheu, jede Furcht abgelegt, ich sprach, wie ich nie gesprochen, — wie ich nie sprechen werde. Die Worte entquollen den tiefsten Tiefen meines Herzens. Es war mir gelungen, die blutigen Thränen einer schmerzzerrissenen Seele, in das lebendige, ergreifende Wort zu fassen.— Verlangt nicht, meine Brüder! daß ich Euch diese Worte wiederhole— ich kann es nicht; ein solcher Moment der Erhebung und Begeisterung kömmt nie wieder. —. Ich hielt inne. — Mein Blick traf das Antlitz des hohen Kirchenfürsten, — und — namenlose Wonne! glücklichster Moment meines Lebens! — in dem Auge des Papstes glänzte eine Thräne! —

[1]) Paulus IV. (Caraffa) von Neapel, erwählt im Jahre 1555, wollte weder die Entsagung Kaiser Karl des V., noch die Wahl seines Bruders Ferdinand billigen.

Ich hatte es in dem Verlaufe meiner Erzählung unumwunden ausgesprochen, daß ich mich, der geheiligten Person des Monarchen gegenüber, einer Lüge schuldig gemacht hatte. Aber die Umstände durften mich rechtfertigen, und jedenfalls waren meine Glaubensbrüder schuldlos an diesem Vergehen. Diese Aufrichtigkeit, dieses außerordentliche Vertrauen, erregten, wie ich es erwartet hatte, das Wohlgefallen des Kirchenfürsten. Nach einer kurzen Pause sprach er: Ich werde meinen geliebten Sohn, den deutschen Kaiser, seines Gelübdes entbinden. Morgen wirst du das Schreiben, welches die Absolution enthält, aus den Händen meines Camerlingo empfangen. Bei diesen Worten klingelte der Papst mit einer silbernen Glocke, und schritt, ohne mir zu einem Worte Zeit zu lassen, durch die Thüre des Seitenkabinets. Der Kämmerer erschien und führte mich durch die Gänge bis an die Treppe.

Des andern Tages, als ich in den Pallast kam, hatte ich nicht mehr das Glück den Papst zu sehen. Der Camerlingo übergab mir ein gesiegeltes Pergament. —

Ich trat sogleich die Reise an. Ich hatte nun die größte Eile, denn die bei weitem größere Hälfte der mir vom Kaiser anberaumten Zeitfrist war schon verstrichen. Trotzdem wäre ich vielleicht doch noch zum Pfingstfeste in Wien angelangt, aber in Mantua warf mich ein hitziges Fieber, die Folge der fortwährenden geistigen Anstrengungen, aufs Krankenlager. Ich rang schon verzweifelnd mit dem Tode, — aber der Herr rettete mich; ich genas — aber die bestimmte Frist war verstrichen, ich langte neun Tage nach dem Pfingstfeste in Wien an. Eine Stunde nach meiner Ankunft, hatte ich dem Kaiser die Absolution des Papstes überreicht.

Zu spät! sprach der Kaiser ernst — den Tag nach dem Pfingstfeste sandte ich meinem Statthalter in Prag den Befehl, den achten Tag nach Empfang desselben, die Juden aus Prag zu verweisen. Ich bedauere es, daß du zu spät kömmst, und würde ein Bote meine königliche Hauptstadt Prag noch erreichen können, bevor mein Befehl vollzogen, so wäre es mir lieb gewesen; aber das ist unmöglich, in dieser kurzen Frist kann auch das schnellste Roß diesen Weg nicht zurücklegen, es sind kaum zwei Tage Zeit. Ist aber mein Befehl vollzogen, so kann ich ihn nicht widerrufen — dann ist es eine Bestimmung des Höchsten.

Eure Majestät! sprach ich, ich habe Alles versucht, um meine Glaubensbrüder zu retten; — ich traue mich auch mit der göttlichen Hilfe, den Widerruf des allerhöchsten Edikts in dieser Zeit nach Prag zu bringen, wenn Eure Majestät allerhöchst geruhten, mich mit dieser Sendung zu beauftragen. Meinem dringenden Flehen gelang es, den Monarchen zu bewegen. Ein kaiserliches Schreiben an den königlichen Statthalter in Prag, wurde mir übergeben. Obwohl durch meine Krankheit und eine mehrtägige Reise erschöpft, setzte ich mich doch sogleich zu Pferde. Kam ich zur Zeit, war Alles gerettet; kam ich zu spät, war Alles verloren!

Die ungeheure Schnelligkeit bei diesem furchtbaren Ritte, werdet Ihr

dadurch ermeſſen können, daß ich zur rechten Zeit hier eingetroffen bin. — Im raſchen Fluge zog ich an Dörfern, Schlöſſern, Bergen vorüber. Die Hufen des ſchwebenden Roſſes, das den Boden gar nicht zu berühren ſchien, ſchlugen Funken aus dem harten Kies der Straße. Den erſten Tag meiner Reiſe, ward ich durch die Hitze ſehr beläſtigt. Ich empfand keinen Hunger, dagegen einen deſto brennenderen Durſt! Ich wagte nicht, ihn in einer der Quellen, an die mich mein Weg vorüberführte, zu ſtillen, weil ich befürchtete, die koſtbare Zeit zu verlieren. Mehrmals verzweifelte ich ſchon daran, mein Vorhaben auszuführen; denn ich fühlte mich zuweilen von einer außerordentlichen, leicht zu begreifenden Mattigkeit befallen. Aber der Gedanke an meine Glaubensbrüder, ſtärkte und kräftigte mich wieder von Neuem. Die erſte Nacht war eine mondhelle. Ich hätte gerne mein ganzes Habe für eine Stunde Ruhe gegeben,— aber jeder Augenblick war ein verlorener. Am zweiten Tag herrſchte eine unerträgliche, drückende Hitze. Hätte dieſe furchtbare Sonnengluth den ganzen Tag angehalten, ſo wäre ich, ich zweifle nicht daran, unterlegen. Aber gegen Mittag zogen ſchwarze Wolken an dem Horizonte, in der Ferne leuchteten Blitze, rollten Donnerſchläge, und ein erquickender Regen ſtrömte vom Himmel. Der Boden des Weges, den ich ritt, war harter Kies, und der Regen erweichte ihn daher nicht. Ich aber ſog nun in gierigen Zügen, die erfriſchende Kühle ein, — und ich fühlte mich neubelebt. Ein Regenbogen ſtand am Himmel, ſein Anblick ſtärkte mich wunderbar.— Und wieder war es Nacht geworden. Mein Weg führte mich durch einen dichten Wald. Der Himmel war von ſchwarzen Wolken verhüllt, es war die dunkelſte Nacht, die ich je geſehen. Kein Stern leuchtete am Himmel; ich fand den Weg nicht, ich wußte nicht wohin ich mein müdes Roß lenken ſollte. Mich überfiel eine tödtliche Angſt, was ſollte ich nun beginnen? Sollte ich den kommenden Morgen abwarten, und unthätig die Zeit verſäumen, die ich dann nimmer einzubringen vermochte? ! Herr! rief ich, kann es denn dein geheiligter Wille ſein, daß ich hier in träger Ruhe die koſtbare Zeit verſäume! Du haſt mich geleitet auf allen meinen Wegen, warſt mit meinem Geiſte und Munde, als ich mit den Fürſten der Erde geſprochen, haſt mich Gnade finden laſſen in ihren Augen,— haſt mich geneſen laſſen von ſchwerer Krankheit, und jetzt, Herr!— jetzt willſt Du mich verlaſſen, da die Stunde der Entſcheidung naht? ! — Du haſt Millionen Sterne, die da leuchten auf ihren Bahnen,— und ſoll heute in dieſer grauſen Schreckensnacht nicht ein Sternlein flimmern mir den Weg zu zeigen? Und als ich ſo das feuchte Auge zu dem finſtern Himmel emporgehoben anhielt, da zog ein mächtiger Wind grollend durch die Bäume des Waldes. Die alten Eichen und Tannen beugten und neigten ſich, und es zerriß der dunkle Wolkenſchleier, — und der Mond und die Sternlein leuchteten freundlich herab auf die Erde.— Weiter, mein treues Roß, weiter, rief ich jubelnd. Gelobt ſei der Name des Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit! In demſelben Augenblick fühlte ich einen entſetzlichen

Schmerz im Auge. Ich hatte bei der wüthengen Eile, mit der ich jetzt wieder meinen Ritt fortsetzte, einen hervorstehenden Baumast nicht bemerkt, und dieser hatte mir das linke Auge durchstochen. Das Blut spritzte mir in's Antlitz. Doch jetzt war es nicht Zeit, meines Leibes zu pflegen. Ich verband das Auge so gut ich konnte, und stürmte weiter. Nun näherte ich mich ohne weitern Unfall der Stadt Prag. Bald erblickte ich die Thürme meiner Vaterstadt, und es war eilf Uhr schon vorüber, als ich mit hochklopfendem Herzen durch das Wischehrader-Thor ritt. Vor allem andern lenkte ich mein Roß auf die Kleinseite zur Wohnung des Statthalters, ich sprengte in den Hof, und drang unangemeldet in das Zimmer. Als der Statthalter den kaiserlichen Befehl gelesen, beorderte er gleich einen Offizier, mir in die Judenstadt zu folgen, um mich, dem mit der Vertreibung beauftragten Kriegsobristen zu beglaubigen. Ich aber schwang mich sogleich aufs Pferd, und kam, Gott sei Lob und Dank! zur rechten Zeit. —

Reb Mordechai schwieg. In dem kleinen Kreise herrschte nun jene freudige Rührung, die wir im Menschenleben so selten fühlen, und die mit desto größerer Macht das Herz erfaßt. —

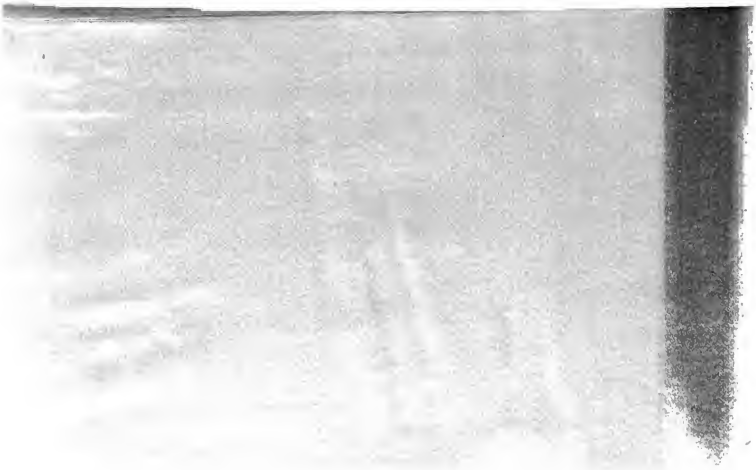
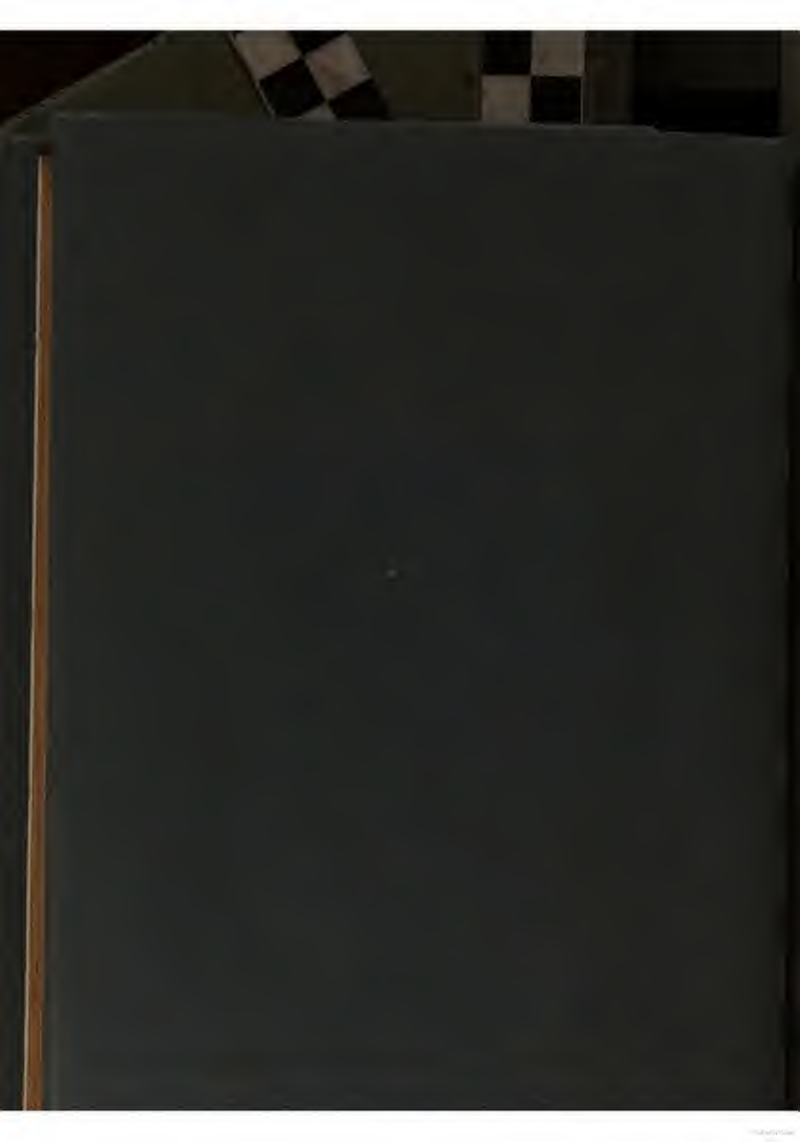
Ich hatte, brach Reb Mordechai das kurze Schweigen, ich hatte nicht mehr Gelegenheit und Zeit, dem Geheimschreiber zu danken; aber ich werde es ihm nie, nie vergessen, — er ist ein wackerer dankbarer Mann, — und, mein liebes Weib! fuhr er gegen Bele gewendet fort, wir haben wohl doch recht gethan, ihm vor einigen Jahren diesen Dienst zu leisten. — Nicht wahr?

Ja, rief Bele gerührt, ja, der Herr belohnt die Guten schon in diesem Leben. —

Was für einen Dienst habt Ihr denn dem Manne geleistet? frug der Raf.

Bele wollte antworten, doch Reb Mordechai unterbrach sie: Laß es sein, liebes Weib! Es ist nichts, Rabbi — Nichts erzählenswerthes —

Großherziger Mann! rief Bele in höchster Begeisterung — nein, ich darf dich nicht mehr lieben; verehren muß ich dich — verehren, wie man die Engel verehrt, die der Herr aus seinen lichten Höhen sendet, um zu trösten und zu retten!

Mordechai Cohen ist schon lange heimgegangen zu seinen Vätern. Auf seinem Grabsteine wuchert üppiges Moos. Aber Israel ist dankbar, und sein Andenken lebt in der Erinnerung seines Volkes.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z162586500